Universität Potsdam

Elisabeth Berner | Manuela Böhm | Anja Voeste (Hrsg.)

Ein groſs vnnd narhafft haffen

Festschrift für Joachim Gessinger

Institut für Germanistik

Copyrighted material

Ein groſs vnnd narhafft haffen/
gefüllet mit allerley wolbereidt
tartuffeln/ fleiſch vnd obez/ an=
gericht zu ehr vnnd ergötz=
ung/ von denen bekanten
ſpieſsgeſellen/ holden
frawen auch darbey/
aus teutſchen vnd
welſchen
landen

Copyrighted material

Ein groſs vnnd narhafft haffen

Festschrift für Joachim Gessinger

Herausgegeben von

Elisabeth Berner
Manuela Böhm
Anja Voeste

Universität Potsdam 2005

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© Universität Potsdam, 2005

Herausgeberinnen:	Elisabeth Berner Manuela Böhm Anja Voeste
Druck:	Audiovisuelles Zentrum der Universität Potsdam
Vertrieb:	Universitätsverlag Potsdam Postfach 60 15 53 14415 Potsdam Fon +49 (0) 331 977 4517 / Fax 4625 e-mail: ubpub@rz.uni-potsdam.de http://info.ub.uni-potsdam.de/verlag.htm
ISBN	**3-937786-35-X**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne vorherige Genehmigung der Autoren / Herausgeber nicht vervielfältigt werden.

Menu du 21 juin 2005

Entrée

Die Herausgeberinnen bitten zu Tisch 9

Plats du jour

Lüttje Lage und Maultaschen

Otto Ludwig 11
Kopf und Hand. Zur Konstitution der neuzeitlichen Schreibpraxis in spätmittelalterlicher Zeit

Isabel Zollna 19
Ohr und Hand. Die *Taquigrafía castellana o arte de escribir con tanta velocidad como se habla* (1803) von Francisco de Paula Martí

Bouletten

Angelika Ebrecht / Klaus Laermann 29
Wie kommt Farbe zur Sprache?

Wolfert von Rahden 43
„Ächte Weimaraner". Zur Genealogie eines Genealogen

Susanne Scharnowski 55
„Die Studirten drücken jetzt einander todt, wenn ich so sagen darf". Einige Anmerkungen zu Universitätsreform und Gelehrsamkeitskritik seit der Aufklärung

Hartmut Schmidt 65
Die Sprache des Regimes und die Sprache der Bürger. Carl Goerdeler und andere zum Leipziger Universitätsjubiläum 1934

Jürgen Trabant 91
Welche Sprache für Europa?

Rüben und Kartoffeln

Elisabeth Berner 105
„Im ersten Augenblick war es mir Deinetwegen leid“.
Theodor Fontane im Krisenjahr 1876

Manuela Böhm 117
Berliner Sprach-Querelen.
Ein Ausschnitt aus der Debatte über den *style réfugié* im 18. Jahrhundert

Peter Eisenberg 131
Jeder versteht jeden. Wie Luther die Pfingstgeschichte schreibt

Christian Fischer 149
Variation und Korrelation im Mittelniederdeutschen.
Möglichkeiten und Grenzen der Variablenlinguistik

Anja Voeste 163
„Die Neger heben“?
Die Sprachenfrage in Deutsch-Neuguinea (1884–1914)

Heide Wegener 175
Das Hühnerei vor der Hundehütte.
Von der Notwendigkeit historischen Wissens
in der Grammatikographie des Deutschen

Birgit Wolf 189
„Woher kommt eigentlich ...?“
Sprachberatung und Sprachgeschichte an der Universität Potsdam

Desserts

Pralinen und Marshmallows

Liliane Weissberg 201
Die Unschuld des Namens und die ungeheure Unordnung der Welt

Roland Willemyns / Eline Vanhecke / Wim Vandenbussche 215
Politische Loyalität und Sprachwahl.
Eine Fallstudie aus dem Flandern des frühen 19. Jahrhunderts

Obst

Jürgen Erfurt 227
Zweisprachige Alphabetisierung im Räderwerk politischer und wissenschaftlicher Diskurse

Franz Januschek 239
Über *Fritz* und andere Auslaufmodelle. Ein Beitrag zur Lingologie

Ulrich Schmitz 251
Grün bei Grimm

Hupferl

Wolfert von Rahden 263
Immer wieder plötzlich am Ende des Sommers. Zur Phänomenologie des Abschiedsrituals auf einem italienischen Landsitz in den achtziger Jahren

Copyrighted material

Die Herausgeberinnen bitten zu Tisch

Es ist uns eine Freude, am heutigen 21. Juni 2005 einen Hafen voller kulinarischer Köstlichkeiten zu Ehren des Jubilars auftischen zu können. Wir eröffnen die Tafel in seinem Geburtsland Brandenburg, dessen Küche seit Jahr und Tag international gerühmt wird (Wir erinnern nur an die verwöhnten Gaumen der Hugenotten, die dereinst den weiten, staubigen Weg an die brandenburgische Tafel auf sich nahmen.). Doch bevor das Menu serviert wird, wollen wir zur Feier des Tages ein wenig reinen Wein einschenken.

Der Kanonendonner des Krieges ist kaum verhallt, als Joachim „Fritz" Gessinger am 21. Juni 1945 das Licht der Welt erblickt. In der Kargheit der brandenburgischen Steppe geboren, wurzeln tief in ihm zwei Sehnsüchte, symbolisiert durch Auge & Ohr. Das Auge steht metaphorisch für seinen Wunsch, der sandigen Ödnis zu entfliehen, für den Traum vom Grün. Das Ohr meint die Sehnsucht, einmal jenseits der brandenburgischen Stille zu sein (in der man ja nur das trockene Laub der Birken rascheln hört). Diese beiden Sehnsüchte sollen sein Leben bestimmen.

Den Traum vom Grün hat sich der Jubilar mit einem Eigenheim (mit Eigenhain) in der Toskana erfüllt. Dort preßt er Oliven – nach dem Muster seiner sprachhistorischen Quellen (Man denke nur an das arme Schulheft der Susanna Katharina Dürfelds!). In der Toskana arbeitet er mit grünen Mitteln gegen die braune Flut (Was aber besser nach dem Dessert kommentiert werden soll, vgl. Wolfert von Rahdens Nachwort.). Doch nicht nur in Italien, auch in seiner Wahlheimat Werder sitzt Fritz im Grünen. Der Berühmtheit der dort angebauten Kirschen und Äpfel ist es zuzuschreiben, daß ihn seine Mitarbeiterinnen heimlich „Pomme Fritz" nennen (Gott sei Dank ahnt er nichts!). Damit spielen sie auch auf seine Redaktionstätigkeit für die Zeitschrift OBST an (Wer glaubt, daß es sich hier nur um ein Akronym für *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* handelt, ist auf ein Komp[l]ott hereingefallen.). Und natürlich – wie sollte es anders sein – schließt Fritz sich in jungen Jahren der Partei seiner Lieblingsfarbe an. Doch dazu ausführlich an anderer Stelle (vgl. den Beitrag von Ulrich Schmitz in diesem Band).

Jenseits der Stille zu sein, ist Fritz' zweite Sehnsucht. Schon während seines Studiums in der Lärmmetropole Berlin beschließt er, sein Leben den Schallwellen zu widmen. Dieses Ziel verfolgt er in Theorie (Sprachgeschichte) und Praxis (Musik). Nach dem Vorbild seines kleinen großen Namensvetters in Sanssouci spielt er in seiner Freizeit zwar nicht Flöte, aber dafür Saxophon

(größere Amplitude!). Begleitet wird er – wie dieser – vom Schmerzgeheul des eigenen Hundes. Die Schallwellen tragen Fritz' Lärm bekanntlich weit. Sogar bis in den Brandenburger Landtag, wo er mit der schonungslosen Offenheit seines brandenburgischen Charmes in der Schnarchnasenaffäre schlagartig Berühmtheit erlangt hat.

Eine Etappe seines Lebenswegs haben wir noch nicht erwähnt, weil sie nirgends hinpassen will. Die stets überschätzte Landeshauptstadt Hannover, jene graue Auster Niedersachsens, hat ihm das Liebste hervorgebracht: Die Perle Gitta, die ihm die brandenburgischen Gerichte (verfeinert mit Olivenöl aus dem Eigenhain) zubereitet. Sie ist ihm inmitten des Lärms grün.

Doch jetzt sollen einmal nicht Auge & Ohr, sondern Gaumen & Nase an der Tafel an der Havel im Mittelpunkt stehen!

Wir wünschen guten Appetit!

Otto Ludwig

Kopf und Hand. Zur Konstitution der neuzeitlichen Schreibpraxis in spätmittelalterlicher Zeit

Die nachfolgenden Ausführungen gehören in einen umfangreicheren Zusammenhang. Im Rahmen von Untersuchungen zur Geschichte des Schreibens, die ich seit Jahren betreibe und von deren Ergebnissen ein Teil im nächsten Jahr als Buch erscheinen soll (Geschichte des Schreibens. Teil 1: Von der Antike bis zum Buchdruck, Berlin / New York: Walter de Gruyter), verdienen die Prozesse, die zur Ausbildung der heutigen Schreibpraxis geführt haben, ein besonderes Interesse.

1 Die heutige Schreibpraxis

Wir verstehen unter Schreiben heute die Abfassung von Texten, kurz: Texteschreiben. Eine solche Bedeutung wird wie selbstverständlich vorausgesetzt, wenn von „kreativem Schreiben", „Schreibwerkstätten" oder „Schreibforschung" die Rede ist. Stets ist das Schreiben von Texten, nicht das von Buchstaben gemeint. Nur im Rahmen von Elementarschulen wird noch ein reduzierter Begriff von Schreiben verwendet, der sich auf die Produktion von Buchstaben, Wörtern oder Sätzen bezieht (zur Unterscheidung der Schreibbegriffe vgl. Ludwig 2003).

Die heutige Praxis des Schreibens zeichnet sich durch drei Eigenschaften aus:

- Die Tätigkeit des Texteschreibens umfaßt mindestens zwei Grundhandlungen: die Produktion eines Textes und die Produktion eines Skriptes (Manu-, Typo- oder Compuskriptes).
- Obwohl in der Ausführung grundverschieden, werden beide Tätigkeiten von ein und derselben Person verrichtet. Das heißt: Der Schreiber eines Textes ist zugleich auch derjenige, der ihn verfaßt hat, d.h. sein Autor.
- Weil beide Funktionen des Schreibens in einer Person vereinigt sind, kann es zu einer gegenseitigen Durchdringung der beiden Grundhandlungen kommen, so daß die eine nicht mehr von der anderen zu trennen ist und jede auf die andere Einfluß nimmt. Von einer solchen Möglichkeit wird häufig Gebrauch gemacht.

Die heutige Praxis des Schreibens ist nicht naturgegeben, sondern Ergebnis einer historischen Entwicklung. Die Grundlagen wurden im späten Mittelalter gelegt.

2 Die Grundlegung der heutigen Schreibpraxis im späten Mittelalter

Was das Verhältnis der beiden Grundhandlungen zueinander betrifft, lassen sich in der europäischen Geschichte des Schreibens grob drei Etappen unterscheiden. Am Anfang der Entwicklung stand die völlige Trennung. Gesprochenes wurde lediglich schriftlich fixiert, um ihm Dauer zu verleihen: Trinksprüche, Verfluchungen, Memorabilia aller Art. In der zweiten Etappe, der wichtigsten, weil über einen Zeitraum von mehr als 2000 Jahren reichend, wurden Texte, die im Kopf eines Autors entstanden, bei der Formulierung einem Schreiber in die Feder diktiert. Die beiden Grundhandlungen waren hier durch das Diktat miteinander verbunden, grundsätzlich aber immer noch voneinander geschieden und auch von verschiedenen Personen ausgeführt. Erst seit dem 13. Jahrhundert n. Chr. läßt sich eine Konstellation ausmachen, die der heutigen entspricht. In zunehmendem Maße griffen Autoren selbst zur Feder. Aber auch professionelle Schreiber schickten sich an, Texte, die sie niederschrieben, selbst zu konzipieren, zu organisieren und auszuformulieren.

An der Tatsache, daß sich im ausgehenden Mittelalter die beiden Grundhandlungen in einer einzigen Person vereinigten, lassen die Belege keinen Zweifel. Sie können in vier Gruppen eingeteilt werden.

- Es gibt zahlreiche Berichte (auch autobiographische), aus denen hervorgeht, daß Autoren ihre Texte selbst geschrieben haben. Einer der frühesten Belege stammt von Guibert von Nogent (gest. 1124). Nachdem er in den letzten Lebensjahren erblindete, beklagte er sich bitter darüber, daß der Verlust des Augenlichtes ihn dazu zwinge, „allein mithilfe des Gedächtnisses, allein mithilfe der Stimme, ohne Hand, ohne Augen“ Schriften zu verfassen (zit. nach Saenger 1999, 189).
- Von einigen großen Autoren (Albertus Magnus und Thomas von Aquin etwa) haben sich eigenhändig niedergeschriebene Handschriften, sogenannte Autographe, erhalten.
- In diesem Zeitraum änderte sich auch die Ikonographie des Schreibens. Autoren treten auf Bildern nicht mehr in Begleitung von Schreibern auf. Sie werden selbst als Schreibende dargestellt (vgl. Peters 2000).
- Auch der Sprachgebrauch hat sich geändert. Seit der späten römischen Kaiserzeit bezeichnete das lateinische Verb „dictare“ alle Aktivitäten, die einen Autor auszeichnen: nicht nur das Diktat vor dem Schreiber, sondern auch und

vor allem die Konzipierung, Organisierung und Ausformulierung von Texten. Das Verb „scribere“ war lediglich der Niederschrift vorbehalten. Im späten Mittelalter kehrte sich das Verhältnis um. Das Verb „dictare“ (zu deutsch: „dichten“) beschränkte sich auf die gebundene Rede, das Verb „scribere“ dagegen (zu deutsch: „schreiben im Sinne von Texteschreiben“) erfaßte von nun an in seiner Extension sowohl den Akt der Niederschrift als auch alle mentalen Aktivitäten, die zur Bildung von Texten führen (vgl. Ernout 1951).

Der ursprünglich redende Autor ist gegen Ende des Mittelalters zum schreibenden Autor mutiert und hat das Format angenommen, das ihm bis heute anhaftet.

3 Die Ausgestaltung der neuen Praxis

Die Vereinigung zweier heterogener Tätigkeiten in einer Person hat nicht nur die Rolle des Autors, sondern auch und vor allem die Praxis des Schreibens verändert, und zwar in einem Ausmaße und einer Radikalität, die in der Geschichte des Schreibens einmalig sein dürfte. Am Ende der Entwicklung stehen die Grundzüge der heutigen Schreibpraxis fest. Ich greife nur die wichtigsten Veränderungen heraus.

3.1 Die äußeren Bedingungen

Der Autor, der zum Schreiber wird, ist allein, „abgeschieden“, wie Quintilian sagt, zwar ohne Hilfe, dafür aber frei:
- befreit aus der Abhängigkeit von einer Person, die zuvor für die Aufzeichnung unabdingbar war,
- ohne die Anwesenheit eines unliebsamen Zeugen,
- befreit auch von sozialen Zwängen, die durch einen solchen Zeugen ausgeübt werden konnten.

So ist das eigenhändige Schreiben zunächst einmal als ein Akt der Befreiung, der Emanzipation der Autoren zu begreifen.

3.2 Die inneren Bedingungen

Der lange Weg, den zuvor ein Text vom Kopf des Autors bis zur Hand des Schreibers zu nehmen hatte, schrumpft unter den neuen Bedingungen auf eine kurze Strecke zusammen.

Zuvor hatte ein Text fünf Instanzen zu durchlaufen, bevor er in Erscheinung treten konnte. Konzipiert, organisiert und vorformuliert wurde er im Kopf des Autors. Mit dem Mund wurde das Diktat vorgenommen. Vom Schreiber wurde er dann über das Ohr rezipiert, in dessen Kopf verarbeitet und mit der Hand aufgezeichnet.

Beim eigenhändigen Schreiben wird der Vorgang radikal vereinfacht. Folgende Veränderungen sind zu verzeichnen:

- Von den fünf Tätigkeiten, die beim Diktieren zum Einsatz kommen, bleiben ganze zwei übrig, für die dann einzig und allein der Autor zuständig ist.
- Die beiden verbleibenden Tätigkeiten zeichnen sich dadurch aus, daß von der einen der Produktionsprozeß seinen Ausgang nahm (der Konzeption des Textes im Kopf des Produzenten) und die andere ihn abschloß (die Aufzeichnung auf einer Schreibunterlage). Beim eigenhändigen Verfassen von Texten verkürzt sich also der Weg, den ein Text zurückzulegen hat, auf eine Entfernung, die kürzer überhaupt nicht sein kann.
- Alle vermittelnden Instanzen werden mit einem Schlage obsolet: der Mund des Autors, das Ohr und das Gehirn des Schreibers. Auf diese Weise wird eine direkte Verbindung zwischen der mentalen Repräsentation des Textes und seiner schriftlichen Aufzeichnung hergestellt. Neurobiologisch ist genau diese Verbindung die direkteste, die überhaupt möglich ist:

> „Die motorische Region der Großhirnrinde hat über die Axone der Pyramidenbahnzellen beim Menschen einen sehr direkten Zugriff auf die 'Endstrecken' der Bewegungen der Handmuskulatur [...]. Andere Muskelgruppen, wie die Beinmuskeln, verfügen nicht in diesem Maße über einen direkten Draht zum Großhirn." (Wehr / Weinmann 1999, 48)

- Dadurch, daß beide Tätigkeiten von ein und derselben Person ausgeführt werden, und zwar gleichzeitig, sind sie ineinander verwoben und lassen sich nicht mehr voneinander trennen. Der Text entsteht zugleich mit der Manuskriptherstellung wie – umgekehrt – das Manuskript in dem Maße in Erscheinung treten kann, wie der Text im Kopf des Autors Gestalt annimmt.
- Grundsätzlich gesehen, wird ein schriftlicher Text nun auf dieselbe Weise produziert wie ein mündlicher, nur sind die ausführenden Organe andere. Im einen Fall ist es der Mund, der den Text zum Ausdruck bringt. Darum sprechen wir von „mündlichen Texten". Im anderen Fall ist es die Hand, die ihn zutage treten läßt. Konsequent wäre es darum, nicht von „schriftlichen", sondern von „manuellen Texten" zu sprechen. Durch die Vereinigung der beiden

Tätigkeiten in einer Person verliert Schreiben seinen Status als eine Extension des Sprechens und avanciert zu einer eigenständigen Alternative zum Sprechen. Sprechen und Schreiben stehen von nun ab gleichberechtigt nebeneinander.

3.3 Die Funktion des Schreibens

Hand in Hand mit der Umstrukturierung der äußeren und inneren Bedingungen erfolgt eine Umfunktionierung des Schreibens. Man schreibt nun nicht mehr, um das, was ein Autor gesagt hat, abzuschreiben, aufzuschreiben oder was andere geschrieben haben zu glossieren und zu kommentieren, sondern um neues Wissen zu erzeugen und unter die Leute zu bringen. Ivan Illich hat den Wechsel am Beispiel zweier Theologen verdeutlicht.

Einer der einflußreichsten Theologen des 12. Jahrhunderts war Hugo von St. Victor (gest. 1141). „In Hugos Jugend waren gelehrte Bücher entweder ehrwürdige 'Schriften' (Bibel, Kirchenväter, Philosophen) oder Kommentare zu ihnen. Der Lehrer folgte in seinen Auslegungen dem Text einer solchen Schrift." (Illich 1991, 104) So hat auch noch Petrus Lombardus (gest. 1164) seinen Psalmenkommentar verfaßt: der Kommentar folgt dem biblischen Text Zeile für Zeile. Anders verhielt sich Petrus jedoch gegenüber einem heidnischen Text, selbst wenn er von der höchsten Autorität stammte, die die Antike aufzubieten hatte:

> „Seine *sententiae* zu Aristoteles (sind) keine Sammlung von Kommentaren, Tangenten und Exkursen, die den jeweiligen Zeilen folgen. Dieser Kommentar entfaltet sich sichtlich als Petrus' eigener Gedankengang [...]. Die sichtbare Seite ist [...] die visuelle Darstellung einer durchdachten Beweisführung." (Illich 1991, 105f.)

So haben danach alle großen Scholastiker gearbeitet: Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Petrus Abaelardus und wie sie alle heißen.

> „Der neue Denker und *auctor* räumte, mit eigener Hand und in schnellen Kursivbuchstaben, einen Bauplatz für die Kathedrale einer *summa*. Er nahm Feder, Tinte und Papier auf, um einem Prozeß der Abstraktion Gestalt zu geben – ein Gegenstück zu dem, was gerade in den Schulen debattiert wurde." (Illich 1991, 127)

Das neue Denken und mit ihm das neue Schreiben haben schließlich sowohl die Texte als auch die Manuskripte, in denen die Texte aufgehoben waren, grundle-

gend verändert. Die Manuskripte werden textualisiert und die Texte literarisiert. „Das theologische und philosophische Buch wird zur Verkörperung einer *cogitatio*, eines Denkgebäudes“ (Illich 1991, 112), wie umgekehrt die Einrichtung der Bücher allererst die Konstruktion solcher Kathedralen des Denkens ermöglicht.

3.4 Auswirkungen auf die Manuskripte

In Form und Format war die aus der Antike überkommene Form der Bücher denkbar ungeeignet, um die gedanklichen Konstruktionen der Scholastiker angemessen darstellen zu können. Größere Werke waren vielleicht in Bücher eingeteilt, diese wiederum in Kapitel, darüber hinaus gab es aber so gut wie keine weiteren Unterteilungen. Illich vergleicht sie mit einem Korridor: „Wenn jemand das Buch in der Hoffnung durchblättert, eine bestimmte Stelle zu finden, ist die Wahrscheinlichkeit, daß er darauf stößt, nicht viel größer, als wenn er das Buch aufs Geratewohl aufgeschlagen hätte.“ (Illich 1991, 101f.)

In dem Maße, in dem Gedanken freier, die Gedankengänge komplexer und die Gedankengebäude kühner wurden, war man genötigt, von allen Möglichkeiten, die die Manuskriptseite zur Darstellung der gedanklichen Konstruktionen bot, Gebrauch zu machen. Man begnügte sich nicht mit einer groben Einteilung in Bücher und Kapitel, sondern trieb die Untergliederung bis zum Äußersten, bis in die letzte Verästelung eines Gedankens:

> „Im 13. Jahrhundert wurden die großen Abhandlungen nach einem Gesamtplan *secundum ordinem disciplinae* gegliedert, die den Leser Schritt für Schritt von einem Gedanken zum nächsten leitet und ihm ständig den Fortlauf des Prozesses vor Augen führt. Das ganze Werk ist in *partes* unterteilt, die [...] wieder in kleinere *partes* untergliedert sein können, diese ihrerseits in *membra, quaestiones* oder *distinctiones* und diese schließlich in *articuli*. Innerhalb der *articuli* vollzieht sich die Erörterung nach einem dialektischen Schema, das weitere Unterteilungen erforderlich macht. Fast jeder Gedanke ist, entsprechend seiner sich ändernden Beziehung zu anderen, in zwei oder mehr Bedeutungen zerlegt.“ (Panofski 1989, 25)

Innerhalb kürzester Zeit hatte sich so das Erscheinungsbild der Bücher radikal verändert. Die Manuskriptseite war nun nicht mehr nur Träger eines Textes oder Textausschnittes, sondern zugleich auch der Ort, an dem die gedankliche Struktur des Textes eine visuelle Form annimmt und auf diese Weise anschaulich

wird. Die Manuskripte machen sich Eigenschaften der Texte zu eigen und werden in diesem Sinne „textualisiert".

3.5 Auswirkungen auf die Texte

Nicht nur die Manuskripte, sondern auch die Texte selber haben sich durch eigenhändiges Schreiben verändert. Die Bedingungen, unter denen jetzt schriftliche Aufzeichnungen vorgenommen wurden, gestatteten es, daß der Vorgang des Schreibens unmittelbar auf die Textproduktion Einfluß nehmen konnte.

Die Tatsache, daß der Autor nicht auf die Hilfe von Schreibern angewiesen war und beim Schreiben auch nicht mehr Rücksicht auf möglicherweise unliebsame Zeugen zu nehmen brauchte, hatte zur Folge, daß neue Stoffe für die Texte erschlossen werden konnten. „Vor dem 13. Jahrhundert blieben erotische Ausschmückungen in Büchern gewöhnlich verblümt und deuteten eher auf die unterdrückten, unerlaubten Begierden derer hin, die sich der Keuschheit verschrieben hatten." (Saenger 1999, 214) Danach gab man sich freier. „Die neue Gewohnheit der stillen eigenhändigen Abfassung von Texten" kam diesem Trend entgegen, indem sie es zumindest den Laien erlaubte, „erotische Vertraulichkeiten in handgeschriebenen Aufzeichnungen und Briefen zu kommunizieren." (Saenger 1999, 215) – Wer eigenhändig schrieb, konnte seine vom allgemeinen Konsens abweichenden Gedanken der gesellschaftlichen Kontrolle entziehen. „Das private, ausschließlich augenvermittelte [...] Verfassen von Texten leistete also dem kritischen Denken des einzelnen Vorschub." (Saenger 1999, 203) So konnten im theologischen Bereich häretische, im politischen subversive Gedanken schriftlich geäußert und verbreitet werden.

Es ist anzunehmen, auch wenn es dafür natürlich keine Belege gibt, daß sich auch die mentale Produktion von Texten verändert hat. Die Möglichkeit, Manuskripte durchzustrukturieren, so daß schon der erste Blick auf eine Seite eine Struktur zu erkennen gibt, die auf die Struktur des Textes schließen läßt, muß auf die Dauer dazu geführt haben, daß eine solche Möglichkeit schon zuvor bei der Entstehung eines Textes im Kopf des Autors mit bedacht worden ist. Eine solche Feststellung trifft grundsätzlich für alle Texte zu, auch für die nicht mit eigener Hand geschriebenen. Wenn jedoch die „Verfertigung der Gedanken" (Kleist) und die Anfertigung des Manuskriptes in einer Hand liegen, sind die Bedingungen natürlich günstiger, damit die Manuskriptgestaltung auf die Gedanken- und die Textproduktion Einfluß nehmen kann.

Schließlich könnte das eigenhändige Schreiben auch am Wechsel der Schriftsprache vom Lateinischen zu der jeweiligen Volkssprache und damit am

Wandel der Sprache, in der die Texte geschrieben wurden, beteiligt gewesen sein. Für gewöhnlich erklärt man den Wechsel mit Veränderungen in der Leserschaft. Es sind aber auch Veränderungen in der Autorenschaft in Betracht zu ziehen. Wer schreiben konnte, aber Schwierigkeiten hatte, ganze Texte in lateinischer Sprache abzufassen, wird sich zu helfen gewußt haben, indem er die sprachliche Form, die er beim Sprechen verwendete, auch seinen Texten zugrunde legte, insbesondere dann, wenn niemand zur Hand war, der den Text ins Lateinische hätte übersetzen können.

Literatur

ERNOUT, A. 1951: Dictare, „dicter", allem. dichten. In: Revue des Études Latines 29, 155–161.

ILLICH, Ivan 1991: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Frankfurt a.M.

LUDWIG, Otto 2003: Konzeptionen des Schreibens. In: Der Deutschunterricht, H. 3, 4–13.

PANOFSKI, Erwin 1989: Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter. Köln.

PETERS, Ursula 2000: Autorbild in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 119, 321–368.

SAENGER, Paul 1999: Lesen im späten Mittelalter. In: CHARTIER, Roger / CAVALLO, Guglielmo (Hgg.): Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm. Frankfurt a.M. / New York, 181–217.

WEHR, Marco / WEINMANN, Martin (Hgg.) 1999: Die Hand – Werkzeug des Geistes. Heidelberg / Berlin.

Isabel Zollna

Ohr und Hand. Die *Taquigrafía castellana o arte de escribir con tanta velocidad como se habla* (1803) von Francisco de Paula Martí

0 Einleitung

Um 1800 ist das Thema der sprachlichen Zeichen und der Schriftsysteme und damit die Frage nach der genauen Repräsentation der Ideen und der Laute ein zentraler Gegenstand. So können Degérandos komplexe Zeichentheorie von 1800 und Destutt de Tracys Schriftdiskussion im 5. Kapitel seiner *Grammaire* von 1803, des zweiten Bandes der „Idéologie" (1801–1815), und auch Bernhardis *Sprachlehre* (1801–1803) als Versuche gesehen werden, Universalien im Verhältnis von Ideenbildung und Zeichengebung aufzuzeigen und entweder die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Zeichen gegeneinander abzuwägen oder universelle bzw. ideale Zeichen- oder Schriftsysteme zu diskutieren oder gar zu entwerfen.[1] Dabei stehen philosophisch-sprachwissenschaftliche Fragen im Vordergrund und Überlegungen zur Orthografie werden eher am Rande behandelt; das Thema der Schreibtechniken allerdings bleibt völlig unberührt. Destutt de Tracy entwirft zwar ein ideales, universelles Alphabet, das alle Sprachlaute umfassen soll, also eine Art phonetische Transkriptionsweise, will sie aber ausdrücklich als reine Wissenschaftsschrift verstanden wissen; für eine Reform der Orthografie sieht er aufgrund der Übermacht der Tradition keine Chance. Die zur gleichen Zeit sich aufdrängende, ganz praktische Frage nach einer schriftlichen Fixierung des gesprochenen Wortes im Augenblick seiner Aussprache, d.h. der Möglichkeit des unmittelbaren Protokollierens von Gesprächen, Diskussionen und Parlamentsdebatten, interessiert den politisch aktiven Philosophen nicht. Er gebraucht den Begriff für die in Frankreich bekannte Kurzschrift, *tachigraphie,* als abfällige Qualifizierung der unvollkommenen Schriftsysteme seiner Zeit, die, mit unnützen Zeichen überfrachtet, doch nur das Gröbste wiedergeben können:

> „En un mot nos alphabets, vu leurs défectuosités et le mauvais usage que nous en faisons, c'est-à-dire nos vicieuses orthographes, meritent encore à peine le nom d'écriture.

---

[1] Vgl. hierzu u.a. Gessinger 1994, Schlieben-Lange 1999, Trabant 1994, Zollna 1990 und 2004.

Ce ne sont réellement que de mal-adroites tachigraphies, qui figurent tant bien que mal, ce qu'il y a de plus frappant dans le discours, et en laissent la plus grande partie à deviner, quoique souvent elles multiplient les signes sans aucune utilité comme sans motif." (Destutt de Tracy 1803, 379f.)

Gleichzeitig entwickeln Praktiker für ihre Muttersprachen Kurzschriften, die der Notwendigkeit nachkommen, das gesprochene Wort im Moment des Sprechens selbst fixieren zu können.[2] Hier soll nun auf die spanische Kurzschrift des Francisco de Paula Martí Mora (1761–1827)[3] eingegangen werden, wobei die orthografisch-phonetischen Prinzipien sowie die praktische Handhabung im Vordergrund stehen werden.[4]

Die Einführung der Kurzschrift als Unterrichtsfach in Spanien erfolgte 1803[5] durch Martí, als die erste Ausgabe der oben genannten Schrift erschien.

---

[2] Diese Entwicklung ist u.a. auch in einem politischen Kontext zu sehen. Die Entstehung von Parlamenten, die dort geführten Debatten, aber natürlich auch Gerichtsverhandlungen, erforderten die Möglichkeit der schnellen Fixierung des gesprochenen Wortes. Es verwundert nicht, dass die ersten Systeme aus England stammen. Und es erstaunt aus diesem Blickwinkel noch weniger, dass die spanische Kurzschrift lange vor der deutschen (Gabelsberger, Stolze 1844) entwickelt wurde.

[3] Ich konnte die Biografie von Pascual y Bertrán nicht einsehen. Sie befindet sich in der British Library in London und in der Nationalbibliothek in Madrid (Pascual y Bertrán 1943).

[4] Die sehr frühe Entwicklung einer Kurzschrift in Spanien ist im Norden Europas etwas aus dem Blickfeld geraten. Nur Meyers Konversationslexikon von 1888 kennt noch den Erfinder der spanischen Kurzschrift (Artikel *Stenographie*, Bd. 15, 290) und erwähnt neben den englischen, französischen und deutschen Erfindern auch die italienischen sowie die portugiesischen und rumänischen Systeme, während die Encyclopaedia Britannica und Darmstaedter 1908 nur noch englische, französische und deutsche Autoren nennen. Man findet aber aktuell sehr viele gute Internetseiten spanischer und lateinamerikanischer Provenienz.

[5] Schon 1800 hatte er eine Stenographía (Stenographía o Arte de escribir abreviado, siguiendo la palabra de un Orador y concluyendo al mismo tiempo. – Compuesto en Inglés por Samuel Taylor, profesor de Stenographia de Oxfort [sic!] Y arreglado al uso de la Lengua Castellana por D. Francisco de Paula Martí de la Real Academia de Sn. Fernando ...) entworfen, entscheidet sich dann aber für den Ausdruck *taquigrafía* (Schnellschrift, wie er S. 2 erklärt). Andere Bezeichnungsmöglichkeiten wären: „Tacheografia, Okikrafia, Manografia y otros..." (Martí 1813, 1). Sein Lehrbuch erzielte zahlreiche Auflagen und Modifikationen; es wurde 1816 durch die sogenannte *escuela catalana* (Francisco Serra y Ginesta, 1765–1836 und Buenaventura Carlos Aribau, 1798–1862) perfektioniert. Martí beklagt sich in seiner Vorrede 1813 über ein Plagiat seines Buches, das ein gewisser Guillelmo Xaramillo veröffentlicht haben soll. Er wirft ihm vor, Interessierte durch leere Versprechungen zu betrügen, da das Buch viel zu kurz sei (22 Seiten „en letra muy gorda") und voller Fehler, so dass man damit nie und nimmer die Tachygraphie lernen könne („mas proprios para bolver loco á qualquiera" (Martí 1813, 22). Eine Bearbeitung für das Portugiesische erfolgte 1828 durch seinen Sohn, dann 1844 eine für das brasilianische Portugiesisch. Nach der Methode Martí bzw. den modifizierten Formen wird noch heute in Spanien und Lateinamerika Kurzschrift unterrichtet.

Martí, ganz Praktiker, hat ebenfalls einen Füllfederhalter, d.h. eine Schreibfeder mit Tintenreservoir, entworfen, dessen Konstruktionsplan auf der letzten Abbildung in seinem Bändchen zu sehen ist (Abb. 1). Außerdem gibt er Ratschläge zur Herstellung der Tinte (87f.).

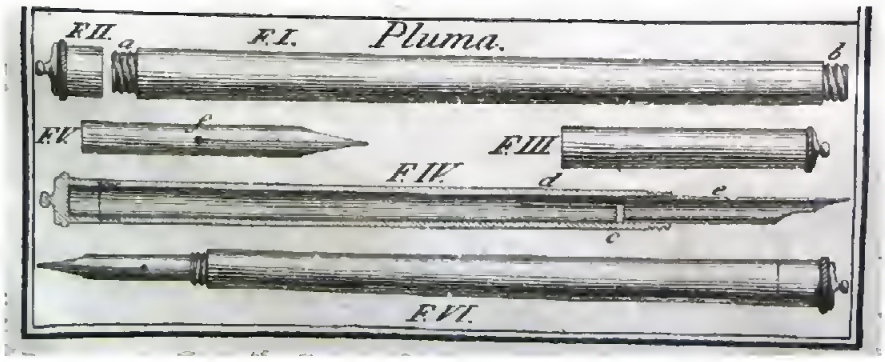


Abb. 1

Die ersten Füllfederhalter scheinen schon zu Beginn des 18. Js. vereinzelt aufgetaucht zu sein, wie die Encyclopaedia Britannica vage andeutet, wurden aber definitiv erst zu Beginn des 19. Js. produziert und patentiert. Damit kann Martí wohl zu Recht als einer der Erfinder des Füllfederhalters angesehen werden. Entscheidend für alle seine Überlegungen ist Zeitersparnis beim Schreiben, wozu auch das Technisch-Manuelle gehört; diese neuartige Füllfeder reduziert das Führen der Hand zum Tintenfass erheblich, da sich die Tinte in einem Behältnis in der Feder selbst befindet. Martí macht keine Angaben darüber, wo man diese Federn kaufen könne bzw. an welches Modell er sich anlehnt; da er aber in den Angaben der Autoren, die vor ihm eine Kurzschrift entwickelt haben, äußerst gewissenhaft ist und immer wieder betont, dass er sich an Taylor und dessen französische Übersetzung durch Bertin orientiert habe, könnte die Einschätzung von Pascual y Beltrán 1943, er sei der Erfinder der Füllfeder, durchaus zutreffen.

Die zweite Ausgabe der Taquigrafía erscheint mit seiner Rückkehr nach Madrid aus dem Exil in Cádiz[6], wohin er sich mit Beginn der napoleonischen

[6] Die Cortes de Cádiz erarbeiteten eine neue Verfassung für Spanien und die südamerikanischen Länder, die in der liberalen Verfassung von 1812 festgehalten wurde. Hierbei wurden die ersten „taquigráficos" als Protokollanten eingesetzt, darunter Martís Sohn Angel Ramón. Für Martí ist die Kurzschrift daher unmittelbar mit Freiheit und Fortschritt verbunden. Dass die spanische Monarchie ebenfalls seine Kurzschrift als Unterrichtsfach einführt, versetzt ihn in Erstaunen: „Maravilloso parece a la verdad que este invento mereciese la protección de un Gobierno en que se procuraba más bien oscurecer que propagar las luces, y mayormente cu-

Invasion (ab 1808) zurückgezogen hatte. Zur Wiederaufnahme der Kurse im September 1813 erscheint die 88 Seiten starke zweite Ausgabe (22 Seiten Vorrede und 12 Tafeln); das Büchlein musste von den Schülern erworben sowie Federn und Papier zum sonst kostenfreien Unterricht mitgebracht werden. Ein Kurs dauerte 8 Monate: nach drei Monaten theoretischen Unterrichts erfolgte der fünfmonatige praktische Teil. Die zweistündigen Kurse fanden täglich am Abend statt. Voraussetzung zur Teilnahme war die perfekte Beherrschung der „gramática castellana ó latina" – und eine schnelle und sehr ordentliche Handschrift. (Martí 1813, prólogo, 2)

1 Die Methode

1.1 Die zu repräsentierenden Laute

Nach einigen grundsätzlichen Überlegungen zu Sprache und Sprechen, Schrift und Schreiben, in denen sich eine gewisse Überbewertung der Rolle der Schrift als nützlichste Erfindung der Menschen überhaupt zeigt, da sie überhaupt erst Kommunikation erlaube, geht Martí kurz auf die Entwicklung von Schrift und Schriftsystemen wie die Hieroglyphen und chinesischen Schriftzeichen ein. Sie hätten den Nachteil, schwer zu lernen zu sein und die Gedanken nur „confusamente" wiederzugeben (Martí 1813, 5ff.). Er nimmt an, dass sich aus den bildhaften Schriften langsam über Abkürzungsverfahren Lautschriften entwickelt hätten, die dann aber, durch Übertragung in verschiedene Länder und Sprachen, zuviel Ballast mit sich herumschleppten.[7] Darauf folgt eine kurze Zusammenfassung der Geschichte der Kurzschriften, begonnen mit den „Notas Tironianas" der Antike bis zu den von ihm selbst zugrunde gelegten Systemen. Er listet alphabetisch über 50 Autoren auf, die seit dem 17. Jhd. Kurzschriften entworfen hatten (Martí 1813, 14f.). Martí geht dann die Laute[8] der spanischen Sprache durch und benennt die Mängel des spanischen Orthografie-Systems. Sie weiche an vielen Stellen vom Prinzip bzw. dem Ideal einer 1:1-Entsprechung von Zeichen und Laut ab. Seine Kurzschrift soll eine rein phonetische Schrift sein, die den „valor" (Wert) eines Lautes wiedergibt, da alles andere behindernder Ballast

---

ando este arte ha sido siempre el compañero inseparable de la libertad de las naciones." (zit. n. Carlos Lima, Asociación de taquigrafos de Uruguay, Historia de la taquigrafía de: Las Cortes de Cádiz <http://www.geocities.com/taquigra/taquigra.htm> (10.12.04).

[7] Ganz im Gegensatz zu Destutt de Tracy, der in seiner vehementen Kritik der bildhaften Schriftsysteme so weit geht, ihnen diesen Entwicklungsgang zu abstrakterer Repräsentation der einzelnen Laute abzusprechen (Destutt 1803, 306 und Zollna 1990, 177).

[8] Die von ihm verwendete phonetische Terminologie entspricht natürlich noch nicht dem modernen System. So bezeichnet er den k-, l-, n-, r- und s-Laut als „paladal".

sei (Martí 1813, 19). So qualifiziert er die spanische Affrikate [č] = <ch> als „un sonido“ (Martí 1813, 30) und repräsentiert sie folgerichtig mit *einem* grafischen Zeichen. Ebenso wird die grafische Unterscheidung des Lautes [β] in <b> und <v> aufgegeben. Sein System ist also größtenteils von orthografischen Konventionen frei, nimmt aber in einigen Fällen die traditionelle Orthografie zum Ausgangspunkt und nicht die Phoneme; so benutzt Martí für <ll> nicht *ein* Zeichen (wie im IPA [λ]), sondern verdoppelt das Zeichen für das Graphem <l>; auch das spanische <rr>, das als Phonem distinktive Funktion hat (pero : perro = „aber“ : „Hund“), wird durch die Verdoppelung des Kürzels für <r> wiedergegeben, obwohl Martí auf die bedeutungsunterscheidende Funktion hinweist. Es erscheint ihm aber in diesen Punkten leichter, die Gewohnheit der traditionellen Schreibweise zu übernehmen als einem abstrakten phonologischen Prinzip treu zu bleiben – schließlich geht es ihm um Praktikabilität, d.h. schnelles Lernen, schnelles Schreiben und sicheres Entziffern. Letztendlich gleicht er die vorhandenen Grapheme mit den ihnen entsprechenden Lauten und Phonemen ab, und es entsteht eine fast perfekte 1:1-Relation von Graphem und Phonem. Er löst die für die romanischen Sprachen so typischen Lautalternanzen von [g] und [k] zu den entsprechenden Frikativen/Affrikaten auf (im Spanischen [χ, θ], je nach Folgevokal; vgl. gitano, gente, garganta, gordo usw.). Er setzt also für den Laut [g] und den Laut [χ] jeweils verschiedene Zeichen (Martí 1813, 26). Einige dieser Reduktionen in Bezug auf die übliche Orthografie tauchen teilweise auch bei anderen Autoren in Reformvorschlägen zur spanischen Orthografie auf: auch Andrés Bello schlägt Mitte des 19. Js. vor, das <h> wegzulassen und die Schreibung des Lautes [χ] einheitlich durch <j> (jente statt gente) wiederzugeben sowie den Laut [g] nur durch <g> (also: gerra statt guerra). Auch die [k~θ]-Alternanz wird folgerichtig aufgelöst. Der Schreiber folgt nur dem Ohr, das ihm ja entweder [k] oder [θ] anbietet; entsprechend werden <c>, <qu> <k> für [k] mit *einem* Kürzel wiedergegeben und [θ] ebenfalls. Auch diese Vereinheitlichung findet sich in Reformvorschlägen zur spanischen Orthografie, die das <k> ja eigentlich nicht kennt. Correas schlägt diese Vereinheitlichung schon zu Beginn des 17. Js. vor, um diese Schwäche in der Logik bzw. Einheitlichkeit der spanischen Orthografie aufzulösen. Weitere Vereinheitlichungen in Martís Kurzschrift betreffen das <x>, das dem /s/ gleichgesetzt wird, das <y>, das immer einem /i/ entspricht, und damit diese orthografischen Unterscheidungen überflüssig machen. Bei einer anderen Laut-Zeichen-Relation verfährt Martí überraschenderweise anders. Eigentlich gilt ein phonetisches Prinzip, das in den meisten Fällen eine 1:1-Relation wiedergibt, wenn man von der Beibehaltung der Doppelkonsonanten <ll> und <rr> für einen Lautwert absieht. Bei den spani-

schen Sibilanten /s/ und /θ/, die den Graphemen <s> und <z> bzw. <c+e,i> entsprechen, reduziert er allerdings das phonologische System und neutralisiert diese Opposition. Seine Argumentation ist hier wieder ganz pragmatisch und phonetisch-phonologisch: die bedeutungsunterscheidende Funktion dieser Laute beträfe so wenige Fälle, dass es weniger aufwändig sei, aus dem Kontext die Bedeutung zu erschließen, als zwei Zeichen zu erlernen. Er verweist dabei auf die Valencianer und Andalusier, die diese Laute selbst oft verwechselten, ohne dass Missverständnisse entstünden; damit hat er das *ceceo* und *seseo* der andalusischen Aussprache beschrieben, das er natürlich noch nicht so nennt.

> „La *s* y la *z* tienen cada qual un diferente sonido en la pronunciacion; pero es tanta su analogia, que las palabras escritas con qualquiera de las dos indiferentemente, solo podrá variar el sonido, pero jamas la significacion sino en un corto número de palabras. Esto se prueba con el exemplo de la pronunciacion de los Andaluces y Valencianos, que la equivocan con mucha freqüencia, y sin embargo nadie duda lo que quieren decir.“ (Martí 1813, 29)

1.2 Die zu schreibenden Zeichen

Für Martí gilt als oberstes Prinzip die Zeitersparnis; jedes Reflektieren über das Schreiben muss entfallen, um synchron zum Hören schreiben zu können. Martí analogisiert dabei Hand und Mund (Zunge). Mit der Hand können genauso viele Bewegungen ausgeführt werden wie mit der Zunge; die Zeichen sollten aber so vereinfacht werden, dass die Hand die Geschwindigkeit der Artikulation erreiche. Er überträgt also die Lautzeichen in möglichst klare und einfache grafische Zeichen, die wiederum zwei Kriterien folgen: die leichte Erkennbarkeit bzw. Einprägbarkeit und die leichte Ausführung mit der Hand innerhalb des Schreibflusses. Dazu überträgt er das System von Samuel Taylor auf die 15 Konsonanten und 5 Vokale des Spanischen. Ausgangspunkt sind Kreis und Linie. Die Konsonanten bilden das Zentrum, die Vokale werden in Form von kleineren Figuren, Kreisen, Häkchen und Linien angehängt (vgl. Abb. 2).

Martí nimmt erstaunlicherweise mit seinem System in Kauf, zwischen den Ausdrücken „ser“ (sein), „eres“ (du bist) und „res“ (Sache) nicht unterscheiden zu können (vgl. die Nr. 11 in Abb. 3).

Abb. 2

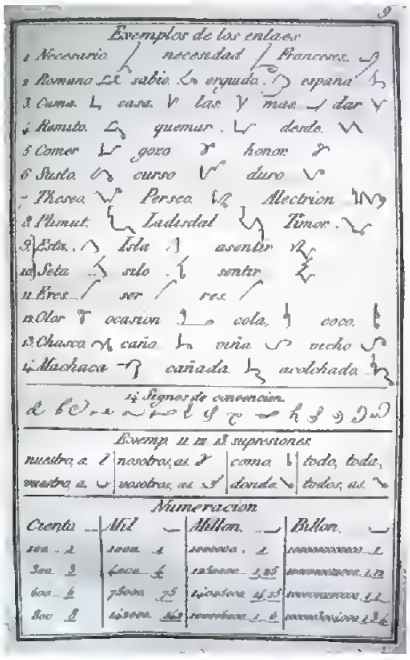


Abb. 3

Er weist ausdrücklich auf diesen Tatbestand hin und argumentiert auch hier mit der Unwahrscheinlichkeit der Verwechslungsmöglichkeit durch den alles klärenden Kontext:

> „La r, y la s, enlazados de un solo movimiento de arriba abajo [...] tienen la excepcion por ser este enlace [...] muy fácil de executar, y así servirá para expresar las tres palabras eres, ser, y res; y si hubiese alguna duda entre su significacion las palabras antecedentes y subsiguientes la aclarán.“ (Martí 1813, 44)

Eine weitere Besonderheit seiner Transkriptionsweise bzw. Kurzschrift betrifft die Darstellung von Dialogen. Martí selbst hat sich auch als (wenig erfolgreicher) Dramenschreiber versucht. Obwohl also die Kurzschrift vor allem in Parlamentsdebatten angewandt wurde[9], nimmt er als Beispiel für die Darstellung von Konversation einen Dialog dreier Damen. Er teilt dafür den linken Rand der

[9] Martí bezeichnet sie in der Vorrede zur dritten Ausgabe (1821) als Begleiter freier Nationen, die dazu diene, die weisen Diskussionen und klugen Beschlüsse aufzuschreiben: „sabias discusiones y acertadas deliberaciones que han proporcionado la libertad de la Patria“ (zit. n. Carlos Lima, las Cortes de Cádiz, vgl. auch Fußnote 6).

Seite durch drei senkrechte Linien, die für je eine der am Gespräch beteiligten Personen steht. So kann man die Rede der sprechenden Person ohne umständlichen Hinweis einfach an der ihr zugeordneten Linie beginnen lassen; das wiederholende Schreiben der Namen wird einfach durch die Linie in der Raumaufteilung ersetzt (vgl. Abb. 4).

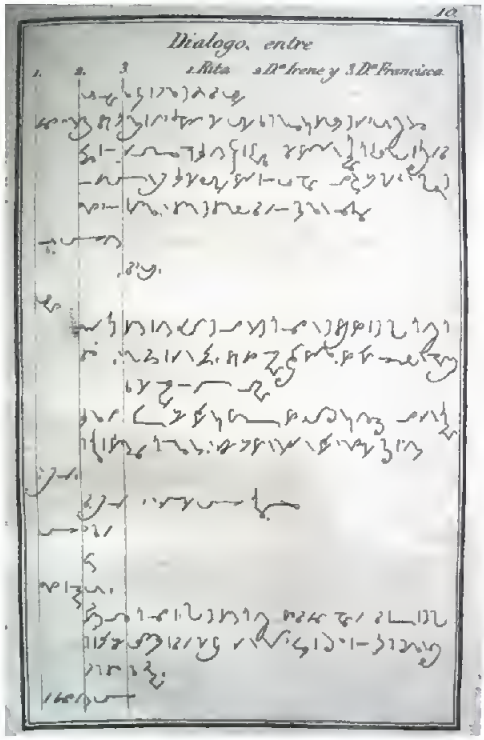


Abb. 4

Auf Martís Überlegungen zur Morphologie, die sich an die phonologisch-graphematischen anschließen, kann hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden (Martí 1813, 50ff.). Als Beispiel für die eingeführten Abkürzungen für Endungen gebe ich nur einen kurzen Auszug aus seinem Beispiel eines „taquigraphischen" Textes wieder:

> „La pnnsula llamada españa solo esta contgua al cont*ente* d europa por l lado d fr*ancia* d la k la sp*aran* los monts prneos s abund*ante* n oro plata [...]." (Martí 1813, 78)

Martí ist Praktiker und kein Philosoph, aber er ist ein Mensch seiner Zeit. So stellt er diese Erfindung in einen größeren kulturellen und politischen Zusammenhang und neigt zu einer Überbewertung dieses neuen Mediums. Musik und Arithmetik sind für ihn weitere Zweige der Taquigrafía: 1808 entwirft er eine

Zahlenschrift, *Poligrafía ó Arte de escribir en cifra de diferentes modos* und 1833 erscheint postum eine Notenschrift *Taquigrafía de la música o arte de escribirla sin usar del pentagrama*. Martí sieht in der Kurzschrift vor allem ein Symbol für Freiheit und Aufklärung; er beruft sich auf das aufklärerische Prinzip der Analogie und Logik, ordnet es aber den technisch-praktischen Notwendigkeiten der Schnelligkeit unter einer von den zeitgenössischen Denkern eher mit Besorgnis wahrgenommenen Dimension (Zollna 1990, 224ff.). Das pragmatische Ziel, das flüchtige gesprochene Wort beim Hören aufzeichnen zu können, erlaubt Martí Freiheit vom „schriftinduzierten" Denken (Gessinger 1998, 233). Kommunikation im Sinne der zeitgleichen Aufzeichnung und leichten Dechiffrierung der *parole* steht im Vordergrund. Dabei können, ja müssen, (fast) alle Traditionen und Konventionen über Bord geworfen werden, um dem gehörten Laut mit der Hand *folgen* zu können.

Literatur

DARMSTAEDTER, Ludwig 1918: Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik. Berlin.

Encyclopaedia Britannica, 1910–1911.

GESSINGER, Joachim 1994: Auge & Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen. 1700–1850. Berlin / New York.

Ders. 1998: Sprachlaut-Seher. Physiologie und Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. In: SARASIN, Philipp / TANNER, Jakob (Hgg.): Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M., 204–244.

GOMEZ ALONSO, Felipe / VELASCO DE TOLEDO, Julián 1944: Historia Universal de la Taquigrafía. Pamplona.

LIMA, Carlos, Historia de la taquigrafía: Las Cortes de Cádiz. <http://www.geocities.com/taquigra/taquigra.htm>: Asociación de taquigrafos de Uruguay (10.12.04).

MARTÍ Y MORA, Francisco de Paula [2]1813: Taquigrafía castellana ó arte de escribir con tanta velocidad como se habla, y con la misma claridad que la escritura comun. Inventado por D. Francisco de Paula Martí, de la Real Academia de San Fernando, y socio de mérito de la sociedad patriotica matritense. Destinado por el gobierno para la enseñanza pública de este arte en Madrid. Madrid.

PASCUAL Y BERTRÁN, Ventura 1943: El inventor de la Taquigrafía Española y de la pluma estilográfica, Francisco de Paula Martí Mora. Su vida y su obra. Madrid.

ROSELL, Avenir 1953: Francisco de Paula Martí. Fundador de la Taquigrafía Castellana. Montevideo.

SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte 1999: An den Grenzen der Repräsentation. In: BACH, Reinhard / DESNÉ, Roland / HASSLER, Gerda (Hgg.): Formen der Aufklärung und ihrer Rezeption / Expressions des Lumières et de leur réception (Festschrift Ulrich RICKEN). Tübingen, 333–343.

TRABANT, Jürgen 1994: Europa, China und die durablen Zeichen. Noch einmal über das Kapitel V der Grammatik von Destutt de Tracy. In: SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte et al. (Hgg.): Europäische Sprachwissenschaft um 1800, Bd. 4. Münster, 9–26.

ZOLLNA, Isabel 1990: Einbildungskraft *(imagination)* und Bild *(image)* in den Sprachtheorien um 1800. Tübingen.

Dies. 2004: Bernhardi und Destutt de Tracy. In: TINTEMANN, Ute / TRABANT, Jürgen (Hgg.): Sprache und Sprachen in Berlin um 1800. Berlin, 319–339.

Angelika Ebrecht
Klaus Laermann

Wie kommt Farbe zur Sprache?

In den Theorien des deutschen Idealismus sind Farben von untergeordneter Bedeutung. Sie führen, so lehrt er, nur zu Empfindungen, nicht zu Anschauungen. Kant schreibt unterm Titel der transzendentalen Ästhetik in der ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft*, daß die Farben „bloß zur subjektiven Beschaffenheit der Sinnesart" gehören. Mit ihnen läßt sich ihm zufolge kein Objekt, „am wenigsten a priori, erkennen". Und in der dazu gehörigen Anmerkung heißt es, Farben seien zwar eine „subjektive Bedingung aller äußeren Erscheinungen", sie könnten aber mit keiner andern derartigen Bedingung verglichen werden.

> „Die Farben sind nicht Beschaffenheiten der Körper, deren Anschauung sie anhängen, sondern [...] nur Modifikationen des Sinnes des Gesichts, welches vom Lichte auf gewisse Weise affiziert wird. Dagegen gehört der Raum, als Bedingung äußerer Objekte, notwendiger Weise zur Erscheinung oder Anschauung derselben. [...] Farben sind gar nicht notwendige Bedingungen, unter welchen die Gegenstände allein vor uns Objekte der Sinne werden können. Sie sind nur als zufällig beigefügte Wirkungen der besondern Organisation mit der Erscheinung verbunden. Daher sind sie auch keine Vorstellungen a priori, sondern auf Empfindung [...] gegründet. Auch kann niemand a priori [...] eine Vorstellung einer Farbe [...] haben: der Raum aber betrifft nur die reine Form der Anschauung, schließt also gar keine Empfindung (nichts Empirisches) in sich, und alle Arten und Bestimmungen des Raumes können und müssen so gar a priori vorgestellt werden können, wenn Begriffe der Gestalten so wohl, als Verhältnisse entstehen sollen. Durch denselben ist es allein möglich, daß Dinge vor uns äußere Gegenstände sein." (Kant 1963a, 77)

Den Farben wird hier also jede Objektivität abgesprochen. Auch wenn sie überall in der Welt auftauchen, gelten sie als rein subjektiv. Auf sie läßt sich keine Erkenntnis gründen. Folglich sind sie für den Zusammenhalt der Welt nicht unabdingbar. Den leistet allein der Raum. Er trägt und hält alle äußeren Objekte, ja er macht sie allererst zu solchen. Farben haftet dagegen etwas Zufälliges an. Sie sind keine notwendige, sondern nur eine subjektive Bedin-

gung der Gegenstände unserer Welt. Darüber hinaus tragen sie den Makel des bloß Sinnlichen. Und der macht sie unverläßlich, wenn nicht gar verdächtig. Denn sie erweisen sich gerade wegen ihrer Sinnlichkeit als mehr oder weniger unbehaftbar.

Auch in der *Kritik der Urteilskraft* geht Kant recht abweisend mit den Farben um. Auch dort weist er ihnen eine niedere Rolle zu. Sie gehören nach seiner Auffassung zu den Reizen und lösen also nur Empfindungen aus. Sie sind nicht bloß (fast ausschließlich) subjektiv, sondern sie sind intersubjektiv derart verschieden, daß sie kaum allgemein mitteilbar zu sein scheinen. Farben lassen sich mithin, so muß man folgern, nicht sprachlich für jedermann verbindlich darstellen. Dies gilt vor allem deshalb, weil sie sich aus schwer zu bestimmenden oder augenblicklich wandelbaren Mischungsverhältnissen ergeben und dementsprechend meist unrein sind. Zwischen ihnen gibt es zudem oft keine exakt festzulegenden Grenzen. Und doch können Farben gelegentlich auch mehr oder weniger rein sein.

Wo sie rein sind, gehen sie bereits zur Form über. Dann und erst dann scheinen sie über das bloß Angenehme hinauszureichen und sich dem Schönen anzunähern.

> „Eine bloße Farbe, z.B. die grüne eines Rasenplatzes, ein bloßer Ton (zum Unterschiede vom Schalle und Geräusch), wie etwa der einer Violine, wird von den meisten an sich für schön erklärt; obzwar beide bloß die Empfindung zum Grunde zu haben scheinen, und darum nur angenehm genannt zu werden *verdienten*. Allein man wird doch zugleich bemerken, daß die Empfindungen der Farbe sowohl als des Tons sich nur sofern für schön zu *gelten* berechtigt halten, als beide **rein** sind; welches eine Bestimmung ist, die schon die Form betrifft, und auch das einzige, was sich von diesen Vorstellungen mit Gewißheit allgemein mitteilen läßt: weil die Qualität der Empfindungen selbst nicht in allen Subjekten als einstimmig, und die Annehmlichkeit einer Farbe vorzüglich vor der andern, oder des Tons eines musikalischen Instruments vor dem eines andern sich schwerlich bei jedermann als auf *gleiche* Art beurteilt annehmen läßt.“ (Kant 1963b, 303f.)

Es soll mithin als Mangel der Farben gelten, daß die Empfindungen, die sie auslösen, sprachlicher Mitteilung zwar nicht unzugänglich sind, aber doch qualitativ insofern unverläßlich bleiben, als jeder durch sie in anderer Weise affiziert sein mag und folglich, wenn sie zur Sprache kommen, nicht notwendig dieselbe Auffassung oder gar dasselbe Verständnis mit ihnen verbindet. Nicht allein aus diesem Grund ordnet Kant die Farben den Formen unter. Formen sind

ihm das im Raum Behaftbare. Auf sie scheint auch sprachlich Verlaß. Was eine Form besitzt, kann einfacher und leichter, vor allem aber für jedermann verbindlicher zur Sprache gebracht werden, als was nur farbig in Erscheinung tritt.

Am Beispiel der bildenden Kunst beschreibt Kant die Formen als Zeichnung. Der Zeichnung gebührt der Vorrang gegenüber dem Kolorit.

> „In der Malerei, Bildhauerkunst, ja allen bildenden Künsten, *in* der Baukunst, Gartenkunst, sofern sie schöne Künste sind, ist die **Zeichnung** das Wesentliche, in welcher nicht, was in der Empfindung vergnügt, sondern bloß, *was* durch seine Form gefällt, den Grund aller Anlage für den Geschmack ausmacht. Die Farben, welche den Abriß illuminieren, gehören zum Reiz; den Gegenstand an sich können sie zwar für die Empfindung *belebt*, aber nicht anschauungswürdig und schön machen: vielmehr werden sie durch das, was die schöne Form erfordert, mehrenteils gar sehr eingeschränkt, und selbst da, wo der Reiz zugelassen wird, durch die *erstere* allein veredelt." (Kant 1963b, 305)

Auffallend ist in dieser Passage die Abwehr des sinnlich Reizvollen, bloß Angenehmen. Schön werden kann es erst, wenn es durch eine Form sublimiert erscheint. Farben unterliegen dabei einer starken Einschränkung von seiten der Formen. Durch sie verlieren sie ihre Unmittelbarkeit und sinnliche Direktheit. Ohne unterm Druck der Formen ganz abgetötet zu werden, gewinnt ihre Lebendigkeit, wo sie schön sein sollen, doch leicht einen Anflug von Blässe. Der freilich wird von Kant eher nur indirekt angedeutet als unumwunden benannt.

Einen Vorrang der Form vor der Farbe nimmt auch Schelling an. Auch bei ihm gilt dieser Vorrang sowohl für Objekte der Natur wie für Gegenstände der Kunst. Im Dienste einer formbewußten Erkenntnis wird dem Sinnlichen der Farben eine untergeordnete Rolle zugewiesen. Es erscheint lediglich als Material der Form. Und die allein begründet auch hier eine (nun freilich zur „absoluten" aufgesteilte Qualität des Erkennens. Farben dagegen bringen Stoffe auf den Weg zur Form, aber nicht zu irgendeiner Erkenntnis.

> „Die Richtung der Kunst geht [...] überall nicht auf das Sinnliche, sondern auf *eine über alle Sinnlichkeit erhabene Schönheit*. Der Ausdruck des absoluten Erkennens an den Dingen ist die Form; bloß durch diese erheben sie sich in das Reich des Lichts. Die Form ist demnach das erste an den Dingen, wodurch sie auch der Kunst eignen. Die Farbe ist nur das, wodurch auch das Stoffartige der Dinge zur Form wird. Alle Form aber hängt von der Zeichnung ab." (Schelling 1966, 164)

Mit dieser zum Absoluten strebenden Depotenzierung der Farbe zugunsten der Form tritt das klassizistische Moment der idealistischen Ästhetik hervor, das schon bei Kant implizit vorhanden war. In der Malerei wie in der Plastik der Epoche zwischen 1760 und 1830 gibt der Klassizismus sich linien- und körperbetont. Farben wirken in ihm eher zurückgenommen, trocken und spröde. Sein geheimes oder offen einbekanntes Ideal ist die Skulptur, und in dieser wiederum gilt ihm als höchste Form die menschliche Gestalt. „Der vorzüglich, ja der fast einzig würdige Gegenstand der bildenden Kunst ist die menschliche Gestalt." (Schelling 1966, 167)

In ihr erscheint ein seiner selbst bewußtes Ich. Es verschafft sich Konturen, weil und indem es sich als ideelle Einheit weiß. Jenseits seiner sinnlichen Leiblichkeit präsentiert es den Vollzug seines Selbstbewußtseins als Ursprung seiner eigenen Form. Und die teilt es erkennend allen Gegenständen mit. Kraft seines Selbstbewußtseins erscheint es vor anderen und für sie als ebenso vergeistigt wie beseelt. Diese Selbstsetzung des Ich, die zutage tritt an den Konturen seiner beseelten Leiblichkeit, ist der Grund seiner idealischen Gestalt. Und die sich selbst wissende Gestalt des Ich bietet das Muster aller dem Klassizismus unverzichtbar erscheinenden Formbestimmungen auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Sie ist der Garant seiner zum Ideal erhobenen körperlichen Integrität. Ihr gegenüber haben Farben keine andere als eine nur untergeordnete Bedeutung.

Nun könnte man die Herabstufung der Farben im Idealismus ja eher beiläufig als reichlich kurios zur Kenntnis nehmen, wenn sie nicht mit einer uns heute befremdlich anmutenden Nachdrücklichkeit betrieben worden wäre. Die allerdings bietet Anlaß zu vermuten, daß sie etwas Symptomatisches verbirgt. Zu substantiieren wäre diese Vermutung zum einen durch den Verweis auf eine Angst des Geistigen vor dem Bunten oder gar Konturenlosen. Diese Riskanz im Vollzug des Selbstbewußtseins läßt sich hinter der klassizistischen Abwehr des Farbigen und der Farben zugunsten einer Bevorzugung der Form unschwer erkennen. Für Kant, diesen Fanatiker der Zusammenhangssicherung, trug das Bunte und Konturenlose den Namen der unverbundenen Mannigfaltigkeit. Sie galt es unter allen Umständen herabzumindern. Denn sie konnte, wie er befürchtete, wenn sie außer Kontrolle blieb, die Einheit und Ganzheit des Erkennenden wie des Erkennens zerreißen. Weil die Vielheit eines unverbundenen Nebeneinander der Farben nur zu leicht in eine formlose Entgrenzung und Buntheit des Unzusammenhängenden entglitt, schien sie ihm nicht geheuer. Insoweit stellte sie in seinen Augen eine der schlimmsten Bedrohungen eines einheitlichen

Weltzusammenhangs dar, den er durch die formbestimmte Ganzheit der Erkenntnis und ihres Subjekts gestiftet sehen wollte.

Doch das ist eine noch relativ schwache Vermutung für die Gründe, die im Klassizismus zu einer ebenso nachdrücklichen wie nachhaltigen Herabstufung der Farben gegenüber den Formen geführt haben mögen. Gewichtiger erscheint eine weiter reichende Beobachtung. Ihr zufolge stellen die Namen von Farben nur evokative Randbestimmungen der Sprache dar. Demgegenüber sind Formen, so scheint es, sprachlicher Darstellung leichter zugänglich, weil Sprache selbst Form hat und gibt. Als formgebende Macht entspricht sie den Formen. So weit trägt das rationalistische Urvertrauen des Idealismus. Der Geist erkennt in der Welt, was ihm gleicht, weil es kraft seiner Form mit ihm übereinzustimmen verspricht. Die Sprache aber hat keine Farben – sie nennt sie bloß. Folglich kann sie mit den Namen der Farben keine Erkenntnis auslösen, sondern lediglich Empfindungen aufrufen und Stimmungen beschwören.

Farbnamen sind zudem so vielfältig zu variieren, daß sie semantisch umstandslos gegeneinander auszulaufen drohen. An ihnen wird deutlich, daß die Sprache hier an eine Grenze stößt, die sie nicht ohne weiteres zu überschreiten vermag. Farben erscheinen dem idealischen Geist der Sprache unter den Auspizien des Klassizismus als etwas Ungleichnamiges. Anders gesagt: Sie sind relativ formlos; sie lassen sich zwar mit Worten aufrufen, aber kaum je ganz sagen, weil sie den Makel aller Sinnlichkeit verkörpern, nie voll zur Sprache kommen zu können. Von ihren Bestimmungen geht eine in anderen Bereichen der Sprache so nicht spürbare Irritation aus: Was mit den Namen der Farben gesagt wird, scheint auf den ersten Blick jedermann unmittelbar einleuchtend und nachvollziehbar zu sein. Das gilt, der Beobachtung Kants zufolge, wohl dort vor allem, wo Farben „rein“ zu sein vorgeben und sich damit den Formen annähern. Trotzdem mag jedem auch bei den Namen von scheinbar „reinen“ Farben jeweils etwas anderes vor Augen treten. Insofern können die Namen der Farben zugleich überzeugend eindeutig erscheinen und dennoch unendlich variabel wirken. Grün ist eben nicht jedem Grün, obwohl alle zum Schein die selbe Wahrnehmung zu haben glauben und meinen benennen zu können.

Noch komplizierter stellen sich diese Zusammenhänge dar, wenn man den Blick auf die Vielfalt der menschlichen Sprachen lenkt. Denn dann zeigt sich rasch, „daß Art und Zahl der Farbwörter in den verschiedenen Sprachen stark differieren“. (Krischke 2000) Schon Nietzsche hatte festgestellt, daß den Griechen ein (unter heutigen politischen Umständen nicht leicht verzichtbarer) Unterschied fremd war: Sie konnten sprachlich zwischen Blau und Grün nicht differenzieren. Dank dieses Mangels verfügten sie nicht über zwei Farbnamen,

die den Menschen von seiner Umwelt trennen. (Denn auf Menschen sind Blau und Grün, sieht man von ihren Augenfarben ab, allenfalls metaphorisch, höchstens jedoch bei der Zuordnung zu Parteien anzuwenden.) Folglich erschien den Griechen die Natur

> „viel näher an den Menschen gerückt [...], weil in ihrem Auge die Farben des Menschen auch in der Natur überwogen, und diese gleichsam in dem Farbenäther der Menschheit schwamm! (Blau und Grün entmenschlichen die Natur mehr, als alles andere.) Auf diesem *Mangel* ist die spielende Leichtigkeit, welche die Griechen auszeichnet, Naturvorgänge als Götter und Halbgötter, das heißt als menschartige Gestalten zu sehen, großgewachsen." (Nietzsche 1962, 1221f.)

Was Wunder, daß die Beziehung der Sprachen zu den Farben aktuell das Feld bereitstellt, auf dem in der Linguistik eine Auseinandersetzung zwischen Universalisten und Kulturrelativisten geführt wird. Erstere betonen, daß es sich bei den nicht zu leugnenden Unterschieden der Farbbezeichnungen zwischen den Sprachen um pure Oberflächenphänomene handelt. Die Wahrnehmung wie die sprachliche Erfassung der Farben folgen, so meinen sie, bei aller Verschiedenheit einheitlichen Prinzipien. Und die versuchen sie durch eine universale Theorie der Evolution des Farbwortschatzes der Einzelsprachen nachzuzeichnen (vgl. Berlin 1969; Kay 2003).

Die Gegenpartei vertritt die Auffassung, daß sich an der Verschiedenheit der Farbbezeichnungen ablesen läßt, wie selbst einfachste Sinneswahrnehmungen sprachlich überformt und kulturell gesteuert sind. Postmodernen Erkenntnistheoretikern bieten solche Wahrnehmungen ein Musterbeispiel dafür, daß es keine rein natürliche Wahrnehmung gibt und daß selbst der Begriff „Farbe", der vielen außereuropäischen Sprachen unbekannt ist, folglich durchaus nicht sprachunabhängig gegeben, sondern allererst von der westlichen Kultur erzeugt ist (vgl. Saunders 2000).

Nun drängt sich freilich der Verdacht auf, daß hier (wie so oft bei wissenschaftlichen Kontroversen dieser Art) auseinandergerissen wird, was zusammengehört. Denn beide Positionen sind jeweils in sich richtig und falsch zugleich. Richtig ist die universalistische These, daß keine Sprache (wie kein menschliches In-der-Welt-Sein) auf Dauer ganz ohne Farbbezeichnungen auszukommen vermag. Insofern sind auch Farben ein Unterpfand der Sprache als Substanzbestimmung. Falsch aber ist es, dies jeweils ohne eingehende Berücksichtigung der Arbeits- und Lebensverhältnisse einer Kultur behaupten zu wollen. Richtig ist im Gegenzug die relativistische These, daß jede Sprache

durch die Kultur geprägt erscheint, die in ihr zum Ausdruck gelangt. Insofern sind Farbnamen ein Unterpfand der Abhängigkeit jeder Sprache von der sie tragenden Lebenswelt. Falsch aber ist es, behaupten zu wollen, daß die verschiedenartigen Farbbezeichnungen damit zueinander gleichrangig bzw. untereinander austauschbar sind und daß Farbwahrnehmungen keine eigenständige Sinnesqualität besitzen. Wenn es also Kulturen gibt, die (wie die griechische) Grün nicht von Blau unterscheiden, so läßt das nicht auf einen allgemeinen sprachlichen Relativismus schließen, sondern nur darauf, daß die uns geläufige Unterscheidung beider für diese Kulturen keine lebenspraktische (also substantielle!) Notwendigkeit in ihrem Umgang mit der Natur besessen zu haben scheint.

Denn in und mit seinen Farbbezeichnungen markiert das Kulturwesen Mensch durchaus auch sein Verhältnis zur Natur. Und gerade dies wird, so scheint es, von keiner der beiden Positionen gesehen oder zureichend berücksichtigt. Mit den Namen der Farben tastet die Sprache, das Kulturelle schlechthin, über sich hinaus zur Natur. Mit ihnen sucht sie Mimikry zu betreiben an die Natur in einer ihrer sinnfälligsten Dimensionen, sucht sie darzustellen, zu beschwören oder zu bannen. Mit den Farbnamen stellen Menschen sich Naturhaftes vor. Farben locken, faszinieren und schrecken. Sie suggerieren eine Zusammenhangsgarantie alles Lebendigen, weil sie mit einer schier unendlichen Vielfalt von Nuancen an fast allem in Erscheinung treten. Gerade weil Farben so gut wie nie nur eindeutig sind, sondern beinahe stets gemischt vor Augen treten, können sie über ihre unabsehbaren Abstufungen hinweg als sinnliche Basis von allem erscheinen und damit eine gleitend-bruchlose Kontinuität in der Objektwelt andeuten. Zugleich aber stehen sie jederzeit auch im Kontrast zueinander. Sie markieren Unterschiede und setzen somit Grenzen zwischen sich (auch unabhängig von den Formen). Insofern verweisen sie darauf, daß etwas *etwas* ist und nicht vielmehr etwas anderes. Grün ist nicht Blau, auch wenn es mit ihm in Übergängen zusammenhängt. Vor allem ist Schwarz nicht Weiß – das zeigt sich nicht zuletzt daran, daß jede Farbe heller als Schwarz wirkt und dunkler als Weiß.

Farbnamen verweisen die Sprache auf eine Naturbasis, ohne die jedoch mehr als nur anzeigen zu können. Sie tun so, als sei mit ihnen eine verläßliche Akkulturierung dessen zu leisten, was substantiell jenseits der Sprache bleibt, aber doch in ihr wie notwendig augenblicklich zur Erscheinung gelangt. Farbnamen können die Natur zwar evokativ beschwören, aber nur eingeschränkt belangen. Darum bleiben Versuche, die Farben der Sprache bzw. Farben in der Sprache ein für allemal festzustellen, oft so hilflos oder unzulänglich. Ihr Er-

kenntniswert taugt höchstens zur Folklore, schlimmstenfalls zum Aberglauben. Der blinde Drang nach etwas Naturhaftem in der Sprache, der nur zu gern den Anschein erweckt, es in den Farben gefunden zu haben, hat etwas Naives. Insoweit bleibt Kants Mißtrauen den Farben gegenüber berechtigt, auch wenn er in ihnen vor allem das Sinnliche, weniger das Naturhafte an sich beargwöhnte.

Doch der Sprache kommt im Umgang mit den Farben zugute, daß sie sich zwei Wesensaspekten jeden Kolorits scheinbar anzupassen vermag, die alles Farbige so faszinierend und so schwer bestimmbar erscheinen lassen. Der Farbenskala zufolge gehen alle Farben erstens stufenlos ineinander über und stehen zweitens zueinander in einer offenbaren Polarität. (Vgl. Conrad-Martius 1929, 356.) Ihren schier unbegrenzt wirkenden Nuancen wie ihren genauen Kontrasten entspricht die Sprache durch ihre Fähigkeit zur Darstellung weitreichender Differenzierungen und scharfer Widersprüche. Jede Farbe scheint durch ihren Namen sprachlich eindeutig erfaßt werden zu können. Durch ihn läßt sie sich über vielfach abzustufende Schattierungen differenziert benennen und folglich von anderen unterscheiden. Was mit ihrem Namen bezeichnet wird, sollte daher jedermann unmittelbar nachvollziehbar sein. Diese Nachvollziehbarkeit wird zudem dadurch erhöht, daß Farben zueinander in Kontrastverhältnissen stehen. Zu jeder von ihnen gibt es eine Komplementärfarbe und mindestens zwei Kontrastfarben. Das steigert indirekt auch ihre sprachliche Eindeutigkeit. Dennoch bleibt jede Farbe trotz dieser Voraussetzungen sprachlich kaum exakt zu fassen, weil sie im Farbenspektrum jeweils zum Hellen wie zum Dunklen in zwei Schattierungen ihrer selbst übergeht und weil nicht zu sichern ist, was Sprecher und Hörer an Vorstellungen mit ihrem Namen verbinden. –

Nun scheint allerdings die evokative Macht der Lyrik in der Lage zu sein, Farbe zur Sprache bringen. Daß selbst sie damit ihre Schwierigkeiten hat, sollen abschließend zwei Gedichte der klassischen Moderne zeigen. Sie stammen von Rimbaud und Schwitters. Da ist zunächst Rimbauds Gedicht über die Vokale, das hier im Original und in der Übersetzung von Stefan George zitiert wird:

Voyelles.

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu: voyelles,
Je dirai quelque jour vos naissances latentes :
A, noir corset velu des mouches éclatantes
Qui bombinent autour des puanteurs cruelles,

Golfes d'ombre ; E, candeurs des vapeurs et des tentes,
Lances des glaciers fiers, rois blancs, frissons d'ombelles ;

I, pourpres, sang craché, rire des lèvres belles
Dans la colère ou les ivresses pénitentes ;
U, cycles, vibrements divins des mers virides,
Paix des pâtis semés d'animaux, paix des rides
Que l'alchimie imprime aux grands fronts studieux ;

O, Suprême Clairon plein des strideurs étranges,
Silences traversés des Mondes et des Anges :
– Ô l'Oméga, rayon violet de Ses Yeux !
(Rimbaud 1999, 579f.)

Vokale

A schwarz E weiss I rot U grün O blau – vokale
Einst werd ich euren dunklen ursprung offenbaren:
A: schwarzer sammtiger panzer dichter mückenscharen
Die über grausem stanke schwirren – schattentale.

E: helligkeit von dämpfen und gespannten leinen –
Speer stolzer gletscher – blanker fürsten – wehn von dolden.
I: purpurn ausgespienes blut – gelach der Holden
Im zorn und in der trunkenheit der peinen.

U: ränder – grünlicher gewässer göttlich kreisen –
Ruh herdenübersäter weiden – ruh der Weisen
Auf deren stirne schwarzkunst drückt das mal.

O: seltsames gezisch erhabener posaunen –
Einöden durch die erd- und himmelsgeister raunen.
Omega – ihrer augen veilchenblauer strahl.
(Übersetzung George 1968, 426)

So berühmt dieses Gedicht auch sein mag – so hilflos wirkt es bei näherem Zusehen. Sein Gestus ist der einer groß angelegten Beschwörung. Aufgerufen werden die fünf Vokale. Und zu jedem von ihnen gibt es erst eine Farbe und dann eine Reihe von expressiv anmutenden Bildern. Beides bleibt allerdings noch auf den zweiten Blick so wenig nachvollziehbar, daß sich der Verdacht aufdrängt, hier herrsche eine gewisse Beliebigkeit, und es sei die Grenze zur Privatsprachlichkeit bereits überschritten. Denn daß Schwarz und Weiß zu den Farben gezählt werden, mag noch angehen, doch warum fehlt gerade Gelb? Wie

beliebig diese Vokalfarbreihe ist, macht ein Vergleich mit der von August Wilhelm Schlegel deutlich. Für den ist „A roth, O purpurn, I himmelblau, Ue violett, U dunkelblau. Man könnte", so meint er weiter, „auch dem A die weiße, dem U die schwarze Farbe geben." (Schlegel 1846, 175) Und wie sehr auch dies nicht mehr ist als eine Privatmeinung, zeigt die abweichende Aufstellung bei Jacob Grimm. Ihm zufolge ist „A weiß, I roth, U schwarz, E gelb, O blau". (Grimm 1840, 33, Anm. 2) Das zeigt: Vokale besitzen durchaus nicht die semantische Eindeutigkeit, die ihnen von Rimbaud zugeschrieben wird; sie sind in ihren farblichen Bedeutungsgehalten, wenn sie die denn haben, eher kontextabhängig und mehrdeutig aufgeladen. Wenn Rimbauds Sonett ihnen einzelne Farben und diesen wiederum intensiv geschilderte Visionen zuordnet, so vertraut es auf die magische Macht seiner Sprache. Doch die wirkt in seinen Versen diffus; sie scheint, was sie heraufzubeschwören sucht, bloß assoziativ evozieren, aber kaum auf Dauer oder gar als Erkenntnis halten zu können. Nun müßten ja eindeutige Aussagen oder gar Erkenntnisse in der Lyrik nicht unbedingt erreichbar oder gar wünschenswert erscheinen, wenn die hier präsentierten Bedeutungszusammenhänge wenigstens poetisch zu überzeugen vermöchten. Aber gerade das ist nicht der Fall. Das raunende Beschwören der Vokale wirkt, wenn sie als Laute mit Farben und Bildern in Verbindung gebracht werden, nur wenig nachvollziehbar, sondern eher willkürlich und hilflos. Warum etwa soll das Gezisch von Posaunen (wenn Posaunen denn zischen) mit dem Klang des *O* in Verbindung treten und nicht beispielsweise mit dem des *E*?

Daß einzelne Laute so wenig wie Farben irgendeine Erkenntnis sichern, fördert einen Aberglauben eigener Art. Wie Farben bieten auch sprachliche Laute oder deren Schriftform als Buchstaben das Einfallstor für allerlei mystische und magische Spekulationen. Je weniger sie im Blick auf ihre Bedeutung festgelegt sind, desto eher scheinen sie sich sprachmystisch und farbmagisch festlegen zu lassen (vgl. Dornseiff 1925, 35ff.). Die Regel, auf die primitives Denken sich dabei verläßt, lautet offenbar: Je elementarer etwas wirkt, als desto sinnhafter läßt es sich magisch gestalten. Wenn also bei Rimbaud Laute oder Buchstaben mit Farben in Verbindung gebracht werden, sollen zwei Symbolsysteme zueinander treten und sich wechselseitig verstärken. Gerade weil sich aus ihnen scheinbar alle darstellbaren Bedeutungen und Weltorientierungen ergeben, können sie magischem Denken zufolge nicht ihrerseits bedeutungslos und orientierungslos sein. Doch die beiden Symbolreihen können sich gegenseitig nicht tragen oder halten. Denn ihnen fehlt der Bezug auf das, was sie magisch bannen sollen. Nur als Gegenzauber kann Magie sich auf Magie beziehen. Von dem aber kann hier nicht die Rede sein. Rimbauds Zauber bleibt eher privat und

das heißt: in bezug auf Laute oder Buchstaben sowohl wie im Blick auf Farben wenig überzeugend. Seine Unterstellungen sind kaum mehr als Folklore, wenn auch eine Folklore für Gebildete. Die Loslösung der Farbe vom Sinnhaften und ihre Herabstufung zum bloß Sinnlichen, die in den Theorien des Klassizismus vorgeführt wurde, erschwert, wie noch an den Versen Rimbauds deutlich wird, das Verhältnis der Sprache zu den Farben wie umgekehrt das Verhältnis der Farben zur Sprache. Bemerkenswert an diesem Gedicht aber bleibt außer seiner mangelnden Prägnanz die Folgenlosigkeit seines Sagens; es erscheint mehr oder weniger spannungslos, tritt angestrengt auf der Stelle und kommt nicht voran.

Das zweite Gedicht stammt von Kurt Schwitters. Es erschien zuerst 1919. Auch dieses Gedicht bringt in einer besonderen Weise Farbe zur Sprache.

An Anna Blume

Oh Du, Geliebte meiner 27 Sinne, ich liebe Dir!
Du, Deiner, Dich Dir, ich Dir, Du mir, ---- wir?
Das gehört beiläufig nicht hierher!

Wer bist Du, ungezähltes Frauenzimmer, Du bist, bist Du?
Die Leute sagen, Du wärest.
Laß sie sagen, sie wissen nicht, wie der Kirchturm steht.

Du trägst den Hut auf Deinen Füßen und wanderst auf die Hände,
Auf den Händen wanderst Du.

Halloh, Deine roten Kleider, in weiße Falten zersägt,
Rot liebe ich Anna Blume, rot liebe ich Dir.
Du, Deiner, Dich Dir, ich Dir, Du mir, ----- wir?
Das gehört beiläufig in die kalte Glut!
Anna Blume, rote Anna Blume, wie sagen die Leute?

Preisfrage:

1.) Anna Blume hat ein Vogel,
2.) Anna Blume ist rot.
3.) Welche Farbe hat der Vogel.

Blau ist die Farbe Deines gelben Haares,
Rot ist die Farbe Deines grünen Vogels,
Du schlichtes Mädchen im Alltagskleid,
Du liebes grünes Tier, ich liebe Dir!
Du Deiner Dich Dir, ich Dir, Du mir, ---- wir!
Das gehört beiläufig in die --- Glutenkiste.

Anna Blume, Anna, A ---- N ---- N ---- A!
Ich träufle Deinen Namen.
Dein Name tropft wie weiches Rindertalg.
Weißt Du es Anna, weißt Du es schon,
Man kann Dich auch von hinten lesen.
Und Du, Du Herrlichste von allen,
Du bist von hinten wie von vorne:
A ------ N ------ N ------ A.
Rindertalg träufelt STREICHELN über meinen Rücken.
Anna Blume,
Du tropfes Tier,
Ich ------- liebe ------- Dir!

(Schwitters 1973, 58f.)

Schwitters verpackt die Sehnsuchtsgefühle traditioneller Liebesgedichte in eine Sprache, die von Klischees tropft. In zitathaft anmutenden Formeln wendet sein Gedicht sich an die Geliebte. Schon allein durch ihren Namen *Anna Blume* weist es sie aus als ein Wesen, dessen reale Existenz kaum verbürgt erscheint. Höchst absichtsvoll greift es auf übersteigerte Formeln zurück, um die angeblich verehrte Frau schwärmerisch zu charakterisieren. Dabei verknüpft es petrarkistische Oxymora wie „kalte Glut" collagenhaft mit Elementen der Unsinnspoesie. Offensichtliche Grammatikfehler wie „Du [...] wanderst auf die Hände", „rot liebe ich Dir" oder „Anna Blume hat ein Vogel" sollen den Leser irritieren. Die parodistische Irritation aber erstreckt sich hier nicht nur auf die Topoi der Liebeslyrik, sondern auch auf den Syllogismus, die bekannteste Form logischen Schließens.

Selbst vor den Farbbezeichnungen macht der ostensible Unsinn nicht halt. Sie tauchen zunächst auf in mehr oder weniger direktem Zusammenhang mit dem Liebespreis sowie mit dem Syllogismus. Schwitters treibt sie dann in eine äußerste Widersprüchlichkeit und offensive Entkonturierung. Dadurch sollen sie als Epitheta ihre lächerliche Konventionalität offenbaren. Unter diesen Voraus-

setzungen erweisen sie sich als leere, also schlechte Magie. In der Liebe wie in der Logik sind Farbbezeichnungen nurmehr Namen einer mißlingenden Beschwörung.

Es geht bei Schwitters um den absichtsvoll betriebenen Zerfall der Farbarten durch die Sprache. Deren mutwillige Paradoxierungen werden vorgeführt am Beispiel der Farben einer Geliebten, die einen rätselhaft unauflösbaren und dann doch wieder nur trivialen Namen trägt, *Anna Blume*. Die Paradoxierung der Farben führt bei Schwitters ins Ununterscheidbare. Wenn Blau und Gelb, Rot und Grün miteinander identisch sein sollen, dann kann für sie der Satz der Identität nicht länger gelten, dann kann auch ein Mensch als Tier angesprochen werden. Solche Vermischung der Sphären protestiert gegen eine von formalen Begriffen der Identität durchherrschte, vorgeblich eindeutige Welt. In dieser Welt gilt nicht mehr der Einspruch der klassischen Moderne dagegen, daß Formen die Sinnenwelt der Farben verdrängen (vgl. Imdahl 1966, 195). Nein, hier sind die Farben bereits in sich zerfallen. Statt der einigermaßen beliebigen Entkonturierung der Farben gegeneinander, wie sie sich bei Rimbaud fand, ist Schwitters fasziniert von der Möglichkeit, sprachlich die identitätsstiftenden Momente der Farben selbst aufzulösen. Also paradoxiert er sie und läßt die bis dahin fraglos geltenden Farbeinheiten ins offenbar gegenstrebig Widersinnige zerfallen. „Blau ist die Farbe Deines gelben Haares, / Rot ist die Farbe Deines grünen Vogels". Das wirkt um so mehr, als Farben trotz aller zweideutigen Diffusität an ihren Rändern so paradox, wie Schwitters sie darstellt, zuvor eigentlich nie sein konnten. Denn jeder von ihnen war auf der Farbtafel umkehrbar eindeutig eine Gegenfarbe zugeordnet. Keine Farbe galt einfach nur als eine andere. Der Unsinn protestiert hier also gegen die vorgebliche Eindeutigkeit der Farbbezeichnungen.

Wenn die Tendenz zu einer Entgegenständlichung der künstlerisch dargestellten Welt durch eine Ermächtigung der Farben gegen die Formen bestimmend war für die Moderne, so erstreckt sich diese Tendenz nunmehr auch auf die Farben selbst. Schwitters erkennt auch in ihnen noch die Marken einer zum Schein eindeutigen, also wiederum formbestimmenden Identität. Darum praktiziert er eine offenbar unsinnige Sprachverstörung durch offensive verbale Farb*in*konsistenz und durch paradoxierten Farbzerfall. Er denunziert damit Versuche, den Menschen und Dingen der Welt eine neue Festigkeit und Sicherheit in der Sprache zu verleihen, indem statt der Formen nun mehr oder weniger blind Farben als Zeugen für die Wirklichkeit und Echtheit der Welt in Dienst genommen werden sollen.

Literatur

BERLIN, Brent 1969: Basic Color Terms. Their Universality and Evolution. Berkeley.

CONRAD-MARTIUS, Hedwig 1929: Farben. Ein Kapitel aus der Realontologie. In: Festschrift. Edmund Husserl zum 70.Geburtstag gewidmet, Halle a.d. Saale.

DORNSEIFF, Franz [2]1925: Das Alphabet in Mystik und Magie. Leipzig / Berlin.

GEORGE, Stefan [2]1968: Werke. Ausgabe in zwei Bänden. Düsseldorf / München.

GRIMM, Jacob 1840: Deutsche Grammatik. Göttingen.

IMDAHL, Max 1966: Die Rolle der Farbe in der neueren französischen Malerei. Abstraktion und Konkretion. In: ISER, Wolfgang (Hg.): Poetik und Hermeneutik 2: Immanente Ästhetik. Ästhetische Reflexion. Lyrik als Paradigma der Moderne. München.

KANT, Immanuel 1963a: Kritik der reinen Vernunft. In: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wilhelm WEISCHEDEL. Bd. II. Darmstadt.

Ders 1963b: Kritik der Urteilskraft. In: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wilhelm WEISCHEDEL. Bd. V. Darmstadt.

KAY, Paul 2003: The World Color Survey. Stanford.

KRISCHKE, Wolfgang 2000: „Grün ist nicht jedem grün. Eine Welterklärung: Der aktuelle Streit um die Farbenlehre". In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.12.2000, Nr. 296, N6.

NIETZSCHE, Friedrich [3]1962: Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile. In: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl SCHLECHTA. Bd. I. München.

RIMBAUD, Arthur 1999: Œuvres complètes, Bd. 1: Poésies, éd. critique avec introduction et notes par Steve MURPHY. Paris.

SAUNDERS, Barbara 2000: Revisiting ‚Basic Color Terms'. In: The Journal of the Royal Anthropological Institute. Bd. 6, 81–100.

SCHELLING, Friedrich Wilhelm Joseph 1966: Philosophie der Kunst. Nachdruck der Ausg. von 1859. Darmstadt.

SCHLEGEL, August Wilhelm 1846: Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel. In: Sämtliche Werke, Bd. VII: Vermischte und kritische Schriften. Hrsg. von Eduard BÖCKING. Leipzig.

SCHWITTERS, Kurt 1973: Das literarische Werk, Bd. I: Lyrik. Hrsg. von Friedhelm LACH. Köln.

Wolfert von Rahden

„Ächte Weimaraner“. Zur Genealogie eines Genealogen

„Krause's ächte Weimaraner: nie daran gezweifelt. –“
Friedrich Nietzsche an seine Mutter

1 Wie Nietzsche als Genealoge der eigenen Familie seinen Großonkel, den Ex-Domprediger Krause, um- und aufwertet oder über eine familiengenealogische Fiktion, die einen autobiographischen Entwurf bis zur Erkenntlichkeit verzerrt

Was die eigene Herkunft angeht, hat vor allem die Äußerung Nietzsches provoziert, er sei ursprünglich gar nicht deutscher, sondern aristokratischer polnischer Abkunft, „polnischer Edelmann pur sang“ (*Ecce homo*, *KSA 6*, 268). Dieses Statement erfuhr von seiten der Forschung bereits ausführlichere Kommentierungen; man darf inzwischen mit Fug und Recht davon ausgehen, daß diese Selbstnobilitierung eher einem Wunschbild Nietzsches entsprang, das durch empirische Fakten nicht zu belegen ist.[1] Weit weniger Aufmerksamkeit indes erregte Nietzsches familiengenealogischer Seitenblick auf seinen Großonkel, den Bruder seiner Großmutter „Muthgen“, Erdmuthe Dorothee Krause.[2] Welche Bedeutsamkeit birgt der Blick auf Großonkel Krause, der seine Karriere in Naumburg – also in Nietzsches Geburtsort – als Domprediger und Schulinspektor begann?

Zuvor werfen wir einen Blick zurück auf Weimar: Für Nietzsche bildete die Weimarer Klassik stets einen wichtigen Bezugspunkt, vor allen anderen natürlich Goethe. Schiller war schon weniger gelitten und über Herder höhnt Nietzsche nahezu nur noch.[3] Und in seinen Briefen erwähnt Nietzsche Herder

---

[1] Vgl. Montinari 1982, 120f.; von Müller 2002, 253–275, untersucht im Detail die Entstehung dieses „Mythus“. Auch im Brief an Georg Brandes (10. April 1888, *KGB III 5*, 288) wählt Nietzsche eine ähnliche Formulierung wie in *Ecce homo*: „Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niëzky); [...]“; zuerst veröffentlicht in Brandes 1894, 138.

[2] Erdmuthe Nietzsche, geb. Krause (1778–1856), Mutter von Carl Ludwig Nietzsche, dem Vater Friedrich Nietzsches.

[3] Die spannungsreiche Beziehung Nietzsches zu diesen drei Vertretern der „Weimarer Klassik“ kann hier nur angedeutet werden: Nietzsches komplexes positives Verhältnis zu Goethe, sein zwiespältiges (später negatives) zu Schiller und sein (vermeintlich) eindeutig negatives

nie – mit einer Ausnahme, die in einer gleichlautenden sprachlichen Wendung besteht, die in einer Anzahl von Briefen immer wiederkehrt. Diese Wendung ist für unseren Kontext deshalb höchst bemerkenswert, weil sie einen familiär ver-

---

zu Herder wird ausführlicher dargestellt in Ottmann 2000, von Seggern 2005 widmet sich vor allem dem Verhältnis Nietzsches zu Goethe und Schiller; speziell Nietzsches ambivalenten Blick auf Herder habe ich eingehender untersucht in von Rahden 2005. Deshalb sollen hier nur einige strukturelle Linien skizziert werden, um den Weimarer Hintergrund anzudeuten, vor dem Nietzsche agiert. „Goethe ist derjenige Dichter, auf den sich Nietzsche während der gesamten Zeit seines Schaffens am weitaus häufigsten sowohl offen als auch verdeckt bezieht" (Zittel 2000, 385). Goethes „Sinnlichkeit", seine antichristliche Haltung, sein „Heidenthum" (*Die fröhliche Wissenschaft*, *KSA 3*, 597; *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*, *KSA 1*, 67f.), seine europäische Gesinnung und die Selbstgestaltung, seine „Selbststeigerung" erscheinen Nietzsche vorbildhaft: „Er ist, als stilisirter Mensch, höher als je irgend ein Deutscher gekommen" (*Nachlaß 1873*, *III 29[119]*, *KSA 7*, 686). Demgegenüber fallen einige Einwände kaum ins Gewicht – allerdings belegen sie, daß Nietzsche seinem Vorbild Goethe, dem „letzte[n] Deutsche[n], vor dem ich Ehrfurcht habe" (*Götzen-Dämmerung*, *KSA 6*, 153), keineswegs völlig unkritisch gegenüberstand. So verwirft Nietzsche sowohl Goethes Auffassung vom Tragischen als auch den Erlösungsgedanken, wie er im *Faust* angelegt sei; er beklagt, daß Goethe das Orgiastische der dionysischen Kunst nicht begriffen und folglich auch „die Griechen nicht verstanden" habe (*Götzen-Dämmerung*, *KSA 6*, 159). Schließlich wendet er sich auch gegen dessen Naturbetrachtung, die er als antiaufklärerisch und „vorwissenschaftlich" ablehnt (*Morgenröthe*, *KSA 3*, 171).
Positive Äußerungen des jungen Nietzsche zu Schiller werden dagegen überschattet vom späten polemischen Verdikt, das Nietzsche über den Dichter als den „Moral-Trompeter von Säckingen" verhängt hat (*Götzen-Dämmerung*, *KSA 6*, 111) und dessen „Sucht, um jeden Preis moralisch *erregt* zu erscheinen" (*Morgenröthe*, *KSA 3*, 163; Hervorhebungen im Original werden hier und im folgenden *kursiv* wiedergegeben). Der spätere und späte Nietzsche attackiert Schillers „Verlangen nach glänzenden knochenlosen Allgemeinheiten" und den „silbern glitzernden Idealismus", der einen „Widerwillen gegen die [...] Wirklichkeit" zeige (*ebd.*). Ähnlich abfällig äußert sich Nietzsche über Schiller in *Streifzüge eines Unzeitgemässen* in seinem Notat über den fehlenden „psychologischen Takt der Deutschen": „Das Andre, was ich nicht hören mag, ist ein berüchtigtes ›und‹: die Deutschen sagen ›Goethe *und* Schiller‹, – ich fürchte, sie sagen ›Schiller und Goethe‹ [...] *Kennt* man noch nicht diesen Schiller?" (*Götzen-Dämmerung, KSA 6*, 121f.) Vor allem aber verübelt Nietzsche ihm ebenso wie Herder die moralisierende, „moralinsaure" Kritik an der Sinnlichkeit und der Sinnenfreude Goethes (*Der Fall Wagner*, *KSA 6*, 18) – eine Kritik, mit der Herder gar unter die Gürtellinie zielt, wenn er Goethe unter „Priapismus"-Verdacht stellt. Es ist diese Art der Kritik, die Nietzsche besonders empört und die er seinerseits als „unanständigste Art der Gegnerschaft" verurteilt, als Kritik nach „Hunde-Art", von „Hinten und Unten" (*Nachlaß 1888*, *VIII 15[71]*, *KSA 13*, 452f.). Einen grundlegenden Kritikpunkt an Schiller wie auch an Herder bildet der Vorwurf, daß von beiden Ästhetik mit Moral vermischt werde und daß Schiller überdies gleichsam als Statthalter Kants in der Kunst auftrete. *In summa*: Nietzsche verwahrt sich nachdrücklich gegen jene Anmaßung, die darin liege, die „sogenannten Weimarer Klassiker" selbander oder selbdritt zu gruppieren, also nicht nur Schiller, sondern auch Herder und womöglich noch andere dadurch mit Goethe auf eine Stufe zu stellen; denn Nietzsche erachtet allein Goethe dieses Attributs für würdig (aber eigentlich sprengt er als überhistorischer und europäischer Geist auch die Schranken dieser letztlich bloß „regionalen" Einordnung).

mittelten „persönlichen“ Bezug zu Herder aufs nachdrücklichste hervorhebt. Und hier kommt der Großonkel ins Spiel: So verweist Nietzsche in mehreren Briefen an verschiedene Adressaten auf eben diesen Johann Friedrich Krause, der zur Schnittstelle zwischen Herder und Nietzsches Familie stilisiert wird.[4] Krause (1770–1820) war nach seinem Weggang aus Naumburg von 1810 bis Anfang des Jahres 1819 ordentlicher Professor der Theologie zu Königsberg, bis er in Weimar zum Generalsuperintendenten ernannt wurde.

In diesem Zusammenhang betont Nietzsche stets aufs Neue, daß dieser Verwandte „die Nachfolge“ Herders angetreten habe. Zum andern unterstreicht er, daß „Muthgen“ zum „Schiller-Goethe'schen-Kreise gehört“[5] und Krause „auf Goethes Veranlassung“ die Stelle als Generalsuperintendent erhalten habe. Im Brief an seine Mutter zieht er die Schlußfolgerung:

---

[4] Nietzsche an Franz Overbeck, [6. Juli 1887], *KGB III 5*, 108; an denselben, [17. Juli 1887], *KGB III 5*, 111; an Heinrich Köselitz, [18. Juli 1887], *KGB III 5*, 113; an Franziska Nietzsche, [12. August 1887], *KGB III 5*, 127; an Georg Brandes, 10. April 1888, *KGB III 5*, 288.

[5] Eine Mutmaßung indes, die sich letztlich auch nicht belegen läßt. Der Archivrat C. A. Hugo Burkhardt in Weimar hatte als erster diese Vermutung geäußert. Doch gegenüber seinen Briefpartnern Overbeck (*KGB III 5*, 110f.) und Köselitz (*KGB III 5*, 113) erwähnt Nietzsche selbst das entscheidende Gegenargument: „Muthgen“ aus Goethes Tagebuch, die mit dem jungen Dichter 1778 befreundet gewesen sei, könne wohl schwerlich als Erdmuthe Krause identifiziert werden, da diese erst im Dezember just jenes Jahres „das *Licht der Welt*“ erblickt habe. Um den „Zusammenhang mit Goethens“ gleichwohl „unter allen Umständen“ als „feststehend“ annehmen zu können, spekuliert Nietzsche, daß womöglich die Mutter der Großmutter im Goetheschen Tagebuch gemeint sein könnte. Diese seine Vermutung verwandelt sich in seinem Brief an die Mutter ([12. August 1887], *KGB III 5*, 127) allerdings unter der Hand in ein Faktum, wenn er schreibt, „Muthgen“ bei Goethe sei „natürlich die *Mutter* der Großmama“. Wieso aber auch die Mutter der Großmutter „Muthgen“ genannt worden sein soll, erklärt Nietzsche nicht: Sie hieß Johanne Sophie mit Vornamen und nicht Erdmuthe (wovon „Muthgen“ ja als Koseform abgeleitet ist). Es hatte sich ein „komisches Hin und Her“, wie Nietzsche schreibt (*KGB III 5*, 113), in dieser Angelegenheit abgespielt: Nietzsche hatte Burkhardt auf dessen Nachfrage zunächst uneingeschränkt darin zugestimmt, daß es sich bei Goethes „Muthgen“ zweifellos um seine Großmutter Erdmuthe handeln müsse (so im Briefentwurf an C. A. Hugo Burkhardt in Weimar, [Mitte Juli 1887], *KGB III 5*, 109). Kurz darauf schreibt er jedoch im bereits zitierten Brief an Köselitz ([18. Juli 1887], *KGB III 5*, 113), den „Goetheforschern“ einen „Streich gespielt“ zu haben, indem er das Geburtsdatum seiner Großmutter dem Archivrat mitgeteilt habe; das habe „große Bestürzung“ ausgelöst, da Burkhardt „seine Entdeckung“ bereits hatte „drucken lassen“. Nietzsches zwiespältige Haltung tritt hier offen zutage: Einerseits freut er sich unverhohlen über seinen „Streich“, der die Konstruktion zu Fall bringt, anderseits ist ihm die Aufrechterhaltung der familienhistorischen Goethe-Beziehung derart wichtig, daß er kurzerhand selbst die Regie in diesem Stück übernimmt und nun seine Urgroßmutter in die Rolle der „Muthgen“ zwängt, um die Gesamtkonstruktion doch noch zu retten. Leider jedoch hatte sich die Urgroßmutter in dieser Rolle ebenso als Fehlbesetzung erwiesen wie bereits zuvor die Großmutter. So bleibt als einzig „gesicherte“ Verbindung zum „noblen“ Weimar am Ende doch „nur“ der Großonkel.

„Die Berufung des Prof. Dr. Krause an die oberste geistliche Stelle in ganz Weimar kann natürlich nur von oberster Stelle, dem Staatsministerium (Goethe) ausgegangen sein [...] Krause's ächte Weimaraner: nie daran gezweifelt. –"[6]

Was Nietzsche hier offensichtlich mit einem gewissen „Familienstolz" gegenüber seiner Mutter äußert (man könnte vielleicht mutmaßen, er schreibe dies nur der betagten Mutter zuliebe), vertritt er aber nicht nur im „privaten" Briefwechsel. Die Koketterie mit der historischen „Weimar-Connection", in der – natürlich nach Goethe und neben Schiller – Herder die prominenteste Rolle spielt, gewinnt ebenso eine „öffentliche" Dimension: Gegenüber Georg Brandes, der in Kopenhagen eine Reihe von Vorträgen über Nietzsches Philosophie hielt (und deswegen um die Skizzierung eines Lebenslaufs bat),[7] vergißt Nietzsche nicht, ausdrücklich die Verbindung „Herder–Krause–Nietzsche" herzustellen. Schließlich findet sich auch in der ursprünglichen Fassung eines Abschnitts in *Ecce homo* eben jene schon fast formelhaft wiederkehrende Wendung, „Krause [...] wurde nach Herder's Tode als Generalsuperintendent nach Weimar berufen" (*KSA 14*, 472).

Wie darf man die stete Wiederkehr dieser Wendung deuten? Zunächst nimmt Nietzsche die Interpretation zumindest billigend in Kauf, die sich dem Leser intuitiv aufdrängt: Der Großonkel sei der direkte Nachfolger Herders gewesen. Wahrscheinlicher erscheint mir sogar, daß Nietzsche diese Lesart insinuieren will, da sie den Nachfolger aufwertet, der in diesem Fall vom Rang und Namen des direkten prominenten Vorgängers profitiert, jedenfalls weit mehr profitiert, als es ein „zeitfernerer" späterer Positionsinhaber vermöchte. Wie könnte der „Herder–Krause–Komplex", dieses familiengeschichtliche Intermezzo, also interpretiert werden?

Die Vermutung liegt nahe, daß Nietzsche durchaus Gefallen daran fand, diese familienbiographische Verbindung nicht nur zum „Weimarer Kreis", sondern auch speziell zu Herder „entdeckt" zu haben; und er teilte diese Entdeckung offenbar auch nicht ungern der Öffentlichkeit mit. Andernfalls hätte er in seinem *curriculum vitae breve* (an Brandes)[8] den doch ungeliebten Herder (anders als den hochgeschätzten Goethe) nicht eigens noch erwähnt mit jener besagten, immer wieder verwendeten Formulierung. Den Außenstehenden verwundert in der Tat, daß Nietzsche den Namen „Herder" überhaupt und gleichsam stillschweigend positiv erwähnt, hat man doch noch den Hohn über

[6] Nietzsche an Franziska Nietzsche, [25. August 1887], *KGB III 5*, 135.
[7] Georg Brandes an Nietzsche, 3. April 1888, *KGB III 6*, 184.
[8] Nietzsche an Georg Brandes, 10. April 1888, *KGB III 5*, 287ff.

Herder aus Nietzsches Mund im Ohr, jenen Spott über den „ehrgeizige[n] Priester, der so gern der Geister-Papst seiner Zeit gewesen wäre" (*Menschliches, Allzumenschliches II, KSA 2*, 603), und doch nur *„der ideale Dilettant"* (*Nachlaß 1869–1870, III 2[12], KSA 7*, 49) und „kein grosser Denker und Erfinder" (*Menschliches, Allzumenschliches II, KSA 2*, 602) gewesen sei, sondern bloß „pastoral" (*Nachlaß 1873, III 27[68] KSA 7*, 607) und „Prediger" (*Nachlaß 1872–1873, III 19[233], KSA 7*, 493). Man stutzt – die Ambivalenz in der Haltung zu Herder wird nur zu deutlich:[9] Die „theoretische", ja polemische Ablehnung – wie sie uns in Nietzsches Werk fast ausnahmslos begegnet – verwandelt sich unter der Hand in eine „praktische" Wertschätzung, sobald es Nietzsche um die eigene persönliche Familiengeschichte geht. Konnte an anderer Stelle die Distanzierung gar nicht groß genug sein, steht nunmehr die Betonung der (Wieder-)Annäherung auf der Tagesordnung. Jetzt – so scheint's – zählen allein Berühmtheit und Ansehen des zuvor so arg Gescholtenen. Ebenfalls vergessen scheint auf dieser Ebene die allgemeine „Pfaffenschelte" des radikalen Kritikers der christlichen Moral und ihrer theologischen Instanzen und Institutionen: Weder Herder noch Krause erfahren in diesem Kontext auch nur ein Wörtchen der Kritik (beide standen in der Kirchenhierarchie immerhin ziemlich weit oben).

In diesem Sinne aufschlußreich sind auch zwei Nuancen in Nietzsches neuer „Entdeckung" der „Weimarer Achse", die den Verdacht erhärten, daß Nietzsche bestrebt war, die historische Verbindung bedeutsamer erscheinen zu lassen, als sie tatsächlich war. Denn zwei kleine, aber nicht ganz unwesentliche Details verschweigt Nietzsche geflissentlich: Zum einen starb Herder bereits 1803, und Krause kam erst 1819 in Weimarer Amt und Würden. Mit anderen Worten: Der Großonkel trat mitnichten die Stelle „nach Herder's Tode" an, sondern erst 16 Jahre danach, denn in der Zwischenzeit bekleidete von 1804 bis 1818 Johann Ludwig Vogt „nach Herders Tod" dieses Amt – Krause war also genaugenommen der Nachfolger Vogts und nicht Herders. Zum andern starb Krause bereits am 31. März 1820[10] – nicht einmal ein Jahr zuvor, am 11. April

[9] Die vermeintlich eindeutig negative Haltung Nietzsches zu Herder offenbart bei genauerer Betrachtung allerdings Brüche und Verwerfungen, die als Indizien für eine eher zweideutige Einstellung Nietzsches zu Herder gesehen werden können. Diese Ambivalenz habe ich als Abwehrmechanismus bei Nietzsche (in von Rahden 2005) gedeutet: Herder kommt Nietzsche so nah, daß er distanziert werden muß; er dient als Projektionsfläche für Nietzsches eigene Widersprüchlichkeit, Nietzsche projiziert ihn selbst bedrängende Aggressionen und Autoagressionen auf Herder.

[10] Die genauen Angaben über den Todeszeitpunkt sind uneinheitlich: Hamberger / Meusel (1821, Bd. 18, 431) und Meyer (1851, Bd. 19/I, 59) nennen den 31. März, Döring (1832, Bd. 2, 198) dagegen gibt den 31. Mai als Sterbedatum an.

1819, hatte er seine Abschiedspredigt in Königsberg gehalten, um dann seine neue Stelle im Mai anzutreten. Das bedeutet aber auch, daß er kaum Zeit und Gelegenheit hatte, auf und mit dieser Position eine nennenswerte Wirkung zu entfalten.[11]

---

[11] Die Erinnerungsspuren an Krause verwischen sich relativ rasch; vermutlich wären sie ganz in den Archiven verschollen, hätte Nietzsche sie nicht dem Vergessen entrissen. So versucht Nietzsche abermals – im bereits erwähnten Brief an seine Mutter ([25. August 1887], *KGB III 5*, 135) –, die Bedeutung des „Prof. Dr. Krause" aufzuwerten: „G[oethe] spricht mehrere Mal von ihm (kränklich, mit einem weichlichen Geschmack in Litteratur; übrigens war er einer der bekanntesten Rationalisten jener Zeit, er liebte es, Schillersche Worte als Text zu seinen Predigten zu nehmen.)". Den Leser könnte auf den ersten Blick dieses Goethe-Zitat sanft irritieren, da Krause ganz offensichtlich aus der Sicht Goethes keine besonders gute Figur abgibt. Allerdings: auch das weniger freundliche Urteil stellt immerhin eine Stellungnahme des Dichterfürsten dar, und sie nobilitiert als solche gewissermaßen auch ihr Aussageobjekt (und das war für Nietzsche wohl entscheidend).
Als Autor war der Theologe ohnehin nicht besonders hervorgetreten: er publizierte nicht viel, und wenn, dann zumeist auf lateinisch. Auf deutsch erschienen lediglich einige seiner Predigten. Folgerichtig ist er in der großen *Allgemeine*[*n*] *Deutsche*[*n*] *Biographie* (*ADB*) von 1883 bereits nicht mehr verzeichnet, kurz erwähnt wird er noch in einigen zeitnäheren allgemeinen Lexika, wie bei Pierer 1843 (Bd. 16, 424) und Meyer 1851 (Bd. 19/I, 59); allein zwei zeitgenössische Speziallexika – soweit mir bekannt – weisen einen etwas längeren Eintrag zu Krause auf: Hamberger / Meusel (1821, Bd. 18, 431f.) sowie Döring (1832, Bd. 2, 197–199). Döring stellt die rhetorischen Fähigkeiten des Gottesmannes in den Vordergrund: Krause sei als Prediger besonders aufgefallen durch „gründliche theologische Gelehrsamkeit, einen ächt christlichen Sinn, unerschütterliche Gewissenhaftigkeit" und „sein Talent für Kanzelberedsamkeit".
Die (Fast-)Namensgleichheit mit einem ungleich bekannteren Zeitgenossen könnte indes Anlaß zur Verwechslung und Grund für eine Fehldeutung des „Krausismus" oder „Krausianismus" bieten: Bei dem Namensvetter handelt es sich um den Pfarrerssohn und Philosophen *Karl Christian* Friedrich Krause (1781–1832), der sich allerdings, anders als der uns bereits bekannte *Johann* Friedrich Krause, gleichsam „theologisch inkorrekt" nicht auf dem Boden der abgesegneten kirchlichen Lehrmeinung bewegte. Er vertrat halb aufklärerisch-humanistisch, halb urchristlich (und für eine kürzere Zeit – mit Meistergrad in einer Loge – auch freimaurerisch) ein fortschrittsoptimistisch orientiertes System des von ihm so genannten „Panentheismus", einer „All-in-Gott-Lehre", nach der das All in Gott ruht, dieser jedoch nicht im All aufgeht (wie im Pantheismus vorgestellt). Obwohl er kein einflußreiches Lehramt innehatte und sein idealistischer „harmonischer Rationalismus" in Deutschland weitgehend auf Ablehnung stieß, trat jenseits der Grenzen ein erstaunliches Phänomen ein – vorübergehend in Belgien, aber aufs nachhaltigste in Spanien: Nachdem zunächst der Philosoph Sanz del Río (1814–1869) Krauses Philosophie in Spanien bekannt gemacht hatte, erlebte im 19. Jahrhundert vor allem in Spanien, aber auch in Portugal und Lateinamerika der Krausismus („Krausismo") eine höchst beeindruckende Blütezeit, und zwar als eine praktische Philosophie, die Elemente des politischen Liberalismus mit ethischen und sozialen Elementen kombinierte und diese auch institutionell im Erziehungsbereich umzusetzen suchte. Zu den vielfältigen Interessengebieten Krauses gehörte unter anderem auch die Sprachwissenschaft: So gründete er die *Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache*, deren 1816 gedrucktes Sta-

Diese von Nietzsche unterschlagenen Feinheiten können als zusätzliche Indizien dafür gewertet werden, daß Nietzsche offensichtlich sehr viel daran gelegen war, den Konnex „Herder-Krause-Nietzsche" stärker zu machen, als er *de facto* war.

Gleichwohl gibt es eine unzeitgemäß-zeitgemäße Pointe: Die genealogische Neuerfindung Nietzsches hat sich am Ende doch noch verwirklicht, jedoch ganz anders, als ihr Urheber es sich vorgestellt hatte oder vermutlich auch nur hätte vorstellen können.

Krauses früher und Nietzsches späterer Versuch, in Weimar „anzukommen", scheitern. Weimar erreichen sie erst an ihrem Lebensabend, beide schwer erkrankt und nicht einmal fünfzig Jahre alt. Der eine stirbt so rasch, daß er nicht einmal ein Jahr in Weimar sein Amt auszuüben vermag,[12] der andere dämmert seine letzten Lebensjahre in Weimar (unter der Obhut seiner Schwester) geistig umnachtet dahin.

Erst die Schwester bringt die mißglückten Versuche von Großonkel und Bruder zum Abschluß. Der Weg von Naumburg nach Weimar war weit, und er

---

tut („Gesetzurkunde") größtenteils von ihm entworfen wurde (Meyer 1851, Bd. 19/I, 60, gibt irrtümlich hierfür das Jahr 1817 an), und er verfolgte die Idee des „Urwortthums" in Gestalt eines neuen Wörterbuchs (*Ausführliche Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuches oder Urwortreichthumes der deutschen Sprache*). Den Mißerfolg Krauses in seiner eigenen Sprachheimat versucht die *ADB* (1883, Bd. 17, 78f.) einerseits dadurch zu erklären, daß Krause „niemals eine eigentlich amtliche Stellung einnahm" – doch ein anderer Grund sei wohl noch schwerwiegender gewesen: So „verscherzte er [...] selbst sich einen nicht unverdienten Erfolg dadurch, daß er in Folge seiner Schrulle des Sprachpurismus in einer unverständlichen Terminologie schrieb (es ist dem Leser doch zu viel zugemuthet, wenn er sich in die von K[rause] beliebte Bedeutung von Worten einstudiren soll, wie z. B. ›Orwesen, Malwesen, Omwesen, Satzheit, Nichtheit, Faßheit, Seinheitureinheit, Vereinselbganzweseninnesein, Wesensoromlebselbstschauen‹ u. dgl.)". Zumindest die hier beklagte Verständnisbarriere hatte der spanische Übersetzer und Multiplikator del Río offensichtlich erfolgreich überwunden. Im iberischen Kulturraum sind deshalb die Erinnerungsspuren an *diesen* Krause auch außerhalb der Archive noch heutzutage präsent. Ganz beiläufig erwähnt im übrigen selbst Nietzsche einmal brieflich den *Nicht*-Verwandten Krause (an Heinrich Köselitz, [20. April 1888], *KGB III 5*, 298), mit dessen Gesundheit es ebenfalls nicht zum Besten stand und der – nicht wesentlich älter als der *Verwandte* Krause – „einem Schlagflusse" erlag (*ADB* 1883,Bd. 17, 78). Die hier nur angedeuteten eigensinnigen sprachwissenschaftlichen und institutionellen Aktivitäten des vielseitig ambitionierten Krause hat Joachim Gessinger zusammen mit Manuela Böhm und Marion Kersting eingehender untersucht im DFG-Projekt *Die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache (1815-1870). Deutsche Philologie zwischen Professionalisierung und Bürgerlichkeit* (Universität Potsdam 2000-2002).

Für hilfreiche Unterstützung bei Recherchen zur Weimarer Kirchengeschichte danke ich besonders Erdmann von Wilamowitz-Moellendorff sowie Wolfram Lässig, dem Generalsuperintendenten von Weimar.

[12] Döring 1832, Bd. 2, 198 nennt als Todesursache „Brustwassersucht".

führte für alle Beteiligten über mehr oder minder anstrengende und längere Umwege (Königsberg; Basel, Sils-Maria, Italien; Paraguay).[13] Daß schließlich das „Lama"[14], also die umtriebige Schwester Elisabeth, die nach dem Tode des Bruders noch über Jahrzehnte das Nietzsche-Archiv in Weimar leitete, in gewissem Sinne als einzige aus der Familie eine „ächte Weimaranerin" wurde, könnte man mit Nietzsche als „unbewußte Ironie"[15] der Geschichte bezeichnen, denn aus heutiger Sicht ist auch Nietzsche selbst nicht zuletzt dank der schwesterlichen Aktivitäten in Weimar postum doch noch zum „Weimaraner" ehrenhalber „nobilitiert" worden.

2 Genealogie-Fazit: Strategien der Selbstnobilitierung

Nietzsche „entdeckt" seine „aristokratische" (man könnte in seinem Sinne auch sagen: „vornehme") Herkunft ganz handfest und praktisch-konkret, das heißt: biographisch-genealogisch. In der Herkunftslogik von Geschlecht und Geist entwirft er seine Identität als eine aristokratische. „Theoretisch" genealogisch hatte Nietzsche seine Verwandtschaft im Geiste einer „aristokratischen" Traditionslinie im ursprünglichen Sinne des Wortes („der Herrschaft der Besten") „je schon" (um mich einer Wendung Adornos zu bedienen) identifiziert. Es sind die „großen Toten", die Geistesaristokraten der Vergangenheit von „überhistorischer" Geltung, als deren Nachfolger er sich versteht. Kongenial erscheinen ihm Persönlichkeiten wie Sokrates, Epikur, Cäsar, Cicero, Leonardo, Raffael, Michelangelo, Spinoza, Pascal, Voltaire, Goethe oder Beethoven. Dies sind die „Heroen" und „Genies", mit denen Nietzsche über die Jahrhunderte hinweg einsam kommuniziert – über räumliche und zeitliche Schranken hinweg, unabhängig von historischen Epochen und jenseits nationaler oder „rassischer" Grenzziehungen. Bereits in *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*

[13] Während Krause und Nietzsche den europäischen Gefilden treu geblieben sind, wanderte Elisabeth nach ihrer Heirat mit Bernhard Förster nach Paraguay aus, um dort mit ihrem Ehemann die Kolonie „Neu-Germanien" zu gründen (vgl. Förster 1887). Nach dem Scheitern des Projektes und dem mutmaßlichen Gift-Suizid des Gatten 1889 – als offizielle Todesursache wurde „ataque nervioso" („Schlaganfall") angegeben – kehrte Elisabeth nach Deutschland zurück und gründete 1894 in Naumburg das Nietzsche-Archiv, das ab 1896 in Weimar fortgeführt wurde, wohin die Schwester mit dem kranken Nietzsche 1897 übersiedelte.

[14] Dies ist der von Nietzsche für seine Schwester häufig verwendete „Kosename".

[15] Nietzsche verwendet diesen Topos in seiner Kritik an Eduard von Hartmann, dessen Hauptwerk, die *Philosophie des Unbewussten* (1869), er als „Philosophie der unbewussten Ironie" parodiert (*Unzeitgemässe Betrachtungen II*, *KSA 1*, 314).

äußert Nietzsche den Grundgedanken: „[...] das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren [...]" (*KSA 1*, 317).

Hier argumentiert er gegen die Auffassung Eduard von Hartmanns, der die Teleologie des Weltprozesses (in der *Philosophie des Unbewussten*) unterstellt. Diese anti-teleologische und anti-evolutionistische Denkfigur Nietzsches kehrt später, wie ich meine, in der Konzeption des „Übermenschen" wieder. Deshalb geht auch eine „darwinistische" Interpretation des Übermenschen-Gedankens fehl (wie sie unter anderen etwa Pierre Bertaux vorgeschlagen hat), da Nietzsches Entwurf nicht auf einer evolutionären Logik aufbaut, sei sie nun kausal oder teleologisch motiviert. Überdies wäre eine evolutionstheoretische Deutung nicht kompatibel mit der Idee der ewigen Wiederkunft des Gleichen, die untrennbar mit dem Übermenschen-Konzept zusammengedacht werden muß. Die Gedankenfigur der ewigen Wiederkehr des Gleichen steht *a limine* im logischen Widerspruch ebenso zu einem Konzept der evolutionären Entwicklung des Ganzen im Sinne Darwins wie auch zu jenem der Vervollkommnung der Gattung, wie es im Prinzip von Herder oder auch Schiller im Sinne der *perfectibilité* vertreten wird.[16] Wie dem auch sei: in unserem Kontext bleibt als Fazit das doppelte genealogische Verfahren, dessen Nietzsche sich bedient und das er ebenso auf seine (fiktive) aristokratische Herkunft bezieht wie auch auf die Tradition der überhistorisch gültigen Geistesaristokratie, in deren Linie stehend er sich begreift. In diesem doppelten Sinne einer „theoretischen" und „biographischen" Genealogie seiner Identität und den damit verbundenen Wertsetzungen sieht sich der späte Nietzsche durchaus treffend charakterisiert in den Worten des dänisch-jüdischen Philosophen Georg Brandes (eigentlich: Morris Cohen), der Nietzsche als einen Vertreter des „aristokratischen Radicalismus" versteht, und als ein solcher fühlte Nietzsche sich auch *verstanden* – und das kam nach eigenem Bekunden wahrlich selten genug in seinem Leben vor: „Der Ausdruck

[16] Der Gedanke der ewigen Wiederkunft des Gleichen steht demgegenüber der Auffassung des „aktualistischen Prinzips" sehr nahe, wie sie in der Geologie *avant la lettre* etwa ab dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts sich durchzusetzen begann, um dann bei Lyell jene prägnante Ausformulierung zu erfahren, die dann Darwin theoretisch ganz entscheidende Anstöße zur Entwicklung seiner Evolutionstheorie gegeben hat. Allerdings: die *differentia specifica* lag hier in den unterschiedlichen Objektbereichen. Lyell entwickelte sein Konzept für die anorganische Natur, die Geologie; Darwin transformierte (und veränderte) es für die organische Natur, die Biologie. Zur epistemologischen Vorgeschichte dieser Diskussion vgl. näher von Rahden 1992. Montinari 1982, 197ff. hat zu Recht darauf verwiesen, daß der „Grenzgedanke" der „ewigen Wiederkehr" bei Nietzsche nicht im Kontext einer mythischen kreisförmigen Zeitvorstellung situiert ist, sondern gesehen werden müsse „als Zuendedenken der mechanistischen Weltauffassung, also im engen Zusammenhang mit den naturwissenschaftlichen Anschauungen seiner Zeit".

›aristokratischer Radikalismus‹, dessen Sie sich bedienen, ist sehr gut. Das ist, mit Verlaub gesagt, das gescheuteste Wort, das ich bisher über mich gelesen habe [...].“[17]

Für die doppelte genealogische aristokratische Linie sieht Nietzsche den „Weimaraner“ als Symbolfigur, vor allem Goethe, der diese Linie in seiner Person präsentierte und repräsentierte (zu Weimar ja auch 1782 in den Adelsstand erhoben worden war) – aber, so kann man hinzufügen, das galt auch für Herder und Schiller, die beide ebenfalls genau 20 Jahre später ebendort geadelt wurden (wobei zu vermuten steht, daß Nietzsche diesen beiden wohl nicht einmal den Status des „niederen“ Geistesadels zugestanden hätte). Aber allen Differenzen zum Trotz – zumindest im Archiv in Weimar sind heute alle vier vereint und anerkannt als „ächte Weimaraner“.

Als Menschliches, Allzumenschliches bleibt: Der Genealoge der Moral, der angetreten war, das ethische Gerüst der Moderne zu zermalmen, erweist sich in seiner Mühwaltung als Genealoge der eigenen Familie als weitaus weniger „radikal“, als der staunende Leser – der den radikalen Genealogen am eigenen Anspruch zu messen unternimmt – es sich hätte träumen lassen.

Literatur

Allgemeine Deutsche Biographie (*ADB*) 1875–1912. Auf Veranlassung Seiner Majestät des Königs von Bayern hrsg. durch die historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. 56 Bde. München. (Nachdruck Berlin 1969–1971).

BRANDES, Georg 1890/1894: Aristokratischer Radikalismus. Eine Abhandlung über Friedrich Nietzsche. In: Deutsche Rundschau, Bd. 63, 16. Jg., Heft 7 (April 1890), 52–89 (auch in: Ders.: Menschen und Werke. Essays. Frankfurt a.M. 1894, 137–224).

DÖRING, Heinrich Johann Michael 1831–1835: Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert; nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von Dr. Heinrich DOERING. 4 Bde. Neustadt.

[17] Nietzsche betont mehrmals, für wie gelungen er diese Wortprägung hält, die seine philosophische Haltung pointiert in eine Formel zu fassen vermag (so an Georg Brandes selbst, 2. Dezember 1887, *KGB III 5*, 206). Brandes veröffentlicht unter diesem Titel später denn auch einen Beitrag über Nietzsche, zunächst als Zeitschriftenaufsatz (1890), später als Essay in einer Buchpublikation (1894).

FÖRSTER, Bernhard 1887: Die deutsche Colonie Neu-Germanien in Paraguay. Aufruf, Bedingungen und Rathschläge. Nebst Carte der Colonie. Leipzig.

HAMBERGER, Georg Christoph / MEUSEL, Johann Georg [5]1796–1834: Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. 23 Bde. Lemgo. (Nachdruck Hildesheim 1966).

VON HARTMANN, Eduard 1869: Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung. Berlin.

KRAUSE, Karl Christian Friedrich 1816: Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuches der deutschen Volkssprache. Dresden.

MEYER, Josef (Hg.) 1840–1855: Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände. 44 Bde. Hildburghausen u.a.

MONTINARI, Mazzino 1982: Nietzsche lesen. Berlin / New York.

VON MÜLLER, Hans 2002: Nietzsches Vorfahren. Hrsg. von Evelyn S. KRUMMEL und Richard F. KRUMMEL. In: Nietzsche-Studien 31. Berlin / New York, 253–275.

NIETZSCHE, Friedrich *KSA* 1980: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Hrsg. von Giorgio COLLI und Mazzino MONTINARI. 15 Bde. München / Berlin / New York.

Ders. *KGB* 1984: Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Giorgio COLLI und Mazzino MONTINARI. Dritte Abteilung, Bde. 5 und 6. Berlin / New York.

PIERER, Heinrich A. (Hg.) [2]1840–1856: Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 21 Bde. Altenburg.

VON RAHDEN, Wolfert 1992: Ein fast vergessener Aktualist: Georg Christian Füchsel zu Ursprung und Entwicklung der Erde und der Sprache. In: Language and Earth. Hrsg. von Bernd NAUMANN, Frans PLANK und Gottfried HOFBAUER. Amsterdam / Philadelphia, 289–322.

Ders. 2000: Der Grund des Abgrunds. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie: Metaphern des Unmöglichen. Bd. 9, Heft 1, 34–45.

Ders. 2005: „Nie wirklich satt und froh ...“ – Nietzsches Herder. In: Kontinuität und/oder Korrektur: Der frühe und der späte Herder. Hrsg. von Gerhard SAUDER. Heidelberg.

VON SEGGERN, Hans-Gerd 2005: Nietzsche und die Weimarer Klassik (Diss. phil. FU Berlin 2003). Tübingen / Basel.

ZITTEL, Claus 2000: Lektüren, Quellen, Einflüsse: Deutsche Klassik und Romantik. In: Nietzsche-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hrsg. von Henning OTTMANN. Stuttgart / Weimar, 385–391.

Susanne Scharnowski

„Die Studirten drücken jetzt einander todt, wenn ich so sagen darf". Einige Anmerkungen zu Universitätsreform und Gelehrsamkeitskritik seit der Aufklärung

1 Einleitung

Seitdem in den 60er Jahren die deutsche Bildungskatastrophe beschrieben wurde (Picht 1964), besteht eines der wiederkehrenden Motive konstant in der Klage einerseits über eine zu große, andererseits über eine zu geringe Zahl an Studierenden: Es gebe, heißt es, zu wenige Studierende, die aus den unteren sozialen, den sogenannten „bildungsfernen" Schichten kommen; zu wenige Studierende im internationalen Vergleich; zu wenige Studierende vor allem, aus volkswirtschaftlicher Sicht, in bestimmten naturwissenschaftlichen und technikorientierten Fächern. Zu viele Studierende hingegen findet man in den sogenannten Massenfächern an den Massenuniversitäten, vor allem in Zeiten der Kürzung öffentlicher Mittel; zu viele Studierende, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die ohne Studienabschluss die Universitäten verlassen; zu viele – aus Sicht vieler Hochschullehrer – nicht (mehr?) hinreichend auf das Hochschulstudium vorbereitete Studierende, die mit ungenauen und unzutreffenden Vorstellungen ihr Studium aufnehmen und es dann, wenn überhaupt, lustlos und demotiviert zu Ende führen und dazu obendrein viel zu lange brauchen.

Angesichts dessen ist es nicht ganz leicht für Hochschullehrer, die in einem „Massenfach" wie der Germanistik forschen und lehren, einen hochschulpolitischen Standpunkt zu finden, von dem aus sich die eigenen akademischen Ansprüche mit aktuellen Forderungen wie etwa der nach einer weiteren Erhöhung der Studierendenquote in Einklang bringen lassen. So ist es aus Sicht der Hochschulen zwar begrüßenswert, wenn die Politiker sich mehr Studierende wünschen, nicht zuletzt deshalb, weil die Hochschulen aufgrund dieses Desiderats darauf hoffen dürfen, die eigene Position zu stärken (wobei allerdings anzumerken ist, dass bei der Erhöhung der Studierendenquote wohl kaum jemand an einen weiteren Zuwachs der Studierendenzahlen in den Geisteswissenschaften denkt). Doch gilt die parallel erhobene Forderung, die Hochschulen müssten sich der Gesellschaft gegenüber stärker als bisher verantworten und Rechen-

schaft über ihr Tun ablegen, aus Sicht der Hochschulen, insbesondere aber wiederum der Geisteswissenschaften, als äußerst problematisch und führt meist zu Kritik an dem Kriterium der Verwertbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, vor allem, wenn es bei der Zuweisung von Mitteln ins Spiel gebracht wird. Auch wenn die meisten Hochschullehrer eine Verkürzung der durchschnittlichen Studiendauer und eine Reduktion des Anteils der Studienabbrecher für notwendig oder doch zumindest für wünschenswert halten, sehen sie gleichwohl die flächendeckende Einführung straff strukturierter Studiengänge eher als ungeeignetes Mittel und befürchten im Gegenteil einen weiteren Bildungsverfall, zunehmende Verschulung, Billig- und Schmalspurbildung für die „Massen". Angesichts des anscheinend nunmehr dauerhaften Problems der massenhaften Arbeitslosigkeit fällt es trotz bester Argumente gegen eine zu starke Annäherung der Universitäten an die Fachhochschulen dennoch zunehmend schwer, den Wunsch vieler Studierender nach Studiengängen, die besser und zügiger auch auf zukünftige Berufstätigkeiten vorbereiten, mit dem Hinweis darauf zu entwerten, das Ziel der geisteswissenschaftlichen Fakultät einer Universität sei umfassende „Bildung" und nicht lediglich zweckgerichtete „Ausbildung".

Kurz: Es scheint in höchstem Grade schwierig zu sein, angesichts der gegenwärtigen Bildungsmisere nicht in eine vorwiegend kulturkritische und rückwärtsgewandte Haltung zu verfallen, nur mehr Traditionen und das Vertraute gegen die bevorstehenden Reformen ins Spiel zu bringen, sondern eine Position zu finden, die zwar grundsätzlich kritisch und gegenüber einer bloßen ökonomischen Instrumentalisierung der Hochschulen zumindest skeptisch bleibt, dabei aber an gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen und an der Zukunft orientiert ist.

Bekanntlich sind nun allerdings die Debatten darum, wie wohl die bestmögliche Organisationsform einer Universität beschaffen sein mag, nicht neu, sondern gehören vielmehr als integraler Bestandteil zur Geschichte der Institution. Im Folgenden will ich flüchtig einige der auch für die gegenwärtige Debatte wichtigen Stationen in der Geschichte der deutschen Hochschulreformen skizzieren, um im Anschluss daran einen genaueren Blick auf Positionen der Hochschulkritik aus den Jahren 1775 und 1966 zu werfen.

Gegen Ende des 18. bzw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts, gleichsam als institutioneller Niederschlag am Ende des Prozesses der Aufklärung, werden als Reaktion auf den zuvor als äußerst unbefriedigend empfundenen, weil veralteten Lehrbetrieb an den deutschen Hochschulen die Reformuniversitäten in Halle, Göttingen und schließlich Berlin gegründet.[1] Der Zuschnitt dieser Institutionen

[1] Hierzu Boockmann 1999, 165ff.

hat fast 200 Jahre lang die Vorstellungen von einer modernen Universität geprägt, und zwar weit über Deutschland hinaus, und prägt – zumindest in den Geisteswissenschaften – noch heute das Bild von der Universität.

Breite Risse zeigen sich in diesem über etwa anderthalb Jahrhunderte hinweg erfolgreichen deutschen Modell der Universität (und mit ihm gleich auch in der deutschen Vorstellung von *Bildung* überhaupt) spätestens nach den Jahren nationalsozialistischer Herrschaft, denn die deutsche Universität mit ihrer Vorstellung von der „Einheit von Forschung und Lehre" und dem Bild von dem in „Einsamkeit und Freiheit" seiner wissenschaftlichen Arbeit nachgehenden Forscher hatte der nationalsozialistischen Ideologie erstaunlicherweise wenig entgegenzusetzen; ja, große Teile der Professorenschaft wie der Studierenden nahmen das ideologische Angebot der Nationalsozialisten bereitwillig an.

1964 beschrieb Georg Picht die „deutsche Bildungskatastrophe" und forderte eine grundsätzliche Neuorientierung: Chancengleichheit, Öffnung der höheren Bildungseinrichtungen auch für benachteiligte Bevölkerungsgruppen sowie eine Erhöhung der Abiturienten- und Studierendenquote. 40 Jahre später, nach dem „PISA-Schock", wirken seine Analysen und Forderungen erschreckend aktuell.

In den späten 60er Jahren, zu einem Zeitpunkt mithin, als die deutschen Hochschulen im Zuge der Behebung des Bildungsnotstands allmählich zu Massenuniversitäten[2] geworden waren, ging aus Debatten um Reform der Studiengänge und Studieninhalte und aus Forderungen nach einer Verbesserung der Studienbedingungen die schließlich weitaus umfassendere Ziele ins Auge nehmende Studentenrevolte hervor.

1775

Die Aufklärung machte sich an den deutschen Universitäten mit Verzögerung bemerkbar und konnte sich „erst nach langwierigen [...] Kämpfen Eingang in die Universitäten verschaffen" (Flaschendräger 1981, 58). Die Reformuniversitäten Göttingen und Halle stellten im 18. Jahrhundert zwar

> „den modernen zukunftsweisenden deutschen Universitätstyp dar, für den mit der steigenden Bedeutung von Mathematik, Medizin und Naturwissenschaften eine zunehmende Einbeziehung der Forschung charakteristisch wurde". (Hödl 1994, 181)

[2] Im Wintersemester 1965/66 waren an den deutschen Universitäten (nicht Fachhochschulen) 206.275 Studierende eingeschrieben. Zum Vergleich: Im Jahr 1830 waren es 15.838, im Wintersemester 1980/81 586.452 (Ellwein 1985, 340).

Doch die Mehrzahl der deutschen Universitäten sah nach wie vor „als bloße Lehranstalten mit 'höheren Schulklassen' ihre Hauptaufgabe [...] darin, lediglich gesichertes oder als gesichert angesehenes Wissen weiterzugeben, ohne selbst eigenständig forschend tätig zu sein." (Hödl 1994, 181). Der wissenschaftliche Fortschritt ging in erster Linie von Akademien, gelehrten Gesellschaften und Salons aus, nicht von den Universitäten (Hödl 1994, 109). Vorlesungen an den Universitäten bestanden zumeist darin, dass die Dozenten den Lehrstoff mehr oder minder unkritisch aus Lehrbüchern vortrugen, bei denen es sich um „dickleibige, von unschöpferisch zusammengetragenen Fakten angefüllte Folianten" handelte, „die als Lehrbücher oft auch wenig didaktische Bemühungen erkennen ließen" (Flaschendräger 1981, 61). Nicht zuletzt auch diese Methoden der Wissensvermittlung führten zur satirischen Verspottung der bloßen Buchgelehrsamkeit und der Pedanterie[3] einerseits und zu Darstellungen des Studentenlebens als wenig anspruchsvoll und intellektuell enttäuschend andererseits, wie es in dem folgenden Beispiel eines auf sein – etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts absolviertes – Studium der Philologie zurückblickenden Lehrers zum Ausdruck kommt:

> „Von einem eigentlich wissenschaftlichen Leben konnte damals unter den [...] Studenten wohl kaum die Rede sein. Dies bedeutet: Eine selbständige, planmäßige Art zu studieren, mit eigenem Denken und Anwendung gelehrter Werke und Bücher. Dazu hatten wohl keine, oder sehr wenige, gehörige Vorkenntnisse [...] Merkwürdig ist mir besonders ein Umstand gewesen. Man sollte glauben eine Zahl von Jünglingen, alle vorgebildet durch die Schule, hätten in ihren Unterhaltungen viel Stoff der bessern Art gehabt [...] Aber [...] Die fadeste, gehaltloseste, unfruchtbarste Conversation ist die gewöhnliche Studentenconversation. [...] In keinem Fach liefert wohl die jetzige Zeit einen grelleren Abstich gegen die damalige, als in der Behandlung der Philologie auf der Academie. Wir hatten keine Idee davon bei uns [...]. Auf ein bischen Linguistik

[3] „Eine der literarischen Epochen, in denen sich schriftstellerischer Witz zur satirisch-ironischen Darstellung der Gelehrtenzunft verdichtete, ist das Zeitalter der Aufklärung, und dies nicht von ungefähr, da sie mit allerlei Wissenschaftstraditionen und Vorurteilen brach, die dem gesunden Menschenverstand nicht entsprachen. [...] Die Gelehrtensatire [...] repräsentiert den Umschlag zwischen dem traditionellen Verständnis des gesellschaftlich autarken Gelehrten und der moderneren Auffassung des ins Bürgertum integrierten Wissenschaftlers, dessen Forschen und Lehren sozialen Zwecken dienen sollte. [...] Die Kritik nutzloser Gelehrter macht sich mit Vorliebe an ihrer Ungeselligkeit, ihrer Weltfremdheit und ewigen Stubenhockerei fest." (Grimm 1981, 1f.) Karikiert wird unter anderem die Beschäftigung der Wissenschaftler mit abseitigen und ganz irrelevanten Fragen. So etwa Lessing in seiner Komödie *Der junge Gelehrte*, in der Damis, der junge Gelehrte, zu beweisen trachtet, dass Kleopatra sich „die Schlangen an den Arm, und nicht an die Brust, gesetzt hat" (Lessing 1994/1747, 47). Ausführlicher zur Gelehrtensatire: Košenina 2003.

lief Alles hinaus, und damit trat man dreist ins Schulamt ein." (Schumacher 1983 [1841], 175ff., zit. nach Ellwein 1985, 99, 101, 107)

Doch findet man im Jahrhundert der Aufklärung nicht nur Kritik an den Studieninhalten, dem intellektuellen Niveau, der trockenen Buchgelehrsamkeit und Pedanterie sowie den Lehrmethoden an den Universitäten; vielmehr wird erstaunlicherweise bereits im Jahr 1775, als an den deutschen Universitäten vermutlich weniger als 10.000 Studenten eingeschrieben waren,[4] in einem Text von Albrecht Friedrich Gustav Rautenberg die viel zu große Anzahl der Studierenden beklagt. Der Autor konstatiert, es gebe mehr Studierende, „als der Staat braucht" (Rautenberg 1775, 126), woraus folge, dass diejenigen, die nicht gebraucht werden, entweder „nutzlose Mitglieder" des Staates würden oder aber Arbeitsstellen annehmen müssten, für die sie überqualifiziert seien (ebd., 126f.). Weitaus nützlicher als die „Gelehrten", wenn diese auch zweifellos dem Staat „zur Zierde" gereichten (ebd., 128), seien Handwerker und Techniker. Als Hauptargument gegen das massenhaft absolvierte Hochschulstudium jedoch führt Rautenberg das beschwerliche und ärmliche Leben des Gelehrten ins Feld, der seine Jugend in der Studierstube verbringt:

> „Nachdem er endlich seine besten Jahre, ohne sie zu geniessen, hingebracht hat, muss er es sich für ein Glück schätzen, wenn ihm eine Stelle zum Theil wird, die ihn bei überhäufter Arbeit nothdürftig unterhält [...]. Seine Gesundheit müßte sehr dauerhaft gewesen seyn, wenn sie nicht durch vieles Sitzen und Nachtwachen [...] sehr geschwächet wäre. In diesen Umständen tritt er eine Bedienung[5] an, und muß bey einem ohnedem schon kränklichen Körper beständig fortfahren, eine stillsitzende Lebensart zu führen, wodurch er sich täglich mehr schadet." (Ebd., 131)

Diese Beschwerlichkeiten, diese Plackerei aber haben wiederum ihren Hauptgrund in der Konkurrenz unter den allzu zahlreichen Gelehrten, die um allzu wenige Stellen kämpfen. Als mögliches Mittel gegen die Akademikerschwemme bringt der Autor Aufnahmeprüfungen an den Universitäten ins Spiel:

> „im Reiche der Wissenschaften sind einige wenige glückliche Genies wichtiger als hundert tausend handwerksmäßige Gelehrte. Vielleicht könnte sogar die Verminde-

[4] Im Jahr 1795 gab es – bei einer Einwohnerzahl von 19,5 Millionen – etwa 6000 Studenten (Hödl 1994, 129).

[5] D.h.: Dienst, Amt, Stelle. Vgl. Stichwort: Bedienung, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, <http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001> 17.03.2005, 20.16 Uhr.

rung dieser Anzahl den Wissenschaftlern vortheilhaft seyn. Die Studirten drücken jetzt einander todt, wenn ich so sagen darf. Blos die Menge ist Schuld daran, daß viele ihre besten Jahre im Bedruck zubringen [...]. Es haben schon verschiedene vor mir darauf gedacht, ob es nicht gut seyn würde, wenn die Genies junger Leute, ehe sie die Academie besuchten, von einigen dazu bestellten Männern geprüft und die ungeschickten abgewiesen würden." (Ebd., 135)

Doch letzten Endes ist dem Autor das Mittel des mündlichen Aufnahmegespräches zu unsicher, und er meint, dass in Zukunft verstärkt Anstrengungen unternommen werden sollten, um den jungen Leuten Anreize zum Erlernen eines Handwerks zu geben und so die „Ungeschickten" vom Studium fernzuhalten.

1966

Beinahe zwei Jahrhunderte nach Rautenbergs Schrift erscheint ein Text, dem es ebenfalls darum geht, die „Ungeschickten" oder „Ungeeigneten" von den Universitäten fernzuhalten, allerdings nicht aus Sorge über das Unglück oder die berufliche Zukunft dieser jungen Gelehrten, sondern vielmehr aus Sorge um die „Reinheit" des Faches. Der Umstand, dass die Germanistik ein „Massenfach" geworden ist, gibt dem Autor zu der Befürchtung Anlass, dass – zumal vor dem Hintergrund erleichterter Hochschulzugangsbedingungen – mehr und mehr „Ungeeignete" in die germanistischen Institute dräng[t]en.[6]

„Sollte die Kultusbehörde der Forderung jener Bildungstechniker Gehör schenken, die Lateinkenntnisse [...] als Zulassungsvoraussetzung des Germanistikstudiums für entbehrlich halten, so wird diese Bequemlichkeit einen Kataklysmos auslösen, der das Fach mit Ungeeigneten überschwemmen und seine traditionellen Aufgaben bis zur Unkenntlichkeit entstellen wird." (Gruenter in Heimendahl 1966, 51)

Doch selbst das Große Latinum als Mittel der Zugangsbeschränkung hat die Entwicklung der Germanistik zum Massenfach offenbar nicht aufhalten können; diese Entwicklung hat vielmehr einige ihrer Ursachen auch in dem Image des Faches:

„Germanistik gilt als ausgesprochen leichtes Fach. Der deutschen Sprache fühlt sich jeder germanistische Adept fähig. Die deutsche Dichtungsgeschichte erledigt man

[6] Beitrag von Dr. Rainer Gruenter, Mannheim, Literaturwissenschaft. In: Heimendahl 1966, 45–57.

gleichsam wie ein Bildungspensum, das zu den gehobenen Formen geistiger Erholung und Erbauung gehört. Selbst die drastische Belehrung vom Gegenteil, die der leichtfertige Studiosus der Germanistik schon im ersten Semester in den propädeutischen Seminaren erhält, kann nichts dagegen tun, daß die Abiturienten unbeirrt die germanistischen Universitätsseminare überfluten." (Ebd., 53)

Für diesen Autor geht es mithin darum, die „Flut" einzudämmen, um das Fach zu retten, da die Wandlung zum Massenfach offenbar den eigentlichen Charakter der Germanistik verwässern und bis zur Unkenntlichkeit entstellen könnte. Einfach die Zahl der Hochschullehrer und wissenschaftlichen Assistenten zu erhöhen sei kein geeignetes Mittel, um der Studentenzahlen Herr zu werden, denn, so Gruenter, die deutsche Universität sei „auf das Prinzip der kleinen Zahl gegründet", „der kleinen Zahl der Lehrenden und der Lernenden" (ebd.). Die Frage stelle sich also, wie das „wuchernde Wachstum" eines „in solchem Umfange unglaubhaften Interesses an der deutschen Dichtungs- und Sprachwissenschaft" einzudämmen sei, damit wiederum „gesunde Studienverhältnisse" einkehren könnten (ebd.). Da das Lehrangebot mit für die Studentenflut verantwortlich sei, müsse hier angesetzt werden, um die Fülle zu begrenzen:

„Wenn man die Vorlesungsangebote prüfen würde, [...] so müßte man eine unbehagliche Einschrumpfung auf sogenannte 'interessante' Themen feststellen, die des Zulaufs derjenigen, die leichte geistige Kost lieben, [...] sicher sind. Die Literatur des 20. Jahrhunderts nimmt einen bedenklich großen Raum ein [...]. Der Student kennt nur noch einige Inseln und Halbinseln, kaum einen Kontinent seines Fachgebietes. [...] Was nun die Scharen germanistischer Eintagsfliegen mit einem Schlage aus den Hörsälen vertreiben würde, wäre das Angebot harter historischer Kost [...]. Eine strenge Regulation der stofflichen Information über das Gesamtgebiet der Germanistik, ein heilsames Aussparen moderner und modischer Themen würde hier mehr bessern als der gequälte, aber doch nach dem begehrten Lehrerfolg schielende Dozent sich träumen läßt. [...] Die völlig natürliche Beschwerde gehört zu den Auslesefaktoren." (Ebd., 55f.)

Man sieht: Von einem Standpunkt aus, dem es um den Erhalt der Tradition, der Einheit des Faches und eine ganz bestimmte Auffassung von Bildung und Qualität zu tun ist, argumentiert es sich leichter mit einem elitären und traditionellen Bildungsbegriff. Dem Konservativen im traditionellen Sinne fällt es nicht schwer, eine Rückkehr zu früheren, vermeintlich besseren Zuständen zu fordern bzw. auf Erhalt des (vermeintlich?) Bewährten zu drängen. Allerdings ist es ein wenig überraschend, dass in den 60er Jahren, von der elitär-traditionellen Positi-

on aus nicht die Aufnahmeprüfung als Mittel zur Auswahl ins Spiel gebracht wird, sondern vielmehr eine eher darwinistische Vorstellung von einem nur ganz indirekt gesteuerten Prozess der Selbstregulierung ('nur die Besten kommen durch'). Von einer liberalen und fortschrittlicheren Position aus hingegen wurde z.B. eine „Berufsberatung auf wissenschaftlicher Grundlage mit Begabungstests vor dem Abitur" angeregt, „um die vielen Fehlschläge beim Studium zu vermeiden" (Leonhardt 1969, 155). Heute ist es wohl umgekehrt – es sind eher die Konservativen, die Aufnahmetests fordern.

2004

Im Jahr 1978 wird in einer Sozialgeschichte des Hochschulwesens ganz nüchtern die prekäre Stellung der Hochschule zwischen Einbindung in gesellschaftliche Entwicklung und Ausrichtung nach traditionellen Kriterien beschrieben:

> „Geschichte verbürgt nicht immer Legitimation. [...] Alle an den Hochschulen vertretenen Fächer pochen auf die Traditionen ihrer Wissenschaft. Die Zuordnung der Fächer entstammt der geschichtlichen Situation, in der sie entstanden sind, und weniger wissenschaftlicher Immanenz. Die Formen des Lehrens und Lernens sind [...] noch an der Vergangenheit orientiert. [...] Diejenigen, die sich in den letzten Jahren an einer Reform der Hochschulen versucht haben, wissen von der Hartnäckigkeit zu berichten, mit der historische Reste allen Reformversuchen widerstehen. [...] Als gesellschaftliche Institutionen sind die Hochschulen von den in der Gesellschaft vorherrschenden Entwicklungstendenzen betroffen. Sie sind wenigstens teilweise in die Verwertungszusammenhänge des wirtschaftlichen Systems einbezogen, [...] sie haben sich in einigen Bereichen gegenüber gesellschaftlichen Mittel- und Unterschichten weiter öffnen müssen." (Prahl 1978, 11f.)

Auch annähernd 30 Jahre später ist dieser Konflikt nicht überwunden. Die aktuelle Situation ist – darin ganz ähnlich der Situation Ende der 60er Jahre – geprägt von einem Dilemma: Aus volkswirtschaftlicher Sicht und im internationalen Vergleich bringt Deutschland zu wenige Hochschulabsolventen hervor; dabei sind die Studienbedingungen in vielen Fächern an vielen Hochschulen wegen der zu großen Studierendenzahl und der damit einher gehenden mangelhaften Betreuung für Studierende wie für Lehrende im Grunde unzumutbar. Wie bereits in den 60er Jahren scheitern viel zu viele Studenten im Studium (die Abbrecherquoten in Fächern wie Germanistik, Soziologie oder Philosophie sind unterdessen weidlich bekannt), brauchen viele auch der erfolgreichen Studierenden

viel zu lange, um zu einem Abschluss zu gelangen, beklagen sich Studierende wie Hochschullehrer über überfüllte Seminare, beschweren sich die Hochschullehrer über die oft mangelnde Eignung und die lückenhaften Vorkenntnisse der Studierenden, die Studierenden über unzureichende Betreuung. Dennoch ist gerade in den Geisteswissenschaften die Bereitschaft zur Reform relativ schwach, die Bereitschaft zur Kritik an den nun einsetzenden Reformen hingegen äußerst stark ausgeprägt. Es ist dabei durchaus nachzuvollziehen, dass, vor allem in den „Massenfächern" mit Hunderten von Bewerbern pro Jahr, die Vorstellung, Aufnahme- bzw. Eignungstests sowie ausgiebige Beratungsgespräche durchzuführen, eher Angst und Schrecken bei den betroffenen Hochschullehrern auszulösen vermag als Begeisterung. Viele der Argumente gegen die Einführung der am angelsächsischen Modell orientierten Studienorganisation in den Bachelor- und Masterstudiengängen sind durchaus überzeugend. Verständlich ist durchaus auch, dass gerade Hochschullehrer, die am Ende ihrer Laufbahn stehen, den umfassenden Veränderungen generell eher skeptisch gegenüberstehen. Dennoch: Es wäre schön, wenn nicht alle Vorschläge zur Verbesserung des durchaus reformbedürftigen Hochschulwesens aus dem konservativen oder neoliberalen Spektrum kämen und wenn die Gegner der aktuellen Reformen neben berechtigter Kritik auch andere, bessere Vorschläge zur Reformierung des kränkelnden Hochschulwesens aufzubieten hätten.

Literatur

BOOCKMANN, Hartmut 1999: Wissen und Widerstand. Geschichte der deutschen Universität. Berlin.

ELLWEIN, Thomas 1985: Die deutsche Universität vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Königstein/Ts.

FLASCHENDRÄGER, Werner 1981: Vernunft contra Autoritäten. Universitäten im „Jahrhundert der Aufklärung". In: Magister und Scholaren. Professoren und Studenten. Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick. Hrsg. von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Günter STEIGER und Werner FLASCHENDRÄGER. Leipzig / Jena / Berlin.

GRIMM, Gunter 1981: Pedanten, Kalmäuser und Scharlatane. Die Gelehrtensatire der Aufklärung. Zuerst erschienen in: Stuttgarter Zeitung, Samstag, 5. September 1981. Im Internet unter: <http://www.uni-duisburg.de/FB3/GERM/personen/grimm/Pedanten%20-%20Gelehrtensatire%20der%20Aufklaerung.pdf> 17.08.2004, 15.20 Uhr.

HEIMENDAHL, Eckart 1966 (Hg.): Die Zukunft der Universität. Lehre und Forschung oder Lehre und Verwaltung? München. Darin: Beitrag von Rainer GRUENTER, 45–57.

HÖDL, Günther 1994: Um den Zustand der Universität zum Besseren zu reformieren. Aus acht Jahrhunderten Universitätsgeschichte. Wien.

KOŠENINA, Alexander 2003: Der gelehrte Narr. Gelehrtensatire seit der Aufklärung. Göttingen.

LEONHARDT, Fritz 1969: Studentenunruhen. Ursachen – Reformen. Ein Plädoyer für die Jugend. Stuttgart.

LESSING, Gotthold Ephraim 1994: Der junge Gelehrte. Ein Lustspiel in drei Aufzügen; verfertiget im Jahre 1747. Stuttgart.

PICHT, Georg 1964: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten / Freiburg i.Br.

PRAHL, Hans-Werner 1978: Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München.

RAUTENBERG, Albrecht Friedrich Gustav 1977/1775: Von der Menge der Studirenden in Deutschland. In: GRIMM, Gunter (Hg.): Satiren der Aufklärung. Stuttgart 1977, 179–195. Zuerst in: RAUTENBERG, Albrecht Friedrich Gustav 1775: Moralische und satyrische Schriften. Zweite Auflage, Leipzig / Zelle.

SCHUMACHER, Georg Friedrich 1983: Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes – ernsten und humoristischen Inhaltes. Nachdruck der Ausgabe Schleswig 1841. Mit einem Nachwort von F. KOPITZSCH. Flensburg. Zitiert nach ELLWEIN 1985.

Hartmut Schmidt

Die Sprache des Regimes und die Sprache der Bürger. Carl Goerdeler und andere zum Leipziger Universitätsjubiläum 1934

1 Situation und handelnde Personen

Am 31. Oktober 1934 feierte die Universität Leipzig den 525. Jahrestag ihrer Gründung. Vorgetragen wurden der Rechenschaftsbericht des Rektors, Grußworte der sächsischen Landesregierung und des Leipziger Oberbürgermeisters, Ansprachen des Vertreters der Dozenten, des Studentenvertreters und ein wissenschaftlicher Festvortrag, im Ganzen ein Programm, das dem bei solchen Gelegenheiten Üblichen entsprach.[1] Handelnde Personen waren:[2] als Rektor der Direktor des Instituts für Tierzucht der Leipziger Universität, Professor Dr. Arthur Golf, renommierter Verfechter der Zucht von Karakulschafen und nach erneutem Rektorat 1936/37 Mitglied der ältesten deutschen Akademie der Naturforscher, der Leopoldina. Als Vertreter der sächsischen Regierung der Ministerialdirektor Dr. jur. Konrad Woelker, bekannt durch seine Kommentare zur Verfassung des Freistaates Sachsen und zum sächsischen Landeswahlgesetz, beide in Kraft getreten im Jahr 1920, ein Jahr nach der Weimarer Verfassung. Oberbürgermeister war Dr. Carl Goerdeler. Die Leipziger Dozenten vertrat Dr. med. Siegfried Koeppen, Leiter eines elektromedizinischen Forschungsprogramms der Universitätspoliklinik. Als Studentenvertreter sprach cand. theol. Erich Hengelhaupt. Den wissenschaftlichen Festvortrag hielt der Geophysiker Ludwig Weickmann („Über Polarforschung mit Luftschiff"), seit 1933 Mitglied der Le-

---

[1] Ich danke Frau Dr. Marianne Meyer-Krahmer für den Hinweis auf diese Texte und deren Bereitstellung.

[2] Die Veröffentlichung der Festreden, Akademische Reden gehalten am 31. Oktober 1934 in der Aula der Universität Leipzig aus Anlass des 525. Jahrestages ihrer Gründung. Leipzig: A. Edelmann, Universitäts-Buchdrucker o.J. (wohl 1934), nennt für Ministerialdirektor Dr. Woelker und Dr. Koeppen keine Vornamen. Das Universitätsarchiv Leipzig verwies zur Klärung der Identität des Regierungsvertreters auf das Sächsische Haupt- und Staatsarchiv in Dresden. Dort sprechen alle vorhandenen Unterlagen für den langjährigen hochrangigen sächsischen Regierungsbeamten Dr. jur. Konrad Woelker (ab 1935 mit 60 Jahren im Ruhestand; ein zweiter Träger des Namens in vergleichbarer Position ist nicht nachweisbar). Auch ein Leipziger Namenskonkurrent zu dem schon damals die Entwicklung von Herzschrittmachern vorbereitenden Dr. med. Siegfried Koeppen, habilitiert 1942 in Kiel, war nicht zu ermitteln.

opoldina, Präsident der Sächsischen Akademie der Wissenschaften von 1939 bis 1945, nach dem Zweiten Weltkrieg Ordinarius in München und bis zu seinem Ruhestand zugleich Präsident des Deutschen Wetterdienstes der Bundesrepublik Deutschland. Alle Redner hatten die politische Entwicklung des Deutschen Reichs nach dem Ende der Weimarer Republik aufmerksam verfolgt, teilweise auch in ihren staatlichen, kommunalen oder universitären Verantwortungsbereichen zu beeinflussen oder mitzubestimmen versucht.

Wer heute noch glaubt, die ersten Jahre des NS-Regimes seien doch überwiegend ruhige, friedliche Aufbaujahre gewesen, in denen die Arbeitslosen wieder Arbeit bekamen und die Weimarer Parteienkämpfe endlich ein Ende fanden, sollte sich vor Augen führen, welche gesetzlichen Eingriffe in die deutsche Zivilgesellschaft gerade in diesen frühen NS-Jahren stattfanden. Ihre Erwähnung ist wichtig auch für die Leipziger Situation. Schon die „Namen" der Gesetze belegen die sprachmanipulatorische Energie der neuen Machthaber:

- Die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28.2.1933 (durch die wichtige der in der Weimarer Verfassung garantierten persönlichen Freiheitsrechte außer Kraft gesetzt wurden und die Reichsregierung weitreichende Eingriffsmöglichkeiten in die Rechte der Länder bekam).
- Das Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat vom 24.3.1933 (das „Ermächtigungsgesetz", das der Regierung erlaubte, Gesetze künftig ohne Zustimmung des Parlaments und gegen die Verfassungsbestimmungen zu erlassen).
- Das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7.4.1933 (das die Entlassung aller jüdischen und aller politisch unerwünschten Beamten begründete).
- Das Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen vom 30.6.1933 (das jüdische Studenten vom Studium ausschloss).
- Das Reichskulturkammergesetz vom 22.9.1933 (das die Einrichtung von Kammern für alle Journalisten, Künstler und Schriftsteller vorsah und diese Kammern unter die Aufsicht des Propagandaministeriums stellte).
- Das Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat vom 1.12.1933 (das die NSDAP als Staatspartei definierte, dem Stellvertreter Hitlers in der NSDAP und dem obersten SA-Führer Ministerrang verlieh und die Mitglieder der NSDAP und der SA unter eine gesonderte Gerichtsbarkeit stellte, so dass sie gegen den Willen der NSDAP-Führung straf- und zivilrechtlich nicht mehr zu belangen waren).
- Das Gesetz über den Neubau des Reichs vom 30.1.1934 (mit dem die noch wirksamen Reste der Länderhoheit abgeschafft wurden).

- Das Gesetz zur Änderung von Vorschriften des Strafrechts und des Strafverfahrens vom 24.4.1934 (mit dem der „Volksgerichtshof" eingerichtet wurde, der für alle „Hochverrats- und Landesverratsverfahren" zuständig wurde und gegen dessen Entscheidungen keine Rechtsmittel zulässig waren).
- Das Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches vom 1.8.1934 (mit dem nach dem Tod des Reichspräsidenten Hindenburg der Reichskanzler Hitler zugleich Staatsoberhaupt wurde).

Dies alles war gesetzlich geregelt oder bereits praktiziert, als die Universität Leipzig ihr Jubiläum feierte. Die jüdischen Professoren waren entlassen, die jüdischen Studenten exmatrikuliert, auch den ersten allgemeinen, durch Aktionskomitees in allen Ortsgruppen der NSDAP gesteuerten Boykott jüdischer Ärzte, Rechtsanwälte, Waren und Geschäfte am 1. April 1933 hatten die Universitätsangehörigen zumindest wahrgenommen. Wer in Amt und Würden geblieben war, hatte sich begeistert oder auch zögernd der neuen Ordnung gefügt oder sich still zurückgezogen in der illusionären Hoffnung auf ein baldiges Ende dieses Regimes oder in der Verzweiflung über das Ende der klassischen deutschen Universität. Die neue Lage zeigte sich deutlich auch in der Ausgestaltung der Universitätsfeier. Der Rektor Arthur Golf leitete die Universität nach dem seit dem 1. Januar 1934 für die Universität geltenden Führerprinzip. Das bedeutete die Einsetzung aller Verantwortlichen (Rektor, Dekane, Professoren) von oben nach unten und die strikte Abhängigkeit aller so Eingesetzten ausschließlich von ihren Vorgesetzten. Relativiert wurde diese Leitungshierarchie nur durch die direkten Eingriffsmöglichkeiten der NSDAP auf allen Entscheidungsstufen. Der Rektor Golf war dem Universitätssenat nicht mehr verantwortlich. Der Mediziner Dr. Koeppen sprach nicht als politisch neutraler Vertreter der Dozenten, sondern als Leiter des mächtigen NS-Dozentenbundes bzw. als Leipziger „Führer" der Deutschen Dozentenschaft mit Sitz im Senat (Akademische Reden, 14 und 17). Er kannte seine Einflussmöglichkeiten bei der Besetzung aller universitären Lehrpositionen. Und der Theologiestudent Erich Hengelhaupt sprach als Führer des „NSD-Studentenbunds", dem die politische Kontrolle aller Studenten oblag und der über gleich drei Senatssitze auch an der Kontrolle der Dozenten teilnahm. Auch diese beiden Funktionen waren ebenso an den anderen Universitäten installiert worden, wie ein Blick auf die Freiburger Verhältnisse während des Rektorats von Martin Heidegger zeigt.[3] Den Bezug auf die herrschende politische Situation machen fast alle Redner überdeutlich. Die Kenntnis des enormen

[67] Vgl. Heidegger 1983a, 21–43. Zu den Aktivitäten des Freiburger „Gaustudentenführers" Scheel vgl. 34, 38, 41.

Drucks der bestehenden neuen Machtverhältnisse und der politische Hintergrund der akuten Redesituation müssen im Folgenden vorausgesetzt werden, wenn die richtige Beurteilung jeder einzelnen Rede und der im Ganzen seltenen Formulierungen, die die neuen Spielregeln außer Acht ließen oder in Frage stellten, gelingen soll.

2 Das sprachliche Material

2.1 Die Anredeformeln

Anredeformeln haben Signalfunktion. In Parteien, Kirchen und Vereinen, in Behörden und Institutionen unterschiedlichster Art werden Anredeformeln vielfach ritualisiert. Sie sind dann nur begrenzt variationsfähig. Aber auch in „freien" Gesellschaften werden sie in erheblichem Maß durch einzuhaltende Umgangsregeln gesteuert, in kollektivistisch geprägten, nach dem Vorbild von Parteien geführten Gesellschaften gelten Muster, deren Befolgung Auskunft über den Grad der vom Sprecher bekundeten Zugehörigkeit, also der angestrebten Systemnähe oder –distanz, erteilt. Im Druck der Leipziger Jubiläumsreden werden Anredekomplexe nur in den Fällen überliefert, wo sie mit den systemkonformen Floskeln wenigstens beginnen. Es bleibt unklar, ob in den übrigen Reden abweichende Anredeformeln verwendet wurden:

Der Rektor Arthur Golf beginnt: „Volksgenossen!" und fügt verbindlicher, dem überlieferten Höflichkeitskodex entsprechend, hinzu: „Herr Ministerialdirektor, Eure Magnifizenzen, verehrte Freunde unsrer Universität, meine Herren Kollegen". Er endet die Anrede mit einer Mixtur von Kameraderie und väterlicher Herablassung gegenüber den Studenten, die durch den NSD-Studentenbund bereits erfasst waren oder noch erfasst werden sollten: „[...] und Ihr meine lieben und getreuen Kameraden und Kameradinnen von der Studentenschaft!" (AG,[4] 3). Die bewusst an die Gewohnheiten der Weltkriegssoldaten anknüpfende Anrede „Kameraden" galt der in „Kameradschaften" organisierten Studentenschaft, aus der die Mitglieder in den NSD-Studentenbund „berufen" wurden.[5]

---

[4] In den Belegangaben aus dem Text der Akademischen Reden vom 31.10.1934 werden Arthur Golf als „AG", Erich Hengelhaupt als „EH", Siegfried Koeppen als „SK", Carl Goerdeler als „CG", Ludwig Weickmann als „LW" und Konrad Woelker als „KW" abgekürzt. Wo es sich anbietet, werden die Stellennachweise in den späteren Abschnitten summarisch zusammengefasst.

[5] Schmitz-Berning 2000, 343f., 436.

Der „Führer“ der NS-Dozentenschaft Siegfried Koeppen kombiniert die NS-Formel mit den traditionellen Anreden, aber ohne jede Höflichkeitszugabe in militärischer Lakonie: „Deutsche Volksgenossen! Herr Minister! Eure Magnifizenz!“ (SK, 24). Der Gaustudentenbundsführer Erich Hengelhaupt verbindet die allgemeine NS-Anrede mit der speziellen für die NS-Studentenschaft: „Deutsche Volksgenossen, Kameraden!“ (EH, 27).

2.2 Die Redeschlusswendungen

Ähnlich bezeichnend wie die Anredeformeln sind die Schlusssätze. Hier sollen alle Redner mit ihren Wendungen zitiert werden, um die Brüche zwischen den Reden zu verdeutlichen.

Arthur Golf bleibt im Rahmen des NS-Stils: „Student und Dozent sollen treu und fest verbunden beieinanderstehen, als wahre Nationalsozialisten im Empfinden, Denken und Handeln.“ (AG, 17)

Konrad Woelker weicht hier deutlich auf ältere Muster aus: „Jugend und Alter wirken zusammen in glücklichem Verein. Der Allmächtige gebe seinen Segen dazu!“ (KW, 20)

Carl Goerdeler appelliert an das Nationalgefühl und als Kommunalpolitiker an den Zusammenhalt von Stadt und Universität: „Alle unsere Arbeit wird über das Stoffliche hinaus nur geadelt durch ein hohes ideelles Ziel. Für die Universität Leipzig und für die Stadt Leipzig kann dieses Ziel nur sein die Ehre und die Wohlfahrt der Nation.“ (CG, 23)

Siegfried Koeppen bekennt sich „rückhaltlos“ zum System und zur Person des Diktators: „Alles für Deutschland! Alles für Adolf Hitler!“ (SK, 26)

Erich Hengelhaupt deutet die Rolle des NSD-Studentenbunds als Juniorpartner der Staatspartei:

> „So wie die NSDAP einmal die Verantwortung trägt für den Kampf des deutschen Volkes um seine Gleichberechtigung und seine Freiheit, so trägt der NSD-Studentenbund die Verantwortung für die wissenschaftliche Arbeit des Studenten an der Hochschule und für seinen Einsatz in unserem Volk.“ (EH, 27)

Ludwig Weickmann vermeidet wie Goerdeler und Woelker die sicherlich auch für den Schluss eines wissenschaftlichen Festvortrags erwartete nationalsozialistische Phrasierung und beschränkt sich auf seine Wünsche für eine friedliche deutsche Wissenschaft und für die wissenschaftliche Geltung der Universität:

„Zeigen wir, daß das neue Deutschland den Werken des Friedens im Dienste der wissenschaftlichen Forschung seine Aufmerksamkeit zu schenken entschlossen ist [...]. Und wenn wir dazu kommen, in 1 oder 2 Jahren wohl erst [nämlich zur erdphysikalischen Nordpolarforschung mit einem Luftschiff, HS], dann ist hoffentlich auch unsere Alma Mater Lipsiensis wieder daran beteiligt." (LW, 32)

Damit ist die Szenerie auch sprachlich fixiert. Im Folgenden soll versucht werden, das Bild genauer zu konturieren.

2.3 Der Sprachgebrauch der NS-Funktionäre

Die in den weitgehend zensierten öffentlichen Texten ablesbare schnelle Durchsetzung der „offiziellen" Sprache des NS-Regimes, aber auch ihre Wirkung in halböffentlichen und privaten Bereichen, also das Maß der Akzeptanz dieser Sprache in der deutschen Bevölkerung, in der „Sprache der Bürger" eben, werfen trotz inzwischen zahlreicher und auch grundsätzlicher Arbeiten immer noch viele Fragen auf.[6] Urteile über die NS-Sprache bedürfen gerade für die frühen Jahre der Entwicklung und Durchsetzung NS-spezifischer Redeweisen, Wort- und Formel-Bestände weiterer Untersuchungen an überlieferten Texten unterschiedlichster Qualität. Die Leipziger Reden bieten ein für solche Differenzierung geeignetes Material. Die sechs Redner unterscheiden sich deutlich in ihrem Sprachgebrauch. Eine enge Gruppe bilden die drei ihre Zugehörigkeit zum NS-System konsequent bekennenden Funktionäre, der Rektor Arthur Golf (mit der längsten Rede von 15 Druckseiten, aus der deshalb die meisten Belege stammen), der „Führer" der NS-Dozentenschaft Siegfried Koeppen (drei Textseiten) und der Studentenschaftsführer (der mit nur einer Textseite vertreten ist). Nur diese Funktionäre benutzen demonstrativ das volle Spektrum der Sprache der herrschenden Partei. Sie tun es mit einer Mischung unterschiedlicher Haltungen, werbend, drohend und ihre neue Macht scheinbar ganz sachlich demonstrierend durch den bei offiziellen Veranstaltungen der Universität früher unerhörten, massiven Gebrauch der Parteisprache der Nationalsozialisten. Utz Maas hat mehrfach angeregt, statt der Formulierung „Sprache des Nationalsozialismus" lieber die von der „Sprache im Nationalsozialismus" zu gebrauchen.[7] Dieser

---

[6] Vgl. die eingehenden zusammenfassenden Darstellungen durch von Polenz 1999, 549–552 und Berner [9]2004, 154–157.

[7] Vgl. die Artikel des von Ehlich 1989 herausgegebenen Sammelbandes *Sprache im Faschismus*. Darin für unser Thema einschlägig vor allem die Artikel von Maas, Ludwig und Volmert. Seine Ablehnung der Redeweise von der „Sprache des Nationalsozialismus" begründete

Mahnung soll gern gefolgt werden. Nur meinen wir, dass es für die hier untersuchten Texte sinnvoll ist, die Sprache der erklärten und bekennenden NS-Funktionäre von der Sprache der Bürger abzuheben. Einen gewissen Kompromisscharakter tragen in den frühen Jahren des NS-Regimes allerdings viele Texte beider Gruppen, aber nur die Sprache der Nationalsozialisten schwelgt geradezu in der Nennung der neuen Organisationsbezeichnungen, der Funktionärstitel und der nationalsozialistischen Propagandafloskeln.

2.3.1 Die wichtigsten Redestrategien: Werbung und Drohgebärden

Die NS-Funktionäre werben vor allem um die Gemeinsamkeit der Generationen, also der Lehrenden und Lernenden, im Modell der nationalsozialistischen „Volksgemeinschaft".

Der Rektor:

> „Wir alle, die wir forschend, lehrend, lernend an der Universität wirken, sind uns dessen bewußt, daß es noch unablässiger Mühe und ernster Arbeit an uns selbst bedarf, ehe wir das ideale Ziel erreichen, das der Staat uns als höchste Aufgabe gestellt hat, Forschung und Lehre in wahrhaft nationalsozialistischem Geiste zu betreiben! Aber diesem hohen Ziele entgegenzustreben, wollen und werden wir niemals müde werden." (AG, 4)

Oder: „Wahres Forschertum werden auch gerade wir Nationalsozialisten allezeit ganz besonders hoch einschätzen, und unsere wackere deutsche Jugend wird stets begeistert mit einem solchen Manne gehen." (AG, 6) Zugleich gilt das Werben aber auch dem kritischen Ausland, deshalb erinnert er an „den flammenden Appell an die Welt [...], das nationalsozialistische Deutschland begreifen und verstehen zu wollen", den „neun deutsche Professoren", darunter er selbst, am 11. November 1933 auf einer Tagung des „NS-Lehrerbundes Gau Sachsen" formuliert hatten (AG, 14). Wie intensiv der Rektor bemüht ist, sich des Wohlwollens der Universitätskollegen zu versichern und mit dabei kaum angemessenem nationalsozialistischem Weihrauch – es geht immerhin um den eben verstorbenen Dekan der theologischen Fakultät – das vorgetäuschte Menschenbild des neuen Regimes zu bedienen, nämlich das Bild des anspruchslosen, edlen, hilfsbereiten und selbstlosen Nationalsozialisten, zeigen seine Gedenkworte für den Religionswissenschaftler Hans Haas:

Maas schon 1984. Vgl. auch Maas [2]2000, 1980–1990. Weitere Literatur erfassen Kinne / Schwitalla 1994.

„Weit mehr aber als der große Wissenschaftler seines Fachgebietes galt und gilt uns Dozenten und Studenten bei unserm Professor Haas der Mensch. Immer selbstlos und hilfsbereit, hat er Vielen in der Stille Gutes getan. Er war anspruchslos für sich, von schlichter Wahrhaftigkeit, ein wahrhaft guter, edler Mensch. Haas war nicht eingeschriebenes Mitglied der NSDAP, aber seinem ganzen Wesen, seinem Tun und Denken nach war er Nationalsozialist von reiner, edler Art." (AG, 12)

Auch dem Dozentenführer stehen gefällige Formulierungen zu Gebote:

„Unser herzlichster Wunsch, den wir gerade an dem heutigen Feiertage der Universität aussprechen wollen, ist der, daß jeder, ob junger Hochschullehrer, ob alter Hochschullehrer, ob Dekan oder wissenschaftlicher Hilfslehrer, freiwillig und gern sich in unsere Reihen einfüge und nicht grollend beiseite stehe mit dem Gedanken: was können uns die Jungen schon geben!" (SK, 26)

Etwas strammer zeigt sich der Gaustudentenbundsführer:

„Sie [die Studentenschaft, HS] ist sich bewußt, daß die wahre Volksgemeinschaft, um die heute jeder deutsche Student ringt, nicht durch Kundgebungen und Vereinbarungen entsteht, sondern durch den gemeinsamen zielgerichteten Marsch der Volksgenossen aller Stände in der nationalsozialistischen Bewegung." (EH, 27)

Kritische Töne und Drohungen gegenüber den Abseitsstehenden und das Pochen auf das Monopol der angestrebten Rolle im NS-System rücken das freundliche oder energische Werben ins genauere Bild:

Der Rektor tadelt die noch mangelhafte Beteiligung an der Maidemonstration am 1.5.1934:

„Die Beteiligung war gut [...]. Aber mancher noch fehlte, und zwar auch von den Jüngeren und Jungen. Darum sei es hier scharf und klar ausgesprochen: Der hohe Sinn des Marschierens der Volksgenossen aller Stände am 1. Mai, des Arbeiters der Stirn in Reih und Glied mit dem Arbeiter der Faust, muß jedem Deutschen aufgehen." (AG, 16)

Der Dozentenführer kritisiert die Haltung der Universitätsangehörigen in der Vergangenheit: „Außer einer kleinen Studentengruppe, zu der sich nur wenige Hochschullehrer zugesellt haben, hatte die Universität an dem 14jährigen Rin-

gen der NSDAP um die deutsche Seele keinerlei Anteil" (SK, 24) und zeigt dem wissenschaftlichen Nachwuchs die Instrumente:

> „Dabei [der Heranbildung systemtreuer Hochschullehrer, HS] hat die größte und schwierigste Aufgabe unser Wissenschaftsamt zu erledigen. In diesem Amt wird der junge Habilitant [sic] nach seiner wissenschaftlichen und weltanschaulichen Seite geprüft." (SK, 25)

Der Gaustudentenbundsführer betont mit knappen Worten den Ausschließlichkeitsanspruch seiner Organisation: „Die Mannschaft für dieses geistige Ringen hat der NSD-Studentenbund zu stellen als der alleinige Träger der nationalsozialistischen Bewegung in unserer Studentenschaft an der Hochschule." (EH, 27)

2.3.2 Wortschatz und Formeln der „offiziellen" Sprache der NS-Zeit

Die Sprache des NS-Staates formte sich aus verschiedenen Quellen, deren spezifische Mischung aus nationalistischen, rassistischen, radikal-pathetischen, männerbündlerischen und naturmystischen Überzeugungen und Haltungen auch im Nachhinein immer noch schwer zu beschreiben ist. Deshalb fällt auch eine befriedigende Grenzziehung schwer zwischen einem im engsten Sinn typischen nationalsozialistischen Wortgebrauch und Wortverwendungen, die entsprechenden Interpretationen gegenüber zwar offen sind, aber nach Ausweis ihrer Gebrauchsgeschichte doch eigentlich anderen Traditionen angehören. Zu beachten ist also, dass viele der unten zusammengestellten Wörter nur mit einem Teil ihres Verwendungsbereichs zum NS-Vokabular gehört haben (vgl. *Bewegung, Dienst, eingestellt, Erhebung, Erneuerung, Führer, Kamerad* usw.) und nach dem Ende der NS-Zeit entsprechende Konnotationspotentiale auch wieder in den Hintergrund getreten sind, soweit die Wörter nicht erneut auf die NS-Zeit bezogen werden. Der präzise zeitgenössische Beobachter der Redeweise und der Texte der NS-Zeit Victor Klemperer empfand diese Schichtung schon 1934 so: „Die Sprache des 3. Reiches begann lyrisch-ekstatisch, dann wurde sie Kriegssprache, dann glitt sie ins Mechanisch-Materialistische."[8] Wir wählen für unsere schmale Textgrundlage eine etwas andere Einteilung, die Klemperers Auffassung jedoch nicht widerspricht. Die Parteisprache der Universitätsfunktionäre, die angetreten waren, die tradierte Sachlichkeit einer „im alten liberalistischen Sinne" (SK, 26) bzw. „nur" wissenschaftlich orientierten Universität auch durch

[8] Klemperer 1995, 132, vgl. 129.

die massive und gegenüber den Nichtangepassten bedrohlich wirkende Einführung des neuen NS-Vokabulars[9] auszuhebeln, sei hier vor allem am demonstrativen Gebrauch der einschlägigen Organisationsbezeichnungen und einiger zentraler Wörter und Formeln des NS-Systems vorgeführt. Die Wörter selbst standen, soweit sie nicht aktuell gebildete Organisationsbezeichnungen sind, teilweise auch in Gebrauchstraditionen anderer (nun verbotener) Parteien, gehörten aber in der NS-Zeit (wie das Beispiel des sich so harmlos gebenden Adjektivs „neu" zeigt, das in der NS-Ideologie den konsequenten Bruch mit allem, was nun als „alt" galt, andeutet) zum spezifischen Wort- und Formelschatz der NS-Propaganda (im Folgenden alphabetisch geordnet nach den durch Fettdruck hervorgehobenen Signalwörtern oder Formeln):

aus den besten Kräften des ***aktivistischen*** *Deutschland* (SK, 26), *die* ***aktivistischen*** *Kräfte* (SK, 25) / ***Alles für Adolf Hitler!*** (SK, 26) / ***Arbeiter der Stirn, Arbeiter der Faust*** (AG, 16) / ***Arbeitsdienst*** (AG, 7), *studentischer* ***Arbeitsdienst*** (AG, 15) / ***Arbeitsdienstfreiwillige*** (AG, 15) / ***Auslese*** *der jungen Dozentengeneration* (SK, 25) / *die* ***Bewegung*** (SK, 24) bzw.: *die nationalsozialistische* ***Bewegung*** (SK 25; EH, 27) / ***Dienst*** *am deutschen Volk* (AG, 5) / *nationalsozialistisch* ***eingestellt*** (AG, 7) / *aus den jugendfrischen, noch* ***erdhaften*** *Gefühlen des deutschen Arbeiters* (SK, 24) / *nationale* ***Erhebung*** (SK, 24) / *Trägerin der* ***Erneuerung*** *der Hochschule* (SK, 24) / *Übertragung der Rede unsres* ***Führers***[10] (AG, 13), *„der Kampf und das Werk des* ***Führers***" (zitiert durch AG, 14). [Der *Führer*-Titel wird in den frühen NS-Jahren auch auf andere Funktionsträger angewandt:] *Der Rektor ist der* ***Führer*** *der Hochschule* [...]. *Der Dekan ist der* ***Führer*** *der Fakultät* (AG, 14f.; vgl. SK, 24) / *studentische* ***Führer*** (AG, 7) / ***Führerschulen*** *des deutschen Arbeitsdienstes* (AG, 14) / ***Gau*** *Sachsen* (AG, 13) / ***Gauarbeitsführer*** ((AG, 15) / ***Gauleitung*** *der NSDAP* (AG, 14) / ***Gauschulungsleiter*** (AG, 5) / ***Gaustudentenbundsführer*** (AG, 17) / ***Grenz-Universität*** *Leipzig* (AG, 16) / ***Grenzlanduniversität*** (EH, 27) / ***Hitlerjugend*** (AG, 7) / *unser hochverehrter Lehrer und* ***Kamerad*** [Ernst] *Krieck, einer der geistigen Vorkämpfer der nationalsozialistischen Bewegung* (SK 25) / ***Kameraden*** *und* ***Kameradinnen*** *von der Studentenschaft* [Anrede der NS-Studenten durch den Rektor] (AG, 3) / ***Kameradschaftshaus*** [der NS-Studentenschaft] (AG, 14) / ***Kreisschulungsleitung*** *der NSDAP* (AG, 16) / ***Kundgebung*** *aller Volksgenossen* (AG, 16) / ***Lager*** [für den Arbeitsdienst der Studenten]

---

[9] Auf die Nachahmung gelegentlicher Schreibbesonderheiten, z.B. die Setzung von Bindestrichen oder eines Abkürzungspunktes innerhalb der neuen NS-Bezeichnungen und auch auf die Wiedergabe der zahlreich verwendeten, rhetorische Emphase signalisierenden Wortsperrungen, wird hier verzichtet.

[10] Mit dem möglicherweise vom kritischen Setzer absichtlich verursachten, auf Hitlers auffällige Intonation anspielenden, also lautmalenden Setzfehler: *Führrers.*

(AG, 15), auch: *Arbeitslager* (AG, 15), *Kurzlager* [zur Dozentenschulung] (SK, 25) / ***Machtergreifung*** (SK 26) / ***nationalpolitische*** *Erziehung* (AG, 7) / *wir* ***Nationalsozialisten*** (AG, 6) / ***nationalsozialistisch*** *geführte Studentenschaft* (AG, 4), *der* ***nationalsozialistische*** *Staat* (AG, 9), *in wahrhaft* ***nationalsozialistischem*** *Geiste* (AG, 4) / *„ein* ***neuer*** *Glaube"* (zitiert von AG, 15), *Geist der* ***neuen*** *Zeit* (AG, 8) / *eingeschriebenes Mitglied der* ***NSDAP*** (AG, 12) / ***NSD-Studentenbund*** (EH, 27) / ***NS-Lehrerbund*** (AG, 13), dafür auch: ***NSLB*** (SK, 25) / ***Obersturmbannführer*** (AG, 14) / ***Pg.*** [Parteigenosse] als Namens- und Titelzusatz: ***Pg.*** *Göpfert* (AG 16), ***Pg.*** *Oberregierungsrat Studentkowski* (SK, 25) / ***Reichsinspekteur*** *der Führerschulen des deutschen Arbeitsdienstes* (AG, 14) / ***Reichsstatthalter*** *Mutschmann* (AG, 14) / *die nationalsozialistische* ***Revolution***[11] (SK, 24), [auch absolut gebraucht, nicht für die Revolution von 1918, sondern für die des NS-Systems]: *seit der* ***Revolution*** (SK, 24) / *aus der* ***revolutionären*** *Dozenten- und Studentenschaft* [...] *die* ***revolutionäre,*** *sozialistische Untermauerung der Universität* (SK, 26) / *Der* [...] *in der* ***SA*** *und in der politischen Schulung stehende Student* (AG, 7) / *„****SA-Dienst****"* (zitiert von AG, 14) / ***SA-Hochschulamt*** (AG, 17) / ***Standartenführer*** (AG, 17) / ***Treuebekenntnis*** (SK, 25) / ***umgestalten*** (SK, 24) / ***Umgestaltung*** [...] *der deutschen Universitäten* (SK, 24) / *tiefgehende* ***Umwälzungen*** (SK, 24) / ***Volk und Staat***[12] (AG, 3) / ***völkische*** *Weltanschauung* (AG, 6) / ***Volksgemeinschaft*** (AG, 4 und 9; EH, 27) / ***Volksgenosse*** (AG, 3), ***Volksgenossen*** *aller Stände* (AG, 16; EH, 27), ***Volksgenossen*** *in Stadt und Land* (EH, 27) [im Plural auch als die nun übliche Bezugsformel für die allgemeine, nicht der NSDAP und ihren Unterorganisationen angehörende Bevölkerung] / ***volkspolitisch*** (AG, 16) / ***weltanschaulich*** (SK, 25) / *völkische* ***Weltanschauung*** (AG, 6) / ***Weltanschauungskampf***[13] *der jungen Generation* (AG, 16) / *unser* ***Wissenschaftsamt*** [das der Dozentenschaft im NSLB] (SK, 25).

2.3.3 Kriegswortschatz

Der Erste Weltkrieg hat in Deutschland wie in den anderen Krieg führenden Staaten nicht nur ältere Traditionen der Kampfsprache aktualisiert, sondern auch den sprachlichen Bestand an Wörtern und Formeln, die sich direkt aus Erfahrungsbereichen wie „soldatisches Gemeinschaftsleben", Fronteinsatz, Militär-

---

[11] Über den Ersatz der Formel *nationale Erhebung* durch *nationalsozialistische Revolution*, der zur teilweisen Usurpation des traditionellen marxistischen Sprachgebrauchs durch die NS-Propaganda gehörte, vgl. Klemperer [3]1957, 31.

[12] Vgl. die in Abschnitt 1 genannten Überschriften, so die der Verordnung vom 28.2.1933 und die des Ermächtigungsgesetzes vom 24.3.1933.

[13] Vgl. Klemperer [3]1957, 149 über das seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts „im modischen Schwange befindliche ‚Weltanschauungsgerede'".

planung, Rüstung, Waffentechnik, Kriegsberichterstattung und Diffamierung des „Feindes" rekrutierten, wesentlich erweitert. Eine deshalb wohl nicht verwunderliche sprachliche Folge der Kriegsjahre war die intensive Übernahme entsprechender Ausdrucksweisen auch in die Allgemeinsprache, in die „Sprache der Bürger". Erstaunlich ist allerdings die offenbar hohe Reputation, die die Sprache der „Frontgeneration" des Ersten Weltkriegs in den Folgejahren (stärker als die sprachliche Verarbeitung von Elend, Hunger und Zerstörung auch durch die Zivilbevölkerung) in fast allen Bevölkerungsgruppen und Altersschichten genoss. Diese hohe Reputation führte sehr schnell nicht nur zum häufigen unreflektierten Gebrauch der einschlägigen Ausdrücke und Redeweisen, sondern auch zum bewussten Einsatz der „Männersprache" des Weltkriegs. Die meisten Parteien, ihre Jugendorganisationen und natürlich die verschiedenen paramilitärischen Verbände haben ihre Gruppensprachen nach diesem Muster ausgebildet. Die einschlägigen Mittel wurden allerdings in unterschiedlicher Intensität eingesetzt. Für die Sprache der NS-Propagandisten ist die massive Übernahme der Kriegssprache besonders typisch. Eine Reihe von Wörtern und Formeln schon des vorigen Abschnitts (auch von bereits genannten, vgl. *Dienst, Führer, Kamerad*) stammen aus dieser Quelle, haben ihre typische Prägung aber erst in der NS-Sprache erhalten. Um den Zusammenhang der Männersprache des Kriegs und der der Jugendbünde deutlich zu machen sei ein Satz aus dem „Wandervogel" von 1919 zitiert: „Führer sei dir der, der viel und hart verlangt [...]. Liebe ihn, und er wird dir alles sein. Leide um ihn, denn das bringt dich vorwärts und macht dich zum Helden."[14] In derselben Tradition steht etwa die Ausdrucksweise Ernst Jüngers in seinen politischen Artikeln der zwanziger Jahre, in denen er den Versuch macht, dem Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs Bedeutung in den politischen Auseinandersetzungen der Weimarer Republik zu verschaffen. In diesen Artikeln wird geradezu refrainartig das Lied vom *Führer*, vom *heroischen* Kampf der *Mannschaft,* der *Kameraden* und ihrer *aktivistischen* Haltung gesungen. *Blitzartig* und *schlagartig* wird im *Kampf bis zum äußersten* der *letzte Widerstand* gebrochen. Es ist genau diese Sprache, die schon in der frühen NS-Zeit reüssiert:[15]

> ***Abendappell*** *der sächsischen Lehrer* (SK, 25) / *ein flammender* ***Appell*** *an die Welt* (AG, 14) / [die Universität Leipzig] ***Ausfallstor*** *deutscher Kultur* (EH, 27) / *„das ganze Volk nach einem gemeinsamen Ziel* ***auszurichten***" (zitiert durch AG, 15) / *die* ***Bre-***

[14] Müller 1919, 244f.
[15] Jünger 2001. Vgl. etwa 15–17, 20, 23, 70, 152.

sche** brechen* (SK, 26) / ***Dienst** am Deutschen Volk* (AG, 5; vgl. 9) / ***Einsatz[16] [der Studenten] *in unserem Volk* (EH, 27) / ***Einsatzwillen*** [...] *im Dienste der Volksgemeinschaft* (AG, 4) / *deutsche **Erzieherfront*** (SK, 25) / ***freiwillig*** [der NS-Dozentenschaft angehören] (SK, 25) / ***Führer*** (vgl. Abschnitt 2.3.2) / ***geschlossen** teilnehmen* (SK, 25), *am 1. Mai als **geschlossene Formation** marschieren* (AG, 16) / ***Kampf** des deutschen Volkes* (EH, 27) / *für dieses große, gemeinsame Ziel zu **kämpfen*** (SK, 26) / *von frischem, **kämpferischen***[17] *Geiste erfüllt* (AG, 7) / *die besten **Kräfte*** (SK, 26) / ***Mannschaft*** (EH, 27) / *den gemeinsamen zielgerichteten **Marsch** der Volksgenossen* (EH, 27) / *mit Begeisterung **marschieren*** (SK, 25) / *in vorderster **Reihe** marschieren* (AG, 4) / *marschieren in **Reih und Glied*** (AG, 16) / *dieses geistige **Ringen*** (EH, 27) / ***Schulter an Schulter***[18] (AG, 4) / *die junge Generation* [...] *mit der **Stoßkraft** ihrer Jugend* (SK, 26) / *geistiger **Vorkämpfer*** (SK, 25).

2.3.4 Rückgriffe auf traditionelle Wertbegriffe

Die Inanspruchnahme von Bezeichnungen aus dem allgemeinen Tugendkatalog der Epoche durch die NS-Funktionäre diente dem Ziel, die blinde Mitwirkung aller „guten Deutschen" zu gewinnen, also die geforderte Gemeinsamkeit aller „Stände" zu beschwören und sie für die geplanten Konflikte zu aktivieren. Der auffällig häufige Bezug auf solche Wertbegriffe erleichtert in den Ansprachen die Inszenierung pathetischer Redesituationen, vor allem aber dient er der angestrebten Usurpation der „Sprache der Bürger". Die Vertreter des Unrechtsregimes bieten ihrem Publikum die erwünschte Würdigung seiner patriotischen und ethischen Wertbegriffe und stärken dadurch die Illusion der Gemeinsamkeit ihrer Handlungsziele:

*Segen der körperlichen **Arbeit*** (AG, 15) / *zu ernstem **Arbeitenwollen*** (AG, 4) / *das ehrliche und **aufrichtige** Wollen* (AG, 17) / *ein klares **Bekenntnis** ablegen* (AG, 14), *das Sich**bekennen** zum Arbeitsdienstgedanken* (AG, 15) / ***Bildung*** [mit den Spezifizierungen:] *Charakterbildung, Geistesbildung, Herzensbildung* (alle AG, 6) / ***deutsch***[19] [als Hochwertattribut, u.a.:] ***deutscher** Geist* (AG, 6), ***deutsche** Landschaft* (EH, 27), ***deutsche** Seele* (SK, 24), ***deutsche** Tat* (EH, 27), ***deutsches** Volkstum* (SK, 26) / *aus **ehrlichem** Wollen* (SK, 26) / ***ernste** Arbeit an **uns** selbst* (AG, 4) / ***fest** zusammenste-*

---

[16] Vgl. Klemperer 1999, 38.
[17] Ebd.
[18] Über die Schulter-an-Schulter-Formel in den Verhältnissen von Österreich und Deutschland u.a. im Ersten Weltkrieg vgl. die vielen einschlägigen Nachweise in: Welzig 1999, 732–748.
[19] Vgl. Klemperer [3]1957, 109.

hen (SK, 25) / *Kampf des deutschen Volkes um seine* ***Freiheit*** (EH, 27) / ***gesegnetes*** *Wirken* (AG, 6) / *aus* ***gesundem*** *Gefühl* (SK, 26) / ***getreue*** *Kameraden* (AG, 3) / *der unbedingte* ***Glaube*** (AG, 17) / ***Gleichberechtigung*** (EH, 27) / *die* ***heiligsten*** *Güter* (SK, 26) / ***hilfsbereit*** (AG, 12) / ***hingebungsvolle*** *Arbeit* (AG, 3) / *als* ***höchste*** *Aufgabe* (AG, 4) / *das* ***ideale*** *Ziel* (AG, 4) / *die* ***junge*** *Generation* (AG, 16; SK, 25f.) / ***Leistung*** *im Dienste der Volksgemeinschaft* (AG, 4) / *mustergültige* ***Pflichttreue*** (AG, 9) / ***rückhaltloses*** *Vertrauen* (AG, 17) / ***Segen*** (AG, 15) / ***selbstlos*** (AG, 12), ***selbstlose,*** *gemeinnützige, wertvolle Arbeit* (AG, 17) / ***sittliche*** *Verpflichtung* (AG, 16) / *Volksgenossen aller* ***Stände*** (AG, 16; EH, 27) / ***treue*** *Arbeit* (AG, 3f.), *ein* ***treuer*** *Freund* ((AG, 4), *ein* ***treuer*** *Mann* (AG, 12), ***treue*** *Pflichterfüllung* (AG, 13) / *in* ***Treue***[20] *gedenken* (AG, 13), *Liebe und* ***Treue*** (SK, 25) / *fürs* ***Vaterland*** *gefallen* (AG, 13) / ***vertrauensvolles*** *Zusammenarbeiten* (AG, 7) / *zum Nutzen des* ***Volkes*** (AG, 6), *Verpflichtung* [...] *gegenüber dem* ***Volke*** (AG, 16), *Kampf des deutschen* ***Volkes*** (EH, 27) / *zum Wohle des* ***Volksganzen*** (AG, 4) / ***Volkstum*** (AG, 9; SK, 26) / ***wahres*** *Forschertum* (AG, 6), *ein von* ***wahrem*** *deutschem Geiste erfüllter Lehrer* (AG, 6), ***wahre*** *Nationalsozialisten* (AG, 17), ***wahre*** *Volksgemeinschaft* (EH, 27) / *in ehrlichem,* ***wahrhaft*** *kameradschaftlichem Vertrauen* (AG, 7) / *die* ***Wahrheit*** *erforschen und die* ***Wahrheit*** *lehren* (AG, 9) / ***Zuverlässigkeit***[21] (AG, 9).

2.4 Der Sprachgebrauch der anderen Festredner

Die Redeintentionen der drei anderen Festredner heben sich zwar sämtlich von denen der NS-Funktionäre ab, sind aber in sich so differenziert, dass sie jeweils gesondert dargestellt werden sollen.[22]

2.4.1 Die Ansprache des Ministerialdirektors Dr. Konrad Woelker

Woelker spricht als „Vertreter der Regierung", gemeint ist die sächsische. Er überbringt allerdings die Grüße sowohl des sächsischen Volksbildungsministers Dr. Hartnacke wie die des Reichserziehungsministers Rust. Er gibt sich als Behördenvertreter, der es gewöhnt ist, national-konservative Erwartungen zu erfüllen. Zugleich ist er allerdings deutlich bemüht, in seiner kurzen Ansprache (2½ Seiten)[23] Wortwahl und Aussage den Erwartungen der neuen Herren anzupas-

---

[20] Vgl. den *Parteitag der Treue* von 1934, Klemperer ^{3}1957, 246.
[21] Klemperer ^{3}1957, 34 über die NS-Formel *politisch unzuverlässig.*
[22] Für diese einzeln besprochenen und relativ kurzen Texte wird ein vereinfachtes Zitierverfahren durch den bloßen Hinweis auf die Seitenzahlen des jeweiligen Textes gewählt.
[23] Alle Belege Woelkers auf den Seiten 18–20 der Akademischen Reden.

sen, ob aus Überzeugung oder aus dem Bemühen sich anzubiedern, ist nach dem Wortlaut kaum zu entscheiden. Er ist der einzige der „bürgerlichen" Redner, der den Diktator Adolf Hitler mit Namen nennt (KW, 19).

2.4.1.1 Woelkers Einschwenken auf die NS-Sprache

Das konsequent auf die eigene Rolle bezogene nationale Pathos der NS-Rhetorik wird ohne Abstriche übernommen:

> *die nationalsozialistische* ***Bewegung*** */ aus Schmach zur* ***Ehre*** */ in welch* ***großer Zeit*** *wir leben /* ***aus*** *Schwäche zur* ***Kraft*** */ den großen Gedanken des* ***Nationalsozialismus,*** *die nicht nur verkündet und gewußt, sondern* [...] *gelebt werden müssen / den urgewaltigen Drang des* ***neuen*** *Werdens / ein* ***neuer*** *deutscher Mensch /* auch: *ein* ***neuer*** *deutscher akademischer Mensch* [mehrere Belege] */* ***ruhmvoller*** *Aufstieg /* ***Schicksal*** *unseres Volkes / unseres* ***völkischen*** *Lebens / sich in die* ***Volksgemeinschaft*** *eingliedern / im gleichen Schritt und Tritt mit seinen* ***Volksgenossen*** *marschieren / die Einzigartigkeit dieser* ***Zeitenwende.***

2.4.1.2 Woelkers Referenzen auf den „großen Krieg" und die Niederlage

Auch Woelkers rhetorische Bezüge auf Soldatentum, Krieg und Niederlage (und deren Folgen in der Weimarer Republik) ahmen den martialischen und pathetischen Sprachduktus der Nazis nach:

> ***demütigender*** *Niedergang /* ***Erniedrigung*** */ im* ***Fronterleben*** *des großen Krieges / Auf dieses* ***Fronterleben*** *hat Adolf Hitler die nationalsozialistische Bewegung gegründet / deutsches* ***Heldentum***[24] ***/ marschieren / Ohnmacht /*** *sich bejahend in* ***Reih und Glied*** *stellen /* ***Schmach*** */ in gleichem* ***Schritt und Tritt.***

2.4.1.3 Woelkers Berücksichtigung traditioneller Wertbegriffe

Auch Woelker vereinigt ethische, religiöse, soziale und wissenschaftliche Wertbegriffe, stellt sie aber fast nie in Gegensatz zur herrschenden Ideologie und reflektiert sogar einlenkend deren Kritik an einigen noch nicht ganz gleichgeschalteten Wertvorstellungen der Wissenschaftler:

> *Der* ***„Akademiker"***[25] *wird vielfach heute nicht sehr günstig bewertet / von dem neuen* ***akademischen*** *Menschen wird viel verlangt / Der* ***Allmächtige*** *gebe seinen Segen dazu /* ***deutsch*** [wie oben in der Regel als Hochwertattribut:] ***deutsches*** *Glück /* ***deut-***

---

[24] Dazu Klemperer [3]1957, 5–8.

[25] Dazu Klemperer 1995, 141.

sches** Heldentum / **deutsches** Leid / **deutscher** Mensch /* [dann ganz überraschend und in Woelkers Text interpretatorisch unklar:] ***deutsche** Schuld / die Wertung **Deutschlands** in der Welt* [hier gilt noch die Rücksicht auf die Haltung anderer Länder, die in späteren NS-Texten so kaum noch begegnet] / ***Ehrfurcht [mehrfach, z.B.:] ***Ehrfurcht** vor den großen Gedanken des Nationalsozialismus / aus Zerklüftung zur **Einheit** streben / hoher **Idealismus** / aus Schwäche zur **Kraft** / dem **werktätigen** Volke / höchste **wissenschaftliche** Leistung / wirtschaftliche **Zukunft**.*

2.4.2 Der Festvortrag des Geophysikers Professor Dr. Ludwig Weickmann

Auch Weickmann gebraucht in seinem Vortrag (in der Druckfassung sind es nur fünf Seiten)[26] einige Elemente des typischen NS-Wortschatzes: wie *Drittes Reich*, das er als das *neue Deutschland* versteht, oder *Propaganda* und typische Wertattribute wie *heroisch*, *ruhmreich* oder *zäh*. Aber die meisten seiner einschlägigen Signalwörter verwendet er nicht im spezifischen Sinn der NS-Ideologie, sondern in formelhaften Ausdrücken, die sich auf die Leistungen einer friedlich für die gesamte Menschheit zu betreibenden Wissenschaft beziehen. An deren gemeinsamen Aufgaben fordert er eine höhere Anteilnahme der deutschen Wissenschaftler:

*der alte **Adel des Menschengeschlechts** / Die **deutsche Beteiligung** an den polaren Entdeckungen ist* [...] *noch recht bescheiden / das Deutschland des **Dritten Reiches** / nichts wirkt aufrüttelnder und den Sinn für die **Gemeinschaft des Volkes** belebender, als die **heroische**[27] **Einsatzbereitschaft** einer Gruppe* [von Wissenschaftlern] *für ein **Kampfziel der ganzen Menschheit** / Wir verfolgen* [...] *mit Bewunderung die **gewaltigen Anstrengungen,** welche die Sowjet-Union in den letzten Jahren gemacht hat / den **Geist der ganzen Menschheit** / **Kulturleistungen der Menschheit** / **keine Nation der Welt** / Zeigen wir, daß **das neue Deutschland** den **Werken des Friedens** im **Dienste der wissenschaftlichen Forschung*** [...] *seine ganze Kraft zu schenken entschlossen ist / **Opfer*** [der Sowjetunion] *an Geld und Menschen und Material / **Propaganda der Tat*** [nämlich wissenschaftliche Forschung] */ seit **der ruhmreichen deutschen** antarktischen **Expedition** von Drygalskis* [30 Jahre zuvor] */ den **Wert der Wissenschaft** für **Staat und Volk** / die **zähe, ausdauernde Arbeit von Gelehrten**.*

---

[26] Alle Belege auf den Seiten 28–32 der Akademischen Reden.
[27] Vgl. Klemperer [3]1957, 1–8.

2.4.3 Die Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Carl Goerdeler

Goerdelers Grußwort, das uns auf wenig mehr als zwei Textseiten[28] überliefert ist, bildet den eigentlichen Kontrapunkt zu den Reden der NS-Funktionäre. Interessant ist, dass Goerdelers Text sich zunächst den Anschein gibt, ausschließlich historische Interessen zu bedienen. Er beschreibt die Vergangenheit der Leipziger Verhältnisse zwischen Stadt und Universität bzw. zwischen Stadtbürgern und Studentenschaft und nennt nicht etwa die Gegenwart, sondern „die Jahrzehnte, in denen Klopstock und Lessing, Leibniz und Gottsched, Goethe und Schiller in Leipzig lehrten", die „neue Blütezeit der Universität" (CG, 22). Goerdeler verzichtet auf alle verbalen Anbiederungen an die spezifische Ausdrucksweise und Terminologie der Nazis, die Woelkers Rede so problematisch machen, aber er geht auch weiter als Weickmann: Der eigentliche Naziwortschatz kommt in seiner Ansprache überhaupt nicht vor und die Bezüge auf den gemeinsamen Vorrat der Kampfsprache (vgl. 2.3.3) und der traditionellen Wertbegriffe (vgl. 2.3.4) werden, wenn nicht systematisch, so doch in einer Vielzahl von Fällen durch Spezifizierungen ergänzt, die im Kontext der Zeit entweder ideologieneutral erscheinen oder die Bedeutungen der Wörter und den Sinn der Äußerungen so festlegen, dass eine Interpretation im Sinne der NS-Ideologie kaum noch möglich ist:

> DEUTSCH: *Humanismus und Reformation [...] den Kraftquellen des deutschen Gemüts und des deutschen Gewissens.*
> DIENST: *Dienst an der Wissenschaft.*
> EHRE: *Ehre und Wohlfahrt der Nation.*
> FREIHEIT: *Freiheit des Geistes und des Gewissens.*
> FÜHRUNG: *eine wahrhafte Führung unter den deutschen Universitäten.*
> GERECHT: *nur wenn eine starke Staatsgewalt eine gerechte Ordnung der Dinge für alle verbürgt.*
> GESUND: *eine gesunde wirtschaftliche Grundlage.*
> NATION: *die Ehre und Wohlfahrt der Nation.*
> SEELE: *die letzten Kräfte seiner [des deutschen Volks] Seele entfesseln und in eigener Verantwortung binden.*
> SELBSTBEHAUPTUNG: *auf Klugheit und Willen gegründete Kräfte stolzer Selbstbehauptung.*

[28] Alle Belege auf den Seiten 21–23 der Akademischen Reden. Goerdelers Ansprache ist auch abgedruckt in Goerdeler 2003. 2 Bde. Der Redetext in Bd. 1, 84–86.

SIEGREICH: *siegreich getrotzt der Kleinlichkeit, der Kurzsichtigkeit, der Unvernunft und der Selbstsucht.*
VERANTWORTUNG: *in eigener Verantwortung.*
VERTRAUENSVOLL: *vertrauensvoll ist das Verhältnis zwischen den Studenten und der Stadt.*
WAHRHEIT: *der Wahrheit zu dienen.*
WISSENSCHAFT: *Ansehen und Geltung der Wissenschaft / Entwicklungsmöglichkeiten der Wissenschaft / Wissenschaft und Wirtschaft.*
ZUVERLÄSSIGKEIT: *nüchterne Zuverlässigkeit.*

Goerdelers gegenwarts- und zukunftsbezogene Schlussfolgerungen sind unter dem Hakenkreuz formulierte frühe Appelle gegen die Politik und den Geist des NS-Regimes. Sie seien deshalb hier vollständig und im Zusammenhang zitiert:

> „Dreierlei können wir aus der gemeinsamen Geschichte von Universität und Stadt lernen, und solche Ehrentage erhalten ja ihren besonderen Wert dadurch, daß sie gleichzeitig Mahnzeichen für die Zukunft werden:
> 1. Universität und Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft gedeihen nur, wenn eine starke Staatsgewalt eine gerechte Ordnung der Dinge für alle verbürgt.
> 2. Zur höchsten Leistung erhebt sich das deutsche Volk stets, wenn die Freiheit des Geistes und des Gewissens die letzten Kräfte seiner Seele entfesseln und in eigener Verantwortung binden.
> 3. Alle unsere Arbeit wird über das Stoffliche hinaus nur geadelt durch ein hohes ideelles Ziel. Für die Universität Leipzig und für die Stadt Leipzig kann dieses Ziel nur sein die Ehre und die Wohlfahrt der Nation." (CG, 22f.)

Die Fairness gegenüber den anderen Festrednern gebietet es zu sagen, dass auch Carl Goerdeler in amtlichen Reden bei späteren Gelegenheiten verbale Zugeständnisse an die NS-Sprache gemacht hat. So hat er nach seinem Rücktritt vom Amt des Leipziger Oberbürgermeisters, mit dem er gegen den während einer Auslandsreise und gegen seine ausdrückliche Anweisung erfolgten Abbau des Leipziger Mendelssohn-Denkmals protestierte, im März 1937 in seinen Abschiedsworten an die Mitarbeiter der Leipziger Stadtverwaltung die Signalwörter *Führer* [für Adolf Hitler], *Gefolgschaft, Volksgemeinschaft* gebraucht und die kurze Ansprache trotz (oder wegen) des aktuellen Konflikts mit einem uns heute ungewöhnlich klingenden *„Die Stadt Leipzig Sieg – Heil!"* beendet.[29] Der säch-

[29] Goerdeler 2003, Bd. 1, 96.

sische „Reichsstatthalter“ Mutschmann hat Goerdeler bei der Einführung des Nachfolgers öffentlich bestätigt, dass er „liberalistische Anschauungen“ vertrete und Vorträge halte, „die mit nationalsozialistischer Weltanschauung wohl wenig zu tun haben“. Mutschmann schlussfolgerte: „An die Spitze einer Weltstadt wie Leipzig gehörte ein Nationalsozialist.“[30] Dieses etwas spätere Zeugnis für eine situationsabhängige Anpassung Goerdelers an die offizielle Sprache des NS-Regimes belegt den Radius der auch ihm zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel. Es bestätigt aber die Hypothese, dass Goerdelers Vermeiden einer solchen Ausdrucksweise beim Leipziger Festakt vom 31. Oktober 1934 tatsächlich sorgfältig reflektiert erfolgte.

3 Lexikalische Vergleiche

3.1 Vergleich mit Martin Heideggers Freiburger Rektoratsrede

Zu den bekanntesten und umstrittensten Reaktionen eines angesehenen Hochschullehrers auf die Gleichschaltung der Universitäten durch den Nationalsozialismus gehört die damals notwendig als demonstratives Signal der Zustimmung zum neuen System gewertete Übernahme des Freiburger Rektorats durch Martin Heidegger (noch bekräftigt durch seinen gleichzeitigen Parteibeitritt) und dessen Rektoratsrede[31] vom 27. Mai 1933 über „Die Selbstbehauptung der deutschen Universität“, gehalten im fünften Monat der NS-Zeit und noch anderthalb Jahre vor der Leipziger Gedenkfeier. Wie Heideggers Sohn im Vorwort der Ausgabe von 1983 allerdings mit Recht betont,[32] fehlen in dieser Rede alle direkten Nennungen des „Führers“ oder des Namens Adolf Hitlers und des „Nationalsozialismus“. Da war man in Leipzig dann sichtlich weiter. Der Text Heideggers erlaubt bei fairer Betrachtung in verschiedener Hinsicht tatsächlich keine einfachen Deutungen, wie sie die Leipziger NS-Redner ganz offen zu fordern scheinen. Der Philosoph Heidegger formuliert auch hier eigenwillig und verlangt eine erhebliche Interpretationstiefe. Die dem Neudruck beigegebene Rechtfertigungsschrift Heideggers von 1945 ist aber eher vergeblich bemüht, die Rede als den Versuch darzustellen, „die an die Macht gekommene ‚Bewegung‘ zu läutern und zu mäßigen“[33]. Hier wird aus diesem Text eine enge Auswahl ideologischer Signalwörter zum Zweck des Vergleichs angeführt. Sie stammen allesamt (auch

[30] Ebd. 97.
[31] Heidegger 1983b.
[32] Hermann Heidegger im Vorwort zu Heidegger 1983b, 5.
[33] Heidegger 1983a, 25.

wenn es sich um Eigenbildungen handelt) aus der soldatischen Kampfsprache, aus der Propagierung einer autoritär gedachten Gemeinschaftslehre und aus dem großen Vorrat tradierter nationaler Wertbegriffe und sie bestätigen damit die solche Rede-Gelegenheiten in diesen Jahren beherrschende Wortwahl:

> *Die Herrlichkeit aber und die Größe dieses* ***Aufbruchs***[34] (19) / *die* ***Auslese*** *der Besten* (14) / *deutsch* [als national aufgeladenes Hochwertattribut:] ***deutsches*** *Schicksal* (10; 15), ***deutsches*** *Wesen* (16) / *Bindung und* ***Dienst*** *der deutschen Studentenschaft* (15), [auf der Grundlage der schon in der Weimarer Republik an den Universitäten propagierten Idee und Realität des studentischen Arbeitsdienstes werden durch Heidegger weitergehende „Dienste" als Verpflichtungen gegenüber der Nation vorgestellt:] ***Arbeitsdienst, Wehrdienst*** *und* ***Wissensdienst*** (16; 18 u.ö.) / *die* ***Ehre*** *und das Geschick der Nation* (15) / ***Einsatz*** *bis ins Letzte* (15) / ***erd-*** *und* ***bluthafte*** *Kräfte* (14; *erdhaft* vgl. oben in 2.3.2) / *Sich selbst das Gesetz geben ist höchste* ***Freiheit*** (15) / *das Entscheidende im* ***Führen*** *ist* [...] *die Kraft zum Alleingehenkönnen* (14) / *die* ***Führer*** *und Hüter des Schicksals des deutschen Volkes* (10, vgl. 9; 15, 16) / ***Führerschaft*** (14) / *geistige* ***Führung*** (9) / *Alle* ***Führung*** *muß der Gefolgschaft die Eigenkraft zugestehen.* [Und er fährt fort mit einem selten offenen Signal gegen eine bloße Parteidiktatur:] *Jedes Folgen aber trägt in sich den Widerstand* (18) / *die echte* ***Gefolgschaft***[35] *derer, die neuen Mutes sind* (14) / *das künftige* ***Geschick*** *der Nation* (16, vgl. 15) / *Eine geistige Welt allein verbürgt dem Volke die* ***Größe*** (14) / *Alle willentlichen und denkerischen Vermögen* [...] *durch* ***Kampf*** *entfaltet, im* ***Kampf*** *gesteigert und als* ***Kampf*** *bewahrt* (18) / *die* ***Kampfgemeinschaft*** *der Lehrer und Schüler* (18) / *studentische Jugend, die früh sich in die* ***Mannheit*** *hineinwagt* (16) / *Die deutsche Studentenschaft ist auf dem* ***Marsch*** (14) / *dem deutschen* ***Schicksal*** [...] *standzuhalten* (15) / *Übermacht des* ***Schicksals*** (11) / *die junge und jüngste Kraft des* ***Volkes,*** *die über uns schon hinweggreift* (19) / *das* ***volklich-staatliche*** *Dasein* (16; vgl. 12; 17) / *Die erste Bindung ist die in die* ***Volksgemeinschaft*** (15) / ***Volksgenossen*** (18) / ***Volkstum*** (11) / ***vorrücken in den äußersten Posten*** *der Gefahr* (14) / *der Begriff der Freiheit des deutschen Studenten wird jetzt zu seiner* ***Wahrheit*** *zurückgebracht* (15) / *die Kraft ihres* ***Wesens*** (11) / ***Wesenswillen*** (10) / *den* ***Willen*** *zur Größe* (14) / *Erziehung und* ***Zucht*** (10, vgl. 15).

---

[34] Vgl. Klemperer 1995, 132.
[35] Vgl. Klemperer [3]1957, 127 und 250–259.

3.2 Vergleich mit dem durch Schmitz-Berning 2000 beschriebenen „Vokabular des Nationalsozialismus“

Es liegt nahe, dass der Vergleich des knappen Materials der Leipziger Redetexte mit der bisher umfangreichsten Erfassung des NS-Wortschatzes durch die wichtige Arbeit von Cornelia Schmitz-Berning vor allem darin bestehen könnte, bei jeder lexikalischen Einheit die Tatsache der Behandlung durch Schmitz-Berning zu dokumentieren. Darauf muss verzichtet werden. Hier soll stattdessen nur an Beispielen belegt werden, wieviel Erfassungsarbeit auf diesem Feld noch immer zu leisten ist.

Die Leipziger Texte haben eine Anzahl von (oben mit Stellenangaben zitierten) NS-Bezeichnungen für Personen und Institutionen erbracht, die bei Schmitz-Berning aus verständlichen Gründen, nämlich wegen der puren Überfülle des einschlägigen Materials, als Stichwörter nicht ausdrücklich notiert sind, z.B. *Gauarbeitsführer, Gauschulungsleiter, Gaustudentenbundsführer, Grenzland-Universität, NS-Lehrerbund, Obersturmbannführer, Reichsinspekteur, Reichsstatthalter, Wissenschaftsamt.* Sie sind Zeugnisse für den durchorganisierten und militarisierten Obrigkeitsstaat und ließen sich in noch weit größerer Fülle aus Übersichten der Organisationsbezeichnungen der NS-Zeit leicht vermehren.

Wichtiger sind wohl solche noch nicht erfassten Wörter und Formeln, die nach Ausweis der hier geprüften Texte offensichtlich zur Ausdrucksweise einer vor allem um agitatorische Wirkung bemühten NS-Ideologie gehörten, die als eine Art naturnaher Ersatzreligion dazu bestimmt war, unterschiedliche Minderwertigkeitserfahrungen durch uns heute großmäulig anmutenden Aktivismus zu kompensieren, so z.B.: *erdhaft, Erhebung, Kampfziel, Kundgebung, Revolution, revolutionär, ruhmreich, ruhmvoll, Treuebekenntnis, Umgestaltung, Umwälzung, Volk und Staat, Weltanschauungskampf, Zeitenwende.* Zur oben besonders betonten soldatischen Tradition dieser Sprache zählen zusätzlich zu den durch Schmitz-Berning behandelten noch die Ausdrücke: *Einsatzwillen, Erzieherfront, Fronterleben, Heldentum, Kampf, kämpfen, Mannschaft, in Reih und Glied, in gleichem Schritt und Tritt, Schulter an Schulter, Stoßkraft, Vorkämpfer.* Doch diese beiden wichtigen Bereiche der NS-Sprache sind ohnehin am auffälligsten und deshalb schon am genauesten beschrieben. Geringere Beachtung hat bisher die Intensität gefunden, mit der die NS-Sprache sehr nachdrücklich den Bereich traditioneller Wertbegriffe der „Sprache des Bürgers“ geplündert hat, einen Bereich, in dem der „Kampf um Worte“ von Beginn an zum Kampf um propagandistisch nutzbare Wortwerte geworden war. Das gilt auch für die folgende Aus-

wahl von Lexemen aus den Leipziger Reden, die – wieder zusätzlich zu den durch Schmitz-Berning schon erfassten – oben belegt worden sind: *Bekenntnis, Bildung, Ehrfurcht, Freiheit, Gleichberechtigung, Pflichttreue, Treue, Vaterland, Wahrheit* und so auch für die Fülle von Wertadjektiven, die die Inanspruchnahme der bezeichneten Werte für die eigene Sache ausdrücken: *aufrichtig, ehrlich, ernst, fest, gesund, getreu, gewaltig, heilig, hilfsbereit, hingebungsvoll, rückhaltlos, selbstlos, sittlich, treu, vertrauensvoll, wahr, wahrhaft.*

Peter von Polenz hat Teile der Stichwortliste von Schmitz-Berning eingehend geprüft und gewürdigt.[36] Für unseren Zusammenhang ist die Liste einschlägiger Schlüsselwörter aus seiner Schulzeit (1934–1945) besonders interessant. Über die bei Schmitz-Berning berücksichtigten hinaus nennt er aus eigener Erinnerung u.a. die folgenden durch seine NS-Lehrer besonders geschätzten Schlüsselwörter und Formeln, die auch (teilweise in Zusammensetzungen oder Ableitungen) schon in den Leipziger Reden oder im Heideggertext begegnen: *Größe, heilig, Held, Kampf, Kraft, Nation, neuer Mensch, Opfer, Pflicht, Ruhm, Schicksal, Treue, Zucht.*[37] Peter von Polenz stützt damit unseren Versuch, den Bereich der Wörter etwas weiter zu fassen, deren Benutzung in der NS-Zeit auch von sprachgeschichtlichem Interesse ist, weil die Tendenzen, die zu ihrer bevorzugten und spezifischen Verwendung führten, immer noch Aufmerksamkeit verdienen.

3.3 Vergleich mit der offiziellen Sprache der DDR

Nur noch kurz sei auch auf die auffällige und von aufmerksamen Beobachtern wie Victor Klemperer früh bemerkte Nähe zwischen der Sprache der NS-Zeit, Klemperers „lingua tertii imperii", und der von Klemperer voller Sorge als „lingua quarti imperii" bezeichneten Sprache der DDR hingewiesen: „man schlägt [...] ganz haargenau so kraß aller Wahrheit u. Realität ins Gesicht, wie es, andersherum, aber mit ganz gleichen Worten – LTI=LQI!! *ausrichten, kämpferisch, wahre Demokratie* etc. etc. –, [...] die Nazis taten"[38]. Im Leipziger Material[39] begegnen einschlägige Ausdrücke wie:

---

[36] Die durch von Polenz 1999, 549–552 zitierte Ausgabe von 1998 ist textgleich mit dem hier benutzten Nachdruck von 2000.
[37] von Polenz 1999, 552.
[38] Klemperer (1999, 133) am 16. August 1945 über die Funktionärssprache in der Sowjetischen Besatzungszone.
[39] Stellenangaben werden hier nur bei den Wörtern hinzugefügt, die nicht schon in den vorigen Abschnitten mit Belegstellen zitiert wurden oder die dort schwer aufzufinden sind.

Appell, ausrichten, die besten Kräfte (SK, 26), *Beurteilung* (als entscheidendes Mittel zur Beeinflussung von Lebenswegen, SK, 26), *Einsatz, einschätzen* (AG, 6), *Erneuerung* (nämlich: die der Gesellschaft, SK, 24), *politische Erziehung* (AG, 5), *geloben,*[40] *geschlossen teilnehmen, Hochschulreform* (SK, 25), *Kampf, kämpfen, kämpferisch, kulturelles Leben* (SK, 24), *Kundgebung, das neue Deutschland* (LW, 13), *planmäßig* (AG, 3), *Revolution, revolutionär, Schulung und Fortbildung* (SK, 25), *Umgestaltung, das werktätige Volk* (KW, 19), *Vorkämpfer.*

Auch Wörter wie *aktivistisch* oder *Volksuniversität* (SK, 26) klingen wie eine frühe Vorwegnahme der offiziellen Sprache der DDR, sind es aber eher nicht. In manchen Fällen liegen die Ursachen solcher Sprachnähe in der schon erwähnten Tatsache, dass sich das NS-System gerade in seinen frühen Jahren einige der Fahnenwörter der Linken dienstbar gemacht hatte, so auch das Adjektiv *sozialistisch* (SK, 26, vgl. Abschnitt 2.3.2). Genaue Nachweise für den Sprachgebrauch der DDR können in unserem Zusammenhang nicht gegeben werden. Leider zeigen auch hier gerade die umfassendsten Hilfsmittel noch manche Lücke. Im großen dreibändigen Werk von Hellmann[41] über den Wortschatz der deutschen Sprache in Ost und West in den Jahren 1949–1974 begegnen aus unserer letzten Vergleichsreihe als Stichwörter nur *einschätzen, Kampf, kämpfen, kulturell, Revolution* und *werktätig*. Für den in der DDR-Sprache stabilen Gebrauch der übrigen Wörter muss hier das Zeugnis des Verfassers dieses Artikels genügen.[42]

4 Schlussbemerkungen

Auffällig ist eine Bezeichnungslücke in den Redetexten. Wer die Entwicklung des Landes, seiner eingangs angeführten neuen Gesetzeslage, seiner Rechtsprechung und seiner durch das Regime selbst außer Kraft gesetzten inneren Sicherheit in diesen beiden Jahren beobachtet hatte (und welcher Universitätsangehörige hatte das nicht?), wusste, dass aus dem deutschen Rechtsstaat zumindest nach allen überlieferten Begriffen ein Unrechtsstaat geworden war (nur die NS-Gefolgsleute mochten meinen, sie hätten ein „neues" Recht eigenen Typus installiert). In dieser Situation erwähnte nicht einer der Redner die neuen Reizwörter *Arier, Arierparagraph, Jude, Nichtarier* oder *Rasse*. Dafür gibt es einen ge-

---

[40] Der Leipziger Rektor formulierte: *„Ich gelobe hiermit erneut* [...]" (AG, 4). Das „Gelöbnis" der DDR-Kinder anlässlich der Jugendweihe wiederholte viermal ein rituelles: *„Ja, das geloben wir!"* (undatiertes Formular des Zentralen Ausschusses für Jugendweihe, ca. 1983).
[41] Hellmann 1992. 3 Bde.
[42] Vgl. Schmidt ²2000, 2016–2037.

radezu inflationären Gebrauch von Attribuierungen mit *deutsch*. Die Erklärung ist wohl, dass das Konnotationspotential von *deutsch* in den Köpfen der NS-Redner die Negierung alles dessen einschloss, was die NS-Ideologie inzwischen als „nichtdeutsch" anfeindete: Im Mund von Vertretern des Nationalsozialismus vermittelte das Adjektiv *deutsch* seinen Zuhörern ein Programm, das zumindest dem Stand der in Kraft getretenen Verordnungen gegen das „Nichtdeutsche" entsprach. Das auch offen zu benennen vertrug sich wohl nicht mit der Feierstundenrhetorik.

Wie die verschiedenen Reden im Oktober 1934 auf die Leipziger Zuhörer gewirkt haben, wissen wir nicht. Für alle Zuhörer, nicht nur für die, die es gewohnt waren, zwischen den Zeilen eines Textes zu lesen und zwischen den Sätzen einer Rede zu denken, traten zum gehörten Wortlaut zusätzliche Signale.[43] Auf der Seite der bekennenden Nationalsozialisten, der Vertreter der „Bewegung", die als Kostümierung nach Möglichkeit wohl die Uniform gewählt hatten, werden das vor allem eine „zackige" Haltung und eine hyperenergische, aufrüttelnde und Andersdenkenden nach Möglichkeit Furcht einflößende Redeweise gewesen sein (nach dem von vielen Nazis nachgeahmten rhetorischen Vorbild ihres Führers). Diese Mittel lassen sich anhand der Texte zwar vermuten, aber nicht mit Textelementen beschreiben. Wie gesagt, über die unmittelbare Wirkung der Reden ist uns nichts bekannt. Aber kritische DDR-Bürger erinnern sich an zahlreiche Redeanlässe (nicht aus zwölf, sondern aus vierzig Jahren), bei denen sich die Vortragenden in ähnlich differenzierter Weise geäußert haben. Auch in diesem deutschen Staat wurde ein Spektrum des Sprachgebrauchs praktiziert, das sich von der vollkommen überzeugten (oder sich vollkommen überzeugt gebenden) Übernahme der offiziellen Sprache des Regimes und seiner (laut Verfassung von 1968) führenden Staatspartei über das bedenkenlose, gewohnheitsmäßige, anbiedernde oder ängstliche Nachplappern der gern gehörten Bekenntnisformeln bis zu bewusster Vermeidung von Gesinnungsfloskeln und ihrer mehr oder weniger verdeckten Infragestellung erstreckte. Und jeder urteilsfähige Hörer wird noch wissen, dass gerade vor wissenschaftlichen Auditorien die Redner, die das Wagnis der Ignorierung, der Konterkarierung oder der Verletzung offizieller Sprachregelungen eingingen, ihr Publikum am tiefsten bewegten und am stärksten beeinflussten. Diese Wirkung erreichten im Leipziger Oktober des Jahres 1934 vermutlich der Wissenschaftler Ludwig Weickmann und ganz sicher der Kommunalpolitiker Carl Goerdeler.

---

[43] Für systemkritische Texte, die wesentliche Aussagen nur verhüllt preisgeben, und für systemtreue Texte, die erkennbare Unwahrheiten enthalten, gelten die interessanten Folgerungen aus der Verletzung der Grice'schen Prinzipien, vgl. von Polenz [2]1988, 307f.

Knapp elf Jahre danach hat Goerdeler seine Konsequenz im Denken und Handeln mit dem Leben bezahlt.

Literatur

Akademische Reden gehalten am 31. Oktober 1934 in der Aula der Universität Leipzig aus Anlass des 525. Jahrestages ihrer Gründung. Leipzig: A. Edelmann, Universitäts-Buchdrucker o.J. (wohl 1934).

BERNER, Elisabeth [9]2004: Sprache in der Zeit des Nationalsozialismus. In: SCHMIDT, Wilhelm: Geschichte der deutschen Sprache. Erarbeitet unter der Leitung von Helmut LANGNER und Norbert Richard WOLF. Stuttgart, 154–157.

EHLICH, Konrad (Hg.) 1989: Sprache im Faschismus. Frankfurt a.M.

GOERDELER, Carl Friedrich 2003: Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Sabine GILLMANN und Hans MOMMSEN. München. 2 Bde.

HEIDEGGER, Martin 1983a: Das Rektorat 1933/34. Tatsachen und Gedanken. In: Ders.: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität. Hrsg. von Hermann HEIDEGGER. Frankfurt a.M., 21–43.

Ders. 1983b: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität. Hrsg. von Hermann HEIDEGGER. Frankfurt a.M.

HELLMANN, Manfred W. 1992: Wörter und Wortgebrauch in Ost und West. Tübingen. 3 Bde.

JÜNGER, Ernst 2001: Politische Publizistik 1919 bis 1933. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Sven Olaf BERGGÖTZ. Stuttgart.

KINNE, Michael / SCHWITALLA, Johannes 1994: Sprache im Nationalsozialismus. Heidelberg.

KLEMPERER, Victor [3]1957: LTI. Notizbuch eines Philologen. Halle.

Ders. 1995: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941. Hrsg. von Walter NOWOJSKI unter Mitarbeit von Hadwig KLEMPERER. Berlin.

Ders. 1999: So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1949. Hrsg. von Walter NOWOJSKI unter Mitarbeit von Christian LÖSER. Berlin.

MAAS, Utz 1984: „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand". Sprache im Nationalsozialismus. Opladen.

Ders. [2]2000: Sprache in der Zeit des Nationalsozialismus. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hgg.):

Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Tbd. 2. Berlin / New York, 1980–1990.

MÜLLER, Kurt 1919: Für die Jugend, die aus Notwendigkeit, aus Liebe handelt, mit heißer Sehnsucht nach Schönheit, Kraft und Freiheit, die der Wahrheit alles opfert, ohne zu fragen, wohin es sie führt. In: Wandervogel. Monatsschrift für deutsches Jugendwandern. Jg. 14, H. 8/9, 244f.

POLENZ, Peter von [2]1988: Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin / New York.

Ders. 1999: Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York.

SCHMIDT, Hartmut [2]2000: Entwicklung und Formen des offiziellen Sprachgebrauchs der ehemaligen DDR. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Tbd. 2. Berlin/New York, 2016–2037.

SCHMITZ-BERNING, Cornelia 2000: Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin / New York.

WELZIG, Werner (Hg.) 1999: Wörterbuch der Redensarten zu der von Karl Kraus 1899 bis 1936 herausgegebenen Zeitschrift „Die Fackel“. Wien.

Jürgen Trabant

Welche Sprache für Europa?

1 Die Sprache der Welt in Europa

Im Zusammenhang mit den aktuellen politischen Transformationen in Europa wird manchmal auch die Frage nach der Sprache, die *questione della lingua*, gestellt. Der folgende Versuch einer Antwort sei dem Freund gewidmet, dessen wissenschaftliches Werk ja ganz wesentlich jenem Dreieck von Sprache, Politik und Sprachreflexion gewidmet ist, das diese Frage aufruft. Sie wird zumeist in der einfachen Form „Welche Sprache für Europa?" gestellt, die sich ganz harmlos anhört, die aber in dieser harmlosen Verkleidung erhebliche Probleme enthält.

Erstens: Was heißt „Europa"? Das geographische Europa von Island bis zum Ural ist vermutlich nicht gemeint. Das kulturelle Europa? Eine heikle Sache, über die man nicht gern spricht, jedenfalls Politiker nicht! Orientiert ist die Frage zumeist an der EU. Aber sind mit „Europa" die Institutionen in Brüssel und Straßburg gemeint? Ist das Europa der internationalen wissenschaftlichen und technischen Diskurse gemeint, der Geschäftsverkehr oder die alltägliche Begegnung der Menschen in Europa?

Zweitens: Warum ist nur von einer Sprache die Rede? Natürlich glaubt jeder zunächst, daß wir in Europa eine Sprache brauchen, mit der wir uns über unsere vielen Sprachen hinaus verständigen können. Dennoch: Die Frage nach der Sprache im Singular hat etwas Drängendes, sie gibt die Lösung schon vor. Vielleicht aber liegt die Lösung gar nicht im Singular? (Die Frage, was „Sprache" denn heißen soll – gesprochen, geschrieben, Nähesprache, Distanzsprache, Konversationssprache, Amtssprache, Arbeitssprache, Literatursprache etc. – erwähne ich nur in Klammern.)

Drittens, und das ist vielleicht das Gravierendste: Die Frage tut so, als ob sie noch offen wäre. Die Frage ist natürlich längst beantwortet. Welche Sprache für Europa? Natürlich Englisch, globales Englisch, die Sprache der Welt oder, wie ich es nenne, Globalesisch. Globalesisch ist trotz aller französischen Eindämmungsversuche die Sprache der EU, zunehmend auch in den Korridoren und Büros in Brüssel und Straßburg. Es ist die internationale Sprache von Wissenschaft, Technik und Business. Es ist die Sprache, die Europäer miteinander sprechen, wenn sie sich im Alltag begegnen. Selbst in Paris kann man als Däne, Ita-

liener oder Deutscher kaum mehr einen Kaffee anders als auf Englisch bestellen, mit Touristen spricht man dort nicht mehr französisch, sondern globalesisch.

Die Frage ist also nicht, welche, sondern nur noch, wieviel wir von dieser einen Sprache in Europa brauchen. Meine vorläufige Antwort auf diese Frage wäre: so viel wie nötig, aber auch nicht mehr. Warum meine Reserve? Warum finde ich dieses globalesische Englisch problematisch als Sprache für Europa, wo doch bei den deutschen Bankvorständen, großen Firmen, Universitätspräsidenten, Schools of Governance und sonstigen globalen Spielern jubelnde Begeisterung herrscht und in den entsprechenden Instituten entweder schon längst Globalesisch gesprochen und geschrieben wird oder aber die Einführung dieser Sprache massiv vorangetrieben wird. Es ist nicht meine Eigenschaft als Romanist, die hier gleichsam einen berufsmäßigen Vorbehalt gegenüber dem Englischen erzeugt. Englisch ist natürlich eine schöne – und sowieso halbromanische – Sprache. Ich habe eine enge Beziehung zu dieser Sprache, sie war die erste Fremdsprache, die ich mit Begeisterung gelernt habe, sie war meine erste Begegnung mit der fremdsprachigen Welt (der ich dann mein ganzes Leben gewidmet habe). Ich habe auch ziemlich lange in Amerika gelebt, das ich als ein wunderbares Land kennengelernt habe. Die Antiamerikanismus-Keule schwingt man über mir vergebens. Ich habe allerdings auch lange Zeit in Frankreich, in Italien, in Ungarn gelebt, der Ausdruck „Fremdsprache" ist also für mich nicht automatisch, wie das jetzt im Deutschen der Fall ist, identisch mit „Englisch". Die Reserve gegenüber dem globalen Englisch hat andere Gründe, die ich im folgenden skizzieren möchte.

Erstens: Das Englische ist als globale Sprache keine europäische Sprache. Es bringt für Europa nicht das, was Sprachen sonst für ihre Sprecher bringen, nämlich Identität. Das Deutsche ist – oder besser: war – durchaus ein Identitätszeichen für eine Kultur-Landschaft, für einen Sprachraum, für eine Sprachgemeinschaft.[1] Das Französische ist ohne jeden Zweifel ein Symbol für die Identität der Franzosen. Die Franzosen „erkennen sich", wie man sagt, durchaus in ihrer Sprache als Franzosen. Das globalesische Englisch aber bringt nichts für eine europäische Identität. Es geht ja ausdrücklich über Europa hinaus, es ist die Sprache der Welt, nicht die Sprache Europas. Eine eigene gemeinsame Sprache wäre aber kein schlechter identitärer Kitt für die europäische Gemeinschaft.

Zweiter, vielleicht gravierenderer Einwand: Das Englische ist die Muttersprache der Bevölkerung eines großen (und eines kleineren) Landes in diesem

[1] Um die schwierige Gewinnung der Identität der deutschen Sprachnation geht es in Joachim Gessingers „Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts", deren letztes Kapitel „Sprache als einheitsstiftendes Symbol. Sprache und Nation" heißt, vgl. Gessinger 1980, 149ff.

Europa, und dies verschafft denen, die Englisch als Muttersprache haben, ein ausgesprochen ungerechtes Privileg. Es ist ein Privileg, das in seiner Ungerechtigkeit durchaus mit dem Adelsprivileg vor der Französischen Revolution vergleichbar ist. Man wird, wie in den Adel, in diese Sprache hineingeboren und in ihr sozialisiert, man besitzt diese Sprache ohne jegliches Verdienst. Die von Joachim Gessinger einmal gestellte Frage „Wem gehört die Sprache?"[2] wird hier von der gesellschaftlichen Praxis ganz eindeutig und brutal beantwortet: den englischen Muttersprachlern. Sie haben durch diesen Besitz unglaubliche Vorteile (zugegebenermaßen oft verbunden mit dem Nachteil einer sich zunehmend verschärfenden Einsprachigkeit – ein intellektuelles Problem mit erheblichen Konsequenzen). Die Bevorzugung anglophoner Muttersprachler auf dem europäischen Arbeitsmarkt ist manifest. Nicht-anglophone Wissenschaftler erleben die ungerechte Privilegierung anglophoner Muttersprachler in internationalen Situationen, auf Kongressen, bei der Publikation von Artikeln und Büchern.

Dritter Nachteil: Dieses globalesische Englisch ist ein „Sprachenkiller", und zwar in mehrfacher Hinsicht. Erstens verhindert es den Erwerb anderer Fremdsprachen. Das ist eine absurde Entwicklung in Europa: Die Europäer vereinigen sich und lernen immer weniger europäische Sprachen. Dramatisch ist z.B. die Situation des Deutschunterrichts in Frankreich, der sich dort in den letzten Jahren gleichsam aufgelöst hat. Das ist eine Folge des Vordringens des Englischen, das als internationale Kommunikationssprache – auch in Deutschland – völlig ausreicht. Und auch in Deutschland wird es immer schwieriger, Schüler zum Erlernen anderer Sprachen als des Englischen zu animieren. Das „Europäische Jahr der Sprache", das die EU auf Vorschlag des Europarates vor ein paar Jahren veranstaltet hat, reagierte auf diese Entwicklung, aber anhalten konnte es sie nicht wirklich.[3] Das mächtige globale Englisch ist des weiteren insofern ein Sprachenkiller, als es die anderen Sprachen in ihrem Inneren bedroht. Allerdings ist das Problem der Anglizismen und des englischen Einflusses, das die Leidenschaften der Sprachpuristen erregt, nicht überall in Europa ein gleich großes Problem. Es ist allerdings ein Problem des Deutschen. Kaum eine Sprache wird derzeit so mit englischen Wörtern vollgeschüttet wie das Deutsche, von Werbeagenturen, Politikern, flotten Wissenschaftlern und Journalisten, also von den Sprechern, die das Sagen haben und die ganz offensichtlich diese Sprache hassen oder zumindest verachten (anders kann man sich das nicht erklären). Drittens – und vor allem – ist das Globalesische ein Sprachenkiller, weil es die Gebrauchsdomänen der alten europäischen Sprachen reduziert: Bestimmte Dis-

[2] Vgl. Gessinger (Hg.) 1986.
[3] Vgl. BMBF (Hg.) 2002, Trabant 2002b, Jostes 2002.

kursdomänen werden nicht mehr in den Nationalsprachen, sondern nur noch auf Englisch sprachlich bewältigt. Z.B. werden die Wissenschaften zunehmend nicht mehr auf Französisch, Spanisch, Italienisch, Deutsch betrieben, sondern nur noch auf Englisch. Gerade die prestigereichen Domänen des Sprechens werden aus den Nationalsprachen eliminiert. Damit sinkt das, was die Linguistik den Status einer Sprache nennt, es sinkt das Ansehen dieser Sprachen, und es reduziert sich das, was die Linguistik den Ausbau einer Sprache nennt. Es verschwindet die Möglichkeit, auf Deutsch, Französisch oder Italienisch über Biologie, Physik und Wirtschaft zu sprechen, diese Felder der Rede fallen zunehmend aus diesen Sprachen heraus. Wir nähern uns einer diglossischen Situation, die folgendermaßen aussieht: Die oberen, prestigereichen Diskurse (Wissenschaft, Technik, Business, internationale Politik etc.) bespricht man im globalen Englisch, und für die alltäglichen, „unteren" Diskurse bleiben die Nationalsprachen bzw. die Volkssprachen.[4] Diese bekommen damit zunehmend den Status, den früher die Dialekte und Regionalsprachen hatten: Alltagskommunikation, mündliche Kommunikation, lokale Kommunikation. Im Grunde konkurrieren die Nationalsprachen heute mit den Dialekten, gegen die sie kaum eine Chance haben. Dort, wo die Dialekte noch lebendig sind, haben die Nationalsprachen nämlich eine schwächere Position als diese, die sich als wirkliche „Muttersprachen" viel besser halten. Das Verschwinden der deutschen Standardsprache in der Schweiz ist ja z.B. jetzt schon abzusehen, weil dort, wo früher „Schriftdeutsch" war, jetzt zunehmend Englisch ist. Letztlich killt also das Globalesische die europäischen Nationalsprachen. Die Diskursdomänen der Dialekte und Regionalsprachen sind vom Globalesischen nicht betroffen. Die Nationalsprachen werden zwischen Dialekt und Globalsprache aufgerieben.

2 Die Sprache Europas

Soweit die Aufzählung der Probleme, die ich mit der Frage „Welche Sprache für Europa?" habe. Wenn die Frage „Welche Sprache für Europa?" wirklich noch offen wäre, dann wäre meine Antwort: „natürlich Latein!" Das Lateinische ist wie das Englische eine schöne Sprache, mit der man alles sagen kann. Man kann auf Lateinisch nicht nur über Theologie und über Philosophie sprechen, sondern auch über Physik und Geschichte sowie über Kühlschränke, Computertechnik, Business usw., und man kann auch fragen, wie man zum Flughafen kommt. Der

[4] Mit dem Ausdruck „Nationalsprache" bezeichne ich die in der Neuzeit entwickelten Standardsprachen der europäischen Sprachgemeinschaften (die nicht unbedingt mit Staaten koinzidieren müssen), mit „Volkssprache" hebe ich den (niedrigeren) Vulgare-Status einer Sprache gegenüber einer hohen Elite-Sprache hervor.

Vatikan hat diese Sprache, die man immer nur mit der alten Welt und der Kirche verbindet, nämlich lebendig und modern gehalten und kontinuierlich neue lateinische Wörter für neue Lebenswirklichkeiten generiert. Das Lateinische ist eine voll ausgebaute Sprache, die für die europäischen internationalen Zwecke durchaus geeignet wäre. Es hätte gegenüber dem englischen Globalesisch zwei Vorteile.

Erstens wäre es wirklich eine europäische Sprache. Es repräsentiert und trägt die europäische Identität. Es ist die Sprache des alten Europa und übrigens auch dessen, was in böser politischer Absicht das „neue Europa" genannt wurde. Denn diese Sprache ist die Sprache Roms gewesen, und „Rom" – das Imperium, das Recht, die Kirche, die Universität – war als Erbin Athens und Jerusalems jahrhundertelang Europa. Ein sinnvoller kultureller Begriff von Europa bezieht sich auf „Rom", in dem Athen und Jerusalem aufgehoben sind, wie Rémi Brague 1992 in seinem großartigen Buch über Europa gezeigt hat: *Europe, la voie romaine*. Europas Kultur und Identität ist der „römische Weg". Und die Sprache, die diese Kultur getragen hat, war das Lateinische. In dieser Sprache ist ein großer Teil des europäischen Gedächtnisses aufbewahrt. Das Lateinische ist das Fundament europäischer Geistigkeit, womit ich nicht nur die antike Literatur – Cicero, Vergil, Horaz – meine, sondern ebensosehr die christliche Tradition von Augustinus bis zu den modernen europäischen Texten in Wissenschaft, Recht und Philosophie bis ins 18. Jahrhundert. Kant hat ebenso wie Giambattista Vico in Italien im 18. Jahrhundert seine ersten Werke noch lateinisch geschrieben, bis beide dann in die jeweiligen Nationalsprachen übergegangen sind. „Europäische Identität", wenn man sie denn in einer Sprache situieren möchte, hätte im Lateinischen einen sprachlichen Ort.

Der zweite, immense Vorteil wäre, daß das Lateinische niemandes Muttersprache ist. Niemand hätte ein Privileg, alle müßten diese Sprache als Zweitsprache erwerben. Das Lateinische ist ungefähr seit dem 9. bis 10. Jahrhundert niemandes Muttersprache mehr. Seitdem haben sich die romanischen Sprachen so sehr vom Lateinischen entfernt, daß auch in den romanischen Ländern das Lateinische eine Sprache ist, die man in der Schule lernen muß und nicht mehr die „natürliche" Erstsprache der alltäglichen Umgebung, die „Muttersprache". Die berühmte späte Ausnahme ist Montaigne im 16. Jahrhundert. Er hatte einen deutschen Erzieher, der ihn lateinisch sozialisierte, so daß tatsächlich das Lateinische seine „Muttersprache" war. Da das Lateinische heute aber niemandes Muttersprache mehr ist und von allen als Zweitsprache erworben werden müßte, hätten wir eine gerechte Diglossie. Oben, d.h. für die wichtigen Diskurse, für die Wissenschaft, die internationalen Beziehungen, für die Geschäfte, Latein und

unten, d.h. für den Alltag und für die Dichtung, die Volkssprachen. Wie im Mittelalter.

An dieser historischen Diglossie, an dieser Zweisprachigkeit des ganz alten Europa kann man allerdings auch die Gefahren aufzeigen, in die wir uns auch mit dem Lateinischen als der einen Sprache Europas begeben würden. Die Gefahren gelten für das Lateinische genauso wie für das Englische. Auch das Lateinische wäre – und war – ein „Sprachenkiller": Erstens hat man im Mittelalter zwar Lateinisch als „obere" Sprache gelernt, aber kaum jemand ist bis ins 16. Jahrhundert hinein auf die Idee gekommen, irgendeine andere Sprachen zu lernen (die vermeintlichen Ausnahmen – Französisch für die Dichtung, Niederdeutsch für die Hanse – bestätigen die Regel der Exklusivität der „wichtigen" Sprache). Zweitens hat natürlich auch das Lateinische die Volkssprachen stark beeinflußt. Das Deutsche z.B. ist eine zutiefst latinisierte Sprache. Ohne das Lateinische kann man sich das Deutsche eigentlich gar nicht erklären. Von dieser historischen symbiotischen Bereicherung her müßte vielleicht auch die von mir oben beklagte massive Beeinflussung des Deutschen durch das Englische anders bewertet werden. Doch das sei einmal dahingestellt. Drittens würden auch mit dem Latein als Hoch-Sprache Europas die Nationalsprachen wieder zu Sprachen reduziert, deren Ausbau zurückgenommen, deren Status niedriger und deren Reichweite geringer wäre als bisher, ja deren Existenz in der Konkurrenz mit den Dialekten und Regionalsprachen sogar gefährdet wäre. Wir hätten wieder die mittelalterliche Trennung in Wissende und Unwissende, in Oben und Unten, oben Latein und unten die Volkssprachen. Dies war ja die Sprachsituation Europas bis ins 16. Jahrhundert.

3 Europas Abschied von seiner Sprache

Aber: Weil sie unerträglich war, hat Europa diese Diglossie aufgegeben in einem Prozeß der sprachlichen Emanzipation, der im 16. Jahrhundert begann und etwa im 19. Jahrhundert vollendet war. Die Aufgabe des Lateinischen war ein großer kultureller und politischer Fortschritt, der die angedeuteten, mit der Diglossie zusammenhängenden Trennungen aufgehoben hat. Europas Abschied von der alten Sprache Europas impliziert eine ganze Serie von Befreiungen: Die Aufgabe des Lateinischen war eine politische Befreiung. Der französische König hatte z.B. im 16. Jahrhundert dekretiert, daß in Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Königreichs das Französische verwendet werden mußte, weil er wollte, daß das Volk etwas versteht, d.h. daß das Volk an Verwaltung und Rechtssprechung teilnimmt. Die Maßnahme geschah zwar im Rahmen einer Monarchie,

war aber durchaus „demokratisch", sofern sie auf die Partizipation der Bürger zielte. Die Aufgabe des Latein hing massiv mit der Emanzipation und dem Aufstieg des Bürgertums zusammen. Das Klassensystem des Mittelalters – Kirche, Ritter, Bauern – wurde erschüttert, das Bürgertum wurde die bestimmende ökonomische Klasse, die zunächst auch die neu entstehenden Nationalstaaten und deren Sprachen als ihren Aktionsraum betrachtete.[5] Die religiöse Befreiung, die Reformation, ist ohne Abschied vom Lateinischen nicht zu denken. Sie hat in Deutschland das Deutsche, in Frankreich das Französische als ihr sprachliches Medium benutzt bzw. diese Sprachen als Medien für den gesamten Sprachraum auch erst geschaffen. Religiöse Befreiung bedeutet hinsichtlich der Sprache: Zwischen mir und Gott steht kein Priester mehr, der in einer fremden Sprache – Lateinisch – vermittelt. Ich spreche selbst mit meinem Gott, in meiner Sprache. Damit geht eine weitere intellektuelle Befreiung einher, die das Lateinische hinter sich läßt: Die Nichtwissenden, die „Laien" (und Frauen), die durch die lateinische Sprachbarriere am Wissen gehindert wurden, wollen es wissen, und sie wollen, daß ihnen das Wissen in ihrer Sprache zur Verfügung gestellt wird. Und schließlich: Es entsteht ein neuer Typ von Wissenschaft, eine Wissenschaft, die etwas mit den Händen macht, die experimentiert. Die Wissenschaftler im Mittelalter haben im wesentlichen Bücher gelesen, sie haben das Wissen aus den lateinischen Büchern geschöpft. Sie haben nicht gehandelt, nicht wie Galilei den Apfel in die Hand genommen und fallen lassen. Die neuen Wissenschaftler sind Handelnde, die sich – wie Galilei – ganz bewußt vom Lateinischen abwenden, weil sie die Sprache derer sprechen wollen, die im Leben stehen und im Handeln Neues schaffen und denken.

Die mittelalterliche Diglossie, oben Latein und unten Volkssprachen, verschwindet also seit dem 16. Jahrhundert, und die Volkssprachen übernehmen die Aufgaben der hohen Diskurse. In der Verwaltung, in der Kirche, in den Wissenschaften werden Volkssprachen verwendet (gedichtet wurde sowieso eher in der Volkssprache als auf Latein). Die prestigereichen Diskursdomänen des Lateinischen werden von den Nationalsprachen erobert, die ausgebaut werden und ihren Status beträchtlich erhöhen. Das Lateinische verzieht sich in immer kleinere internationale Bereiche: z.B. in die katholische Kirche oder, bis ins 18. Jahrhundert, in die Diplomatie, bis dann das Französische diese Funktion für eine gewisse Zeit übernimmt.

---

[5] Mit welchen besonderen Schwierigkeiten das Bürgertum in Deutschland dabei noch im 18. Jahrhundert zu kämpfen hatte, zeigt Gessinger 1980, vor allem im Teil I.

4 Europa in vielen Sprachen

Resultat dieser Emanzipationsprozesse ist das vielsprachige Europa. Vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, d.h. bis zu der von Deutschland eingeleiteten Selbstzerstörung Europas, wächst die moderne Sprachkonstellation des Kontinents: Europa ist ein vielsprachiger Raum. Europas Kultur, diese alte lateinische Kultur – Rom, Athen, Jerusalem –, ist nun in den vielen Sprachen aufgehoben. Europa hat aber die Beziehungen zu Rom und zum Lateinischen nicht einfach gekappt, sondern es hat die lateinische Kultur in den verschiedenen Sprachen weitergeschrieben (und seine Kinder haben ja auch bis vor kurzem noch Latein gelernt). Es gibt also durchaus weiterhin eine europäische Kultur, *la voie romaine*, aber sie ist vielsprachig. Die entscheidende Erfahrung der Europäer ist: Unsere Volks- oder Nationalsprachen sind alle genauso gut wie die alte Sprache Latein.

Selbst das Internationale ist im modernen Europa vielsprachig. Das Französische war gewiß für zwei Jahrhunderte die Sprache der Diplomatie. Aber die Europäer sprachen nicht in allen internationalen Domänen französisch. Die Naturwissenschaften sind Ende des 19. Jahrhundert vielleicht dreisprachig, sie finden international auf Englisch, Deutsch und Französisch statt. Auch die internationalen Geschäfte werden auf Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch usw. und nicht nur in einer Sprache betrieben. Latein bleibt natürlich die Sprache der katholischen Kirche. Die europäischen Eliten sind also vielsprachige Eliten bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts: Latein konnten sie alle, viele auch ein bißchen Griechisch. Ein deutscher Geschäftsmann mußte aber auch Französisch und Englisch können, ein Physiker zumindest Englisch, ein Mathematiker Französisch. Sogar gebildete Engländer konnten eine fremde Sprache, zumeist Französisch. Und die Eliten der sogenannten „kleinen" Völker Europas waren bewundernswert vielsprachig. Ein gebildeter Ungar konnte neben dem Ungarischen auch Lateinisch, Deutsch, Französisch, Englisch (heute reicht ihm Englisch, wo ist der Fortschritt?).

Mit der Erfahrung des Wertes der eigenen Sprache und der gelebten Vielsprachigkeit der europäischen Eliten ändert sich in Europa auch die Konzeption von Sprache, zunächst in der gelehrten Sprachreflexion, dann aber auch im Bewußtsein der Europäer: Die Sprachkonzeption des alten Europa war klassisch von Aristoteles formuliert und von der lateinischen Schultradition jahrhundertelang weitergetragen worden: Im Anschluß an „De interpretatione" von Aristoteles hat man in der alten Welt bezüglich der Sprache Folgendes gedacht: Die Menschen denken – ohne Sprache – universell die gleichen Gedanken. Wenn sie das Gedachte anderen mitteilen wollen, bezeichnen sie die Gedanken mit Lauten

und richten diese mit ihrer Stimme an die anderen. Es ist im Grunde gleichgültig, ob ich das auf Griechisch, Lateinisch oder Germanisch tue: Die Gedanken bleiben gleich, nur die Laute sind verschieden von Sprache zu Sprache. Sprachen sind für das alte Europa also im wesentlichen Ensembles von Lauten, mittels derer kommuniziert wird.

Durch die Erfahrung der Vielsprachigkeit Europas und durch die Erfahrung der Vielsprachigkeit der Welt, vor allem durch die Begegnung Europas mit dem indianischen Amerika, d.h. durch das Sprechen und Schreiben in den vielen eigenen Sprachen und durch die Begegnung mit vielen radikal verschiedenen anderen Sprachen hat man gemerkt, daß es so nicht ist, wie Aristoteles und das alte Europa meinten. Vor allem hat man bei sich verschärfenden Kommunikationsproblemen zwischen den Sprachen bemerkt, daß die Menschen durchaus nicht dasselbe denken, sondern daß an den Lauten schon verschiedene Gedanken „kleben" (wie Herder sagt), daß die Sprachen in gewisser Weise durchaus schon die Gedanken formen. Das Denken der Menschen ist überhaupt nicht überall dasselbe, jedenfalls nicht auf der Ebene der Sprachen. Die Sprachen sind nicht nur materiell, sondern eben auch semantisch verschieden, „Weltansichten", wie Wilhelm von Humboldt schreibt: „Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst" (Humboldt 1903–36, IV, 27). Mit ihrem Aufstieg in die Diskurswelten des Lateinischen erobern die Nationalsprachen einen Raum, der ihnen politischen, gesellschaftlichen, „nationalen" Rang verschafft. Mit der Einsicht in ihre semantische Besonderheit gewinnen sie eine kognitive Tiefe, die sie als bedeutende kulturelle Schöpfungen, als Symbole der jeweiligen Kultur und damit auch als wertvolle Gegenstände wissenschaftlichen Nachdenkens erscheinen lassen.

5 Rückkehr zum Mittelalter

Wenn wir heute wieder zur mittelalterlichen Diglossie zurückkehren – oben die (fremde) Hochsprache Globalesisch, unten die Volkssprachen – so werden natürlich die Emanzipationsgewinne wieder kassiert. Die politischen, geistigen und gesellschaftlichen Trennungen (nicht die religiösen, die spielen keine Rolle mehr) werden in neuer Form restauriert (woran auch die vorläufig nur halb und langsam gelingende Total-Anglisierung ganzer Völker nichts ändert). Der Ausbau der Sprachen wird zurückgenommen (das zeigt sich jetzt schon ganz massiv, wo über allerneueste wissenschaftliche, technische und gesellschaftliche Entwicklungen nicht mehr in den Nationalsprachen, jedenfalls nicht mehr auf

Deutsch, gesprochen werden kann).[6] Die „großen" Sprachen gleichen sich den sogenannten kleinen Sprachen an, über denen schon immer eine oder mehrere andere Fremdsprachen für die hohen Diskurse schwebte (daher sind die Mitglieder der „kleinen" Sprachgemeinschaften auch die Gewinner auf der globalen Szene: Weil sie schon immer da waren, sind Dänen, Holländer und Schweden im globalen Wettbewerb längst schon dort, wo die Deutschen, Italiener und Franzosen erst noch hinwollen). Daß auch die Kultur – Film, Literatur und Musik – sich zunehmend nur noch in der Großen Globalen Sprache ausdrückt und immer massiver in Europa dominiert, ist etwas Neues und verschärft sogar noch die Situation gegenüber dem Mittelalter, das eine starke volkssprachliche Kultur kannte. Die Entwertung der volkssprachlichen Kultur vertieft den Abgrund zwischen Wissenden und Nichtwissenden, zwischen Cool und Uncool, zwischen Weltgewandt und Doof. Es gibt solche, die können das Globalesische gut und nehmen an der dominanten Kultur teil, und es gibt solche, die können es nicht oder nicht gut: die *losers*. Ohne Zweifel ist die globalesische Restauration ein Moment der sich verschärfenden gesellschaftlichen Gegensätze. Die *questione della lingua* ist – heute vielleicht noch mehr als im Cinquecento – nicht nur eine sprachliche Frage, sondern sie ist zutiefst verwickelt in politische und soziale Prozesse.[7]

Oben Englisch, unten die anderen, niedrigeren Sprachen. Der tiefgreifendste Unterschied zur mittelalterlichen Situation scheint mir der zu sein, daß wir wissen, was wir verlieren. Zu den erneuerten gesellschaftlichen Trennungen kommt ein unglückliches Bewußtsein hinzu. Aufgrund der historischen Erfahrung der Würde der eigenen Sprache und aufgrund des Bewußtseins der Existenz verschiedener sprachlicher „Weltansichten" wissen wir, daß es nicht gleichgültig ist, ob wir die eine oder die andere Sprache sprechen. Wir wissen, daß wir Abschied nehmen von einer fünfhundertjährigen Geschichte, daß wir Europa aufgeben.

6 Was soll Europa tun?

Europa soll vor allem nicht das tun, was Deutschland tut. Es soll erstens nicht die eigene Sprache vollmüllen mit globalesischen Werbesprüchen, mit überflüssigen und snobistischen Entlehnungen, weil das vermeintlich cool ist. Die Übertreibung der coolness ist nämlich überhaupt nicht cool, sondern Zeichen einer

[6] Genau hiergegen versucht man in Frankreich mit der Generierung französischer Wörter zur Bezeichnung dieser neuesten Gegenstände anzukämpfen. Zur französischen Sprachpolitik vgl. Trabant 2002c, Kap. 4.
[7] Vgl. Trabant 2001.

ziemlich uncoolen Haltung, der Affektiertheit, der „affettazione", wie das der große europäische Lifestyle-Theoretiker des 16. Jahrhunderts Castiglione nannte. Castiglione, der den Typ des coolen jungen Mannes als kulturelles Modell Europas geschaffen hat, nannte die snobistische Übertreibung der fremdsprachigen Entlehnungen ein „vicio odiosissimo", eine besonders verächtliche Verletzung des Modells des modernen Europäers.[8]

Auch sollte Europa nicht den zweiten Fehler Deutschlands wiederholen: Es sollte nicht in vorauseilender Beflissenheit dem Globalesischen dort Sprach-Räume öffnen, wo es gar nicht nötig ist. In Schulen, deren Direktoren sich besonders engagieren, die besonders modern sein wollen, werden jetzt in Deutschland z.B. Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaft auf Englisch unterrichtet. Diese Diskursdomänen können die jungen Deutschen, die diesen Immersionsunterricht genossen haben, dann zukünftig nicht mehr auf Deutsch besprechen. Vor allem für die Geschichte ist dies geradezu fatal. Globalesischer Geschichtsunterricht ist nicht nur fehlgeleiteter Kosmopolitismus, sondern auch eine sichere Methode, die eigene Geschichte als fremde zu erleben (die mich dann auch nichts mehr angeht), etwa nach dem Muster: „The German Prime Minister's name was the Führer. The Führer Adolf Hitler's office was called Reichskanzlei etc. etc." Es ist auch nicht nötig, daß unsere Universitäten zunehmend Curricula auf Englisch anbieten (als ob damit auch nur ein einziger Student von englischen oder amerikanischen Universitäten abgeworben werden könnte). Denn zur Einführung in die Wissenschaft ist es eigentlich ganz gut, wenn man die Leute da abholt, wo sie sind, d.h. (noch) in ihrer eigenen Sprache. Sicher ist es vernünftig, in manchen Graduiertenstudien oder zur Vorbereitung auf einen internationalen Kongress englisch zu sprechen. Daß eine neue School of Government in Berlin ihren Unterricht auf Englisch abwickelt, obwohl sie Führungskräfte für dieses Land ausbilden möchte, ist absurd und ein Zeichen erbärmlicher kultureller Schwäche. Die Gründe, warum vor allem die Deutschen so begierig aus ihrer Sprache auswandern, sind evident. Die Deutschen wollen heraus aus ihrer Nazisprache. Wenn wir diese Sprache nicht mehr sprechen, merkt niemand mehr, daß wir einmal diese Sprache gesprochen haben (die uns überall auf der Welt aus den Fernsehern entgegenbrüllt), wir sind entsühnt. Der Nationalsozialismus als Hintergrund ist sicher ein besonderes Motiv für die massive Übertreibung des Englischen in Deutschland, die hier zum Austritt aus der eigenen Sprache geworden ist. Dies ist nicht nur wieder einmal besonders deutsch, es ist auch uneuropäisch. Denn die anderen Völker Europas wollen ihre

[8] Castiglione 1528, 65. Vgl. Trabant 2002a.

Sprachen nicht aufgeben. Die merkwürdigen transnationalen Deutschen in ihrer Mitte sollten ihnen Sorgen machen.

Was also können wir Europäer tun, wenn wir nicht das tun, was die Deutschen tun? Welche Sprache für Europa? Nicht eine, sondern mindestens drei Sprachen für Europa.

Erstens. Europa ist eine Kultur in mehreren Sprachen. Alle Sprachen sind Erben des römischen Latein und des lateinischen Rom, das seinerseits Athen und Jerusalem beerbt hat. Daher bleibt es die erste sprachliche Pflicht der Europäer, die eigene Sprache zu fördern und zu pflegen, die diese europäische Kultur weitergetragen hat und immer noch trägt. Die erste Sprache für Europa ist die eigene. In Deutschland wäre das Deutsche zu pflegen und zu fördern. Man könnte daran denken, den Deutschunterricht zu verstärken, statt ihn zu schwächen. Der Deutschunterricht wird aber bei allen guten Absichten in den derzeitigen Post-PISA-Diskussionen schon konzeptuell im Kern geschwächt, wenn kluge Bildungsberater diesen Unterricht in der Sprache der Nation – der Terminus „Muttersprache" paßt ja wirklich nicht mehr – als einen Unterricht in der „Verkehrssprache" fassen.[9] Ich kann mir schlicht keinen Menschen vorstellen, der eine engere geistige und emotionale Bindung zu einer „Verkehrssprache" aufbaut. Er kann es – und soll es offensichtlich – auch nicht: Die „Verkehrssprache" wird als „rationale Sprache" völlig von „nichtrationalen Kommunikationstechniken" (damit sind die Künste gemeint!) getrennt und hat anscheinend keine ästhetisch-poetische, „nichtrationale" Dimension, die eine emotionale Bindung an die Sprache ermöglichen würde.[10]

Es wäre in diesem Zusammenhang auch wichtig, daß die Wissenschaften, die die Kultur erforschen und fortschreiben, die jeweilige Sprache, in unserem Fall das Deutsche, weiterverwenden. Daß die Naturwissenschaften Englisch sprechen und schreiben ist zwar für den Ausbau und den Status der Nationalsprache problematisch, wie ich angedeutet habe, andererseits aber ist es (vielleicht) für diese Wissenschaften insofern nicht besonders schlimm, als die Sprache bei diesen Tätigkeiten eine rein instrumentale und untergeordnete Rolle spielt. Aber in den Kulturwissenschaften, in denen die Produktion von Texten, die sprachliche Aktivität selbst das wissenschaftliche Tun ist, sollten wir die Sprache benutzen, die wir am besten können, und das ist – derzeit jedenfalls – immer noch das Deutsche.

Zweitens. Natürlich müssen alle Englisch können, das ist ganz klar, das brauchen wir zur internationalen Kommunikation, darüber braucht man gar nicht

[9] Baumert 2002, 108f.
[10] Baumert u.a. 2002, 178f.

zu sprechen. Globales Englisch ist eine kommunikative Kulturtechnik, ihr Erwerb sollte vielleicht auch nicht mehr „Fremdsprachenunterricht" heißen. Das Globalesische ermöglicht uns die Kommunikation mit allen Menschen der Welt, also auch mit den anderen Europäern. Allerdings könnte der Globalesischunterricht erheblich reduziert werden, eben auf den Erwerb von Kompetenzen in internationalen Kommunikationssituationen, d.h. neben den Alltagssituationen (Flughafen, Restaurant etc.) insbesondere wissenschaftliche, technische, kommerzielle, administrative. Die übertriebenen Lernziele des Globalesischunterrichts – quasimuttersprachliche Kompetenz – wären zu überdenken. In den oberen Klassen der Gymnasien, wo er ja inzwischen gleichsam zu einer Verdoppelung des Unterrichts in der Nationalsprache geworden ist, könnte die Zeit für Fremdsprachenunterricht genutzt werden.

Ich meine damit, drittens, daß man fremde Sprachen nicht nur zum effektiven Kommunizieren lernt – das machen wir ja schon mit dem Englischen –, sondern daß man sich eine andere europäische Sprache wirklich als einen Kulturgegenstand zu eigen macht, daß man eine fremde Sprache als einen Bildungsgegenstand erwirbt.[11] Das Problem des aktuellen Sprachenlernens in den Schulen ist doch, daß die weiteren Fremdsprachen mit demselben Lernziel angeboten werden wie das Englische: effektive internationale Kommunikation. Das ist aber ziemlich uninteressant, wenn man dieses Ziel sowieso auf Englisch erreichen kann. Daher sollte an ein ganz anderes Erlernen dieser dritten Sprache gedacht werden. Lernziel des Fremdsprachenunterrichts sollte nicht allein die sogenannte kommunikative Kompetenz sein, sondern das – durchaus auch kognitive – Kennenlernen der anderen Struktur der fremden Sprache, das Lesen bedeutender Texte und auch das Singen schöner Lieder. Hier könnte wieder das alte Latein ein Vorbild sein: Der klassische Lateinunterricht – wäre er jemals intelligent erteilt worden – hatte genau diese Aufgabe: Kennenlernen der Struktur des Lateinischen, Lesen wichtiger Texte in dieser Sprache, Kennenlernen der Kultur, die sich in dieser Sprache ausdrückte, kurz: Bildung. Das Ungarische, das Italienische, das Polnische sind genauso wertvolle Gegenstände sprachlicher Bildung wie das Lateinische und das Griechische (die man aber natürlich ebenfalls nicht aus dem europäischen Sprachcurriculum verbannen sollte).

Welche Sprache für Europa? Der Singular ist falsch. Es geht um mindestens drei Sprachen, von denen jede in verschiedener Hinsicht eine Sprache „für Europa" wäre: eine für die je eigene europäische Identität, eine fürs praktische internationale Kommunizieren (nicht nur) in Europa und (mindestens) eine für das Verständnis des europäischen Anderen.

[11] Vgl. Trabant 2002c, 255f. und Jostes (im Druck).

Literatur

BAUMERT, Jürgen 2002: Deutschland im internationalen Bildungsvergleich. In: KILLIUS, Nelson u.a. (Hgg.), 100–150.

Ders. / FRIED, Johannes / JOAS, Hans / MITTELSTRASS, Jürgen / SINGER, Wolf 2002: Manifest. In: KILLIUS, Nelson u.a. (Hgg.), 171–225.

BRAGUE, Rémi 1992: Europe, la voie romaine. Paris.

BUNDESMINISTERIUM FÜR BILDUNG UND FORSCHUNG (Hg.) 2002: Sprachen öffnen Türen. Das Europäische Jahr der Sprachen 2001. Bonn.

CASTIGLIONE, Baldassar (1528): Il Libro del Cortegiano. Hrsg. von Amedeo QUONDAM. Mailand [8]1999.

GESSINGER, Joachim 1980: Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Stuttgart.

Ders. (Hg.) 1986: Wem gehört die Sprache? Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 33. Hannover.

HUMBOLDT, Wilhelm von 1903–36: Gesammelte Schriften. 17 Bde. Hrsg. von Albert LEITZMANN u.a. Berlin.

JOSTES, Brigitte 2002: Anno 2001: Sprachenjahr und Sprachenfragen in Deutschland. In: MAAß, Christiane / SCHRADER, Sabine (Hgg.): 'Viele Sprachen lernen ... ein nothwendiges Uebel'? Chancen und Probleme der Mehrsprachigkeit. Leipzig, 53–73.

Dies. (im Druck): Die Sprachenpolitik des Europarats: Nähe und Distanz in der europäischen Mehrsprachigkeit. Erscheint in: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik.

KILLIUS, Nelson / KLUGE, Jürgen / REISCH, Linda (Hgg.) 2002: Die Zukunft der Bildung. Frankfurt a.M.

TRABANT, Jürgen 2001: Gloria oder grazia. Oder: Wonach die questione della lingua eigentlich fragt. In: Romanistisches Jahrbuch 51 (2000), 29–52.

Ders. 2002a: Über Ruhm, coolness, Wahrheit und andere Fragen der europäischen Sprachkultur. In: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 2001. Berlin, 163–181.

Ders. 2002b: Europa – sprachlos. In: BUNDESMINISTERIUM FÜR BILDUNG UND FORSCHUNG (Hg.). Bonn, 34–38.

Ders. 2002c: Der Gallische Herkules. Über Sprache und Politik in Frankreich und Deutschland. Tübingen / Basel.

Elisabeth Berner

„Im ersten Augenblick war es mir Deinetwegen leid". Theodor Fontane im Krisenjahr 1876

1 Einleitung

Als Theodor Fontane 1876 nach nur wenigen Wochen mit einem Eklat das Amt des Ersten Sekretärs der Akademie der Künste niederlegt, endet für den inzwischen 56-Jährigen ein Lebensabschnitt, den er selbst ungeachtet erster literarischer Erfolge als Befreiung aus Abhängigkeit und Demütigung in seinem fast lebenslangen Ringen um Selbstverwirklichung seiner persönlichen Lebensvorstellungen empfindet.

Wie schon einmal im Jahre 1870 entscheidet sich Fontane damit zum zweiten Mal gegen die öffentliche Meinung und vor allem gegen die Hoffnung seiner Frau, mit einer angesehenen Stellung in der bürgerlichen Bürokratie ein dauerhaftes und gesichertes Einkommen zu erhalten. Dies hätte dem aus hugenottischer Familie stammenden Literaten die endgültige Aufnahme in die bürgerliche Gesellschaft ermöglicht, eine Gesellschaft, in der mehr und mehr der Status des alten Adels und der Reichtum des neuen Kapitals miteinander konkurrieren. Das kulturelle Schaffen der neuen bürgerlichen Intelligenz trägt in diesen Auseinandersetzungen lediglich zur Belebung der Tischgespräche bei, ohne in gleichem Maße gesellschaftliche Anerkennung zu finden. Fontane hat unter dieser Tatsache permanent gelitten und so kann die Annahme der Stelle des Ersten Sekretärs sicher auch als Versuch gewertet werden, endlich seine Hoffnung erfüllt zu sehen, als gleichberechtigtes Mitglied dieser Gesellschaft akzeptiert zu werden. „Man würde mir die Stellung, die ich verlange, auch einräumen, wenn ich in einer ansehnlichen Lebensstellung wäre. So klingt das 'arme Luder' immer mit" (10.6.1878; EB 111), klagt er seiner Frau Emilie und entscheidet sich dennoch gegen die Beamtenlaufbahn und somit dafür, hinfort als freier Schriftsteller zu leben und damit das „freie Dasein" dem „Zwang und der wichtigtuerischen Langeweile der Alltagskarrieren" vorzuziehen.

Wenn er noch 20 Jahre später an Ernst Gründler (11.2.1896; FB 491) schreibt, dass es „eine sehr schwere Zeit" für ihn gewesen sei, lässt sich erahnen, wie stark dieses Ereignis den von familiärer Ruhe und äußerer Anerkennung so stark abhängigen Mann bewegt haben mag.

Auch wenn Fontane selbst stets ungebrochen von seinem Talent überzeugt ist, kann er doch keineswegs sicher sein, dass dieser Schritt der Anfang einer beispiellosen literarischen Alterskarriere sein wird, die ihn zu einem der bedeutendsten deutschen Romanciers des 19. Jh. machen wird. Rückblickend wird er das Jahr 1876 zu dem Jahr erklären, in dem er ein wirklicher Schriftsteller wurde. Denn trotz schlechten Gewissens gibt ihm sein Erfolg Recht. Enorme Willenskraft und unternehmerischer Geist ermöglichen Fontane ein ungeheures Arbeitspensum und verschaffen ihm mit seinem literarischen Werk die langersehnte späte Anerkennung.

Die Härte gegen sich selbst und seine Familie, mit der er seine Entscheidung verwirklicht, macht neugierig auf die persönlichen Zwänge, die Fontane zu diesem Schritt veranlassten. Sie macht die Sprachhistorikerin aber auch neugierig auf die kommunikativen Strategien, die er unterschiedlichen Partnern gegenüber verwendet. Und nicht zuletzt lässt sie auch danach fragen, inwieweit Fontane seine Partner teilhaben lässt an seinen Überlegungen und welche Rolle sozialer Status und Geschlecht seines jeweiligen Gegenüber dabei spielen.

Im Folgenden sollen anhand von Tagebucheintragungen und Briefen die chronologische Entwicklung der Ereignisse um die Aufnahme, kurzfristige Aufrechterhaltung und Kündigung der Stellung des Ersten Sekretärs der Akademie der Künste sowie der anschließenden Rechtfertigung dieses Schrittes nachvollzogen und dabei die Frage nach dem Verhältnis von zeithistorischen Zwängen und persönlichen Beweggründen und deren sprachlichem Niederschlag in den Texten beantwortet werden.

2 Der Anfang

In seinem nicht genauer datierten, aber sicher im Nachhinein erfolgten Tagebucheintrag des Jahres 1876 notiert Fontane eher lakonisch: „Am 15. Januar fragte mich Zoellner, auf einer großen Reunion bei Heydens, ob ich wohl geneigt sein würde, an Stelle des jüngst verstorb. Prof. Gruppe, die Stelle eines 1. Sekretärs der Akademie der Künste anzunehmen? Ich sagte 'ja'." (TB 58)

Wenn im Tagebuch, so Linke 1996, 91, die Schreiber ganz bestimmte soziokulturell relevante Kontexte evozieren und wir es somit mit einer Form „soziokultureller Selbstdarstellung" zu tun haben, bei der sich der Schreiber durch die Verwendung ganz bestimmter sprachlicher Mittel einem konkreten soziokulturellen Relevanzbereich zuordnet, so fällt hier die Sachlichkeit auf, mit der Fontane dieses große Angebot registriert. Anders als in den Briefen, die aus der unmittelbaren Betroffenheit die aktuellen Ereignisse reflektieren, bietet das Ta-

gebuch Fontane die Möglichkeit, aus der zeitlichen Distanz das Geschehene wiederzugeben, seine Gefühle bewusst kontrolliert auszudrücken. Damit unterscheiden sich seine Tagebucheintragungen aber auch von denen jugendlicher Schreiberinnen – die von Linke 1996 beschrieben wurden – und stellen, anders als diese, vorrangig einen „Akt des Sich Erinnerns" bzw. der „schriftlichen Fixierung eines biographischen Datums" (ebd. 91) dar.

Hier wird von Anfang an eine gewisse Distanz gegenüber dem Amt deutlich, die keinerlei positive emotionale Bewertung hervorruft. Scheinbar ohne eigene Initiative, aber zugleich – dies sei ausdrücklich bemerkt – auch ohne längeres Zögern wird es angenommen: „Lucae focht darauf die Sache durch, und am 6. März, nachdem ich unmittelbar vorher meine Bestallung erhalten hatte, wurde ich in mein neues Amt eingeführt." (TB 58) Die Perspektive wird von außen auf das Geschehen gerichtet, in dem Fontane wie ein Spielball der Ereignisse passiv und unbeteiligt erscheint.

Dass es denn aber doch auch der eigenen Anstrengungen bedurfte, verdeutlicht das Schreiben an Friedrich Hitzig, damaliger Präsident der Akademie der Künste in Berlin. Allein die Tatsache, dass Fontane zunächst einen Entwurf seines Schreibens formuliert, zeigt die Bedeutung und die Sorgfalt, die er dem Anliegen beimisst. Nachdem Hitzig ihn aufgefordert hatte, sich noch einmal die Frage nach seiner „Neigung und Befähigung für die in Rede stehende Vakanz" vorzulegen – ahnte Hitzig mögliche Vorbehalte des Kandidaten? –, wiederholt Fontane seinen Willen, das Amt anzunehmen und stellt „hiermit das ganz ergebenste Gesuch, mir das Vertrauen schenken und bei der bevorstehenden Besetzung des Sekretariats der K. Akademie der Künste Ihre Entscheidung zu meinen Gunsten treffen zu wollen." (Febr. 1876; BF 282f.) Wenn Fontane fortfährt, dass er sich des Umstandes „sehr wohl bewusst" sei, dass seine „bis zu diesem Tage frei geübte literarische Tätigkeit kaum als eine empfehlende Vorbereitung zu Amt und Dienstlichkeit angesehen werden kann" (ebd.), hören wir wieder das „arme Luder", dem diese Stellung endlich die lang ersehnte Anerkennung bringen soll. Keineswegs selbstbewusst bittet Fontane, „wie ich selber gutes Mutes bin, meiner Unausreichendkeit zuvörderst mit Nachsicht begegnen, unter allen Umständen aber sich meines Ernstes und Eifers, wie meiner vorzüglichen Ergebenheit gewiß halten zu wollen" (ebd.). Wenn Fontane sich hier gegenüber dem etablierten Akademiepräsidenten und künftigen Arbeitsgeber als im Grunde für die Stellung ungeeignet, da nicht der bürgerlichen Bürokratie angehörend, inszeniert, lässt sich die hohe Bewertung erahnen, die einer solchen Stellung zukommt und die ihr auch von Fontane beigemessen wird. Es gehört wohl zu den schmerzhaftesten Erfahrungen seiner Zeit an der Akademie erkennen zu müssen,

dass sich seine Hoffnung auf Anerkennung seiner Person nicht erfüllt hat. Bitter schimpft er wenige Monate später: „Ohne dass man unartig oder beleidigend gegen mich gewesen wäre [...], hat man mich doch nie wie einen etablierten deutschen Schriftsteller [...] behandelt." (An M. v. Rohr, 30.11.1876; FB 432)

Seinem Freund Carl Zöllner („Chevalier") verdankt Fontane das Angebot, Erster Sekretär zu werden. Auch wenn es rückblickend anders erscheint, Fontane wäre nicht der permanent an seiner gesellschaftlichen Missachtung leidende Literat gewesen, wenn er nicht auch eine gewisse Genugtuung über dieses Angebot empfunden hätte. So versichert er Zöllner denn auch in einer ersten Reaktion seines „allerherzlichsten Wunsch[es]", „als Sekretär der Akademie zu leben und zu sterben" (Ende Jan. 1876; FB 420). Ein Wunsch, ein Begehren also, dessen Erfüllung mehr erhofft als durch eigene Anstrengungen zu erreichen gesucht wird (vgl. Duden 2001, 1832). Und so kann er sich einer distanzierenden Ironie nicht enthalten, indem er fortfährt „und seinerzeit mit einem Ordenskissen vorauf (einer oder zwei finden sich wohl noch an) begraben zu werden." (Ende Jan. 1876; FB 420).

Im selben Brief, schon Ende Januar, noch vor Eintritt in das Amt, deutet er Zöllner vorsichtig erste Vorbehalte an: „Man kann aber doch nie wissen, wie der Hase läuft, um so weniger, als ich von Anfang an in eine ziemlich arge Fehde werde hineingestellt werden." (Ebd.) Deshalb sichert sich Fontane mit der Beibehaltung seines Kritikerpostens bei der Vossischen Zeitung ab, wodurch ihm „jenes Wohlgefühl ins Herz [kommt], das einen in allen Lebensverhältnissen die gesicherte Rückzugslinie gibt" (ebd.). Allzu sicher dürfte er sich demnach nach der ersten Euphorie der Dauerhaftigkeit seines Postens nicht gewesen sein. Nur gegenüber dem Freund Zöllner wird dabei die eigene psychische Empfindlichkeit thematisiert: „Reizbar wie ich bin, kann ich Beleidigungen nicht ertragen, und jeder dummste Mensch hat es leicht, mich in 3 mal 24 Stunden aus einer Stelle herauszuärgern." (Ebd.) Doch dessen ungeachtet nimmt Fontane das Amt an.

3 Das Amt

Gegenüber Carl Robert Lessing, Haupteigentümer der Vossischen Zeitung und wichtigstem Verleger seiner literarischen Werke, stellt Fontane – kaum eingestellt – von vornherein seine Bedenken in Bezug auf sein neues Amt in den Vordergrund. Schon wenige Tage nach seiner Ernennung machen seine Dankschreiben seine Skrupel deutlich:

„Ich werde ein letztes, weder mit sonderlicher Kraft noch mit sonderlichem Geschick arbeitendes Rad in dem großen Verwaltungsmechanismus sein, alljährlich soundso viel beschriebenes Papier in die verschiedensten Aktenbündel liefern und zur Geltendmachung einer Idee so wenig herangezogen werden, dass mir vielmehr umgekehrt obliegen wird, im einzelnen wie im allgemeinen jede persönliche Ansicht zu verschweigen." (März 1876; FB 421)

Es macht schon stutzig, wie sehr Fontane hier seine Kompetenzen, aber auch seinen Eifer in Frage stellt. Damit wird – wie in den Briefen an Zöllner – von vornherein die Rückzugsmöglichkeit eingeräumt, wobei in erster Linie die mangelnde Befriedigung seiner eigentlichen Ambitionen thematisiert wird. Steht bei Zöllner die psychische Empfindlichkeit im Vordergrund, so stellt sich Fontane gegenüber Lessing als durchaus selbstbewusster, anspruchsvoller Literat dar, dessen selbstständiges Denken in der Ministerialbürokratie nicht gefragt ist. Was er für sich selbst in Anspruch nimmt, die eigene Urteilsfähigkeit, erkennt er den Senatsmitgliedern aus der Perspektive des Ersten Sekretärs nicht zu. Gerade weil er im Literatentum seine eigentliche Bestimmung sieht, muss ihn dieser Widerspruch zutiefst treffen: „Der Senat zerfällt in so viele Parteien, als er Mitglieder hat, aber darin sind sich alle einig, dass über künstlerische Dinge nur ausübende Künstler ein Urteil haben. Und damit ist mir meine Rolle zudiktiert: 'Sei stumm'." (Ebd.) Sein resignierendes Resümee: „So wird es denn weitergehen, wie es geht, und nur für ein bisschen Ordnung und Promptheit werd ich Sorge tragen können" (ebd.) ist auch als unterschwellige Ahnung zu verstehen, in dieser Stellung weder als Bürokrat noch als Literat niemals wirklich anerkannt zu werden.

Auch gegenüber Wilhelm Lübke, als Kunsthistoriker Außenseiter (wie Fontane) der bürgerlichen Gesellschaft, werden Zweifel deutlich:

„Was die Stelle, von ihrem Gehalt abgesehen, wert ist, muß sich erst zeigen. Alle Welt tut so, als hätte ich das große Los gezogen. So schlimm kann ich's nicht finden. Ich werde oft nach meiner eingebüßten Freiheit seufzen. Dennoch bin ich diesen Ausgangs froh, namentlich auch um meiner Frau willen. Bei uns zu Lande ist nun mal eine Stelle „alles", Talent nichts [...]." (11.3.1876; BF 285)

Bei so starken Vorbehalten wundert es kaum, dass es sehr schnell zu Auseinandersetzungen zwischen Fontane und den Akademiemitgliedern kommt. Die zweimonatige Amtszeit resümiert Fontane denn auch in seinem Tagebuch mit der knappen Feststellung: „Ich fand es von Anfang an miserabel" (TB 58).

4 Das Ende

Selbst der sofort anschließende Kommentar „[...] schleppte mich aber bis Ende Mai hin, wo mir der Geduldsfaden riß“ (ebd.) erscheint gegenüber den sonstigen gelegentlichen fontaneschen Ausbrüchen in den Briefen fast verhalten. Und so wird denn auch das Ende seiner Tätigkeit mehr als knapp notiert: „Ich hatte eine Scene im Senat und reichte am andern Tag meinen Abschied ein.“ (TB 58) Nicht einmal erwähnenswert erscheint, dass es anschließend zu erneuten Verhandlungen kommt, in denen Fontane gewisse Zugeständnisse gemacht werden. Doch auch dieser Versuch misslingt: „Nach langen kämpferischen Wochen, in denen ich die Menschennatur nicht von ihrer glänzendsten Seite kennen lernte, erhielt ich am 2. August meine Entlassung.“ (TB 58) Obwohl es eigentlich anders zu interpretieren ist, „Menschennatur“ schließt Fontane nicht ein, gemeint sind die anonymen anderen, die Fontanes Scheitern zu verantworten haben.

Und damit finden die Eintragungen auch schon ihr Ende. Das Tagebuch war für den Literaten, ambitionierten Briefeschreiber und geselligen Unterhalter Fontane tatsächlich nicht der Ort, über Stimmungen und Gefühle zu räsonieren, kein Mittel der geistigen oder gar emotionalen Selbstverständigung. Und so endet der Eintrag: „Fahre wohl Sekretariat. Ueber das, was mir daran unerträglich war, habe ich mich so oft ausgesprochen, dass es mich anwiedert, das 100 mal Gesagte hier noch einmal zu wiederholen. Requiscat in Pace.“ (TB 63)

5 Der Rückblick

Was im Tagebuch in eher dürren Worten notiert wird und daher einen nur notizenhaften Einblick in das Geschehen vermittelt, entfaltet sich jedoch in den zahlreichen Briefen Fontanes zu einem aufschlussreichen Panorama innerer Kämpfe und Zweifel. Mag es auch der Überlieferungssituation geschuldet sein, auffällig ist, dass in der persönlichen Auseinandersetzung um die erfolgte Kündigung auf einmal Frauen zu den wichtigsten Adressatinnen werden, sieht man von einem nicht genauer datierten Schreiben Fontanes an Lessing ab, in dem er die zwischenzeitliche Bitte um Wiederaufnahme seiner Tätigkeit an der Vossischen Zeitung mit der unerträglichen Situation des Amtes begründet.

Trotz der vor allem die ersten Ehejahrzehnte prägenden permanenten Spannungen zwischen den Eheleuten und des Emilie Fontane von Zeitgenossen, Herausgebern Fontane'scher Textsammlungen sowie Fontane selbst zugewiesenen Unverständnisses für dessen literarische Ambitionen war sie für ihren Mann die wichtigste Bezugsperson. Obwohl der insgesamt größere Teil ihrer Briefe

nach dem Tod Fontanes vernichtet wurde, zeigen seine Reaktionen, wie sehr er gerade von ihrer Zustimmung abhängig war: „Nimm mir die Stimmung und ich bin verloren“ (18.8.1876; EB 72) zeigt eine in unterschiedlichen Varianten immer wieder geäußerte Angst, deren imperative Formulierung die existenzielle Angewiesenheit Fontanes auf eine ausgeglichene familiäre Atmosphäre verdeutlicht.

Das Problem, sich mit der Kündigung gegen die Hoffnungen seiner Frau und außerdem ohne gemeinsame Absprache entschieden zu haben und doch nur durch sie „schwimmfähig“ zu bleiben und sie also von der Richtigkeit seiner Entscheidung überzeugen zu müssen, löst Fontane mit unterschiedlichen Strategien.

Zum einen wandelt sich die Begründung für die Aufnahme des Amtes unter der Hand in den Vorwurf, dieses in erster Linie auf Wunsch Emilies angenommen zu haben. Somit ist es eben letztlich die nicht selbstbestimmte Entscheidung, die die Entwicklung bedingt hat. Kurz vor Erhalt der Kündigungsbestätigung, in dem für kurze Zeit ein Verbleiben im Amt möglich scheint, schreibt Fontane:

> „Weiter aber kann ich und werde ich nicht gehn. Es hat mich bei diesem Schritt sehr meine Liebe zu Dir mitbestimmt, weil ich Dich glücklich sehn und den heißesten Wunsch Deines Lebens – den ich nicht in gleichem Maße teile, aber völlig verstehe und respektire – Dir riesig gern erfüllen möchte. Für mich *persönlich* bleibt es im Uebrigen bestehn, daß die Stelle, auch in rein pekuniärem Betracht, nicht das gelobte Land ist, von dem Du träumst […].“ (31.7.1876, ebd. 64)

Die Ausschließlichkeit, mit der er seine „persönlichen“ Bedürfnisse den ihren gegenüberstellt, verdeutlicht das existenzielle Dilemma, das die Annahme des Amtes von allem Anfang an bedeutet hat.

> „[…] ich hatte mich seit fünf, sechs Wochen derartig eingearbeitet, daß ich es für möglich hielt, die Sache auszuhalten und in der äußren Lebenssicherheit ein Aequivalent für *das* erblickte, was ich, auch im glücklichsten Falle, hätte begraben müssen, ein Aequivalent für mein aufzugebendes Schriftstellertum.“ (15.8.1876, ebd. 71)

Da ist er, der eigentliche Grund, den in dieser Deutlichkeit einzugestehen bedeutet, dass das Scheitern von vornherein eingeplant werden musste. Im Vergleich dazu erhalten die konkreten Querelen im Senat nur noch den Status des ohnehin nicht in Frage zu stellenden Arguments:

„Aber was ich seit 14 Tagen nun wieder erlebt, zeigt mir, wie richtig meine ersten Eindrücke waren. Es ist ein durch und durch verloddertes, unsagbar elendes, von einem anständigen Menschen gar nicht zu tolerirendes Institut." (15.8.1876; ebd.)

Nein, Toleranz in diesen Dingen ist Fontanes Sache nicht und kann es unter allen Umständen seiner in erster Linie künstlerischen Ambitionen auch nicht sein. Verbunden mit der Infragestellung seiner Möglichkeiten an der Akademie inszeniert sich Fontane ganz als der große Literat und Mann, für dessen Lebensgefährtin es ein durch nichts zu kompensierender Glücksfall sei, mit ihm verbunden zu sein. „Du bist eine durch Deinen Mann, Deine Kinder, Deinen Lebensgang und Deine Lebensstellung unendlich bevorzugte Frau. Es giebt wenige, die es so gut getroffen haben." (15.8.1876; ebd. 70) Hier hören wir den über alle Zweifel erhabenen Literaten, der im Schriftstellertum seine eigentliche Passion sieht und darin kompensiert, was ihm von der Gesellschaft – zu Unrecht, wie er meint – vorenthalten wird.

Jedoch verbindet Fontane diese Rechtfertigung seiner Entscheidung auch nur Emilie gegenüber mit einem unmittelbaren Vorwurf ihrer angeblichen Beschränktheit. Indem er seine Frau in ihren Ansprüchen unterschätzt (was ein auch nur oberflächlicher Blick in den umfangreichen Ehebriefwechsel schnell verdeutlicht), macht er – wie so häufig – sein völliges Unverständnis für die gesellschaftlichen Zwänge deutlich, unter denen Emilie das Familienleben zu organisieren hat. „Daß Du das Glück nach der Zahl der Geldrollen bemessen solltest, für so inferior halte ich Dich nicht, habe auch keine Ursach dazu." (Ebd.) (Am Rande sei bemerkt: Wie sehr Emilie materielle Sicherheit vor allem als Grundlage familiären und damit gemeinsamen Glücks benötigt, ist Fontane ausgehend von seinem individuellen Glücksanspruch überhaupt nicht klar.)

Dass er Emilie aus unterschiedlichen Anlässen schließlich auf vielfältige Weise geradezu demütigt, scheint für ihn von hygienischem Wert zu sein. „Wenn Du glaubst, Deine bitteren Empfindungen aus Liebe zu mir oder aus der Erkenntnis 'dass es nun mal ist wie es ist', unterdrücken zu können, so täuscht Du dich. Diese Kraft haben sehr wenige, Du hast sie nicht." (18.8.1876, ebd. 73) Wie keinem bzw. keiner anderen gegenüber entladen sich seine inneren Spannungen, sein Unmut über dieses ganze „verlodderte, unsagbar elende Institut", „dieses Nichts" (15.8.1876, ebd. 71) – wenigstens hier kommen auch andere Ursachen ins Spiel – stellvertretend für die nur schwer greifbare Gesellschaft im persönlichen Angriff auf eine konkrete Person. Dahinter verbirgt sich wohl auch ein intuitives Wissen, dass die schneidenden Analysen ihres Verhaltens nur von einer intellektuell und emotional ebenbürtigen Partnerin verstanden werden, die

er darüber hinaus benötigt, um sich seiner eigenen Überzeugungen bewusst zu werden.

Wie keinem anderen sonst gegenüber zeigt er andererseits nur Emilie seine große Verletzung, die die fehlende gesellschaftliche Anerkennung hervorruft. Nur bei ihr öffnet sich Fontane nicht nur in seiner äußeren Reizbarkeit, sondern auch in seiner tiefsten Betroffenheit. „Wie gnädig hat Gott einen geführt, daß man aus dieser Misere heraus ist; ich möchte nicht wieder hinein, und will jede Stunde lieber sterben, als ein solches auf Lug und Trug gestelltes Leben noch einmal mitdurchmachen zu müssen." (7.8.1876; ebd. 67)

Solange sich Emilie über Angelegenheiten äußert, die nicht unmittelbar die Person Fontanes betreffen oder die seinem eigenen Bild auch in Bezug auf sich selbst entsprechen, akzeptiert Fontane ihre (zumeist) klugen Analysen und treffsicheren Urteile. Sobald sie jedoch seine Entscheidungen in Frage stellt, wird seine Kritik geradezu infam: „[...] wenn Du doch diese selbständigen Gedanken, dieses gerechte Urteil auch im alltäglichen Leben und bei Würdigung dessen hättest, was ich thue oder lasse" (31.7.1876; ebd. 63).

Es sind nur wenige Äußerungen, in denen dennoch der grundlegende gemeinsame Konsens als Basis ihrer langen Ehe und damit zugleich seiner schriftstellerischen Karriere – wenn auch in der Regel indirekt – geäußert wird (und bei denen es im Übrigen an Emilie liegt, den hohen Grad ihres gemeinsamen Verstehens auch zu erkennen). „Uebrigens spreche ich über diese Dinge zu niemand, am wenigsten in diesem Ton." (15.8.1876; ebd. 72) Wenn er dabei eine Intimität beschwört, die nur sie beide betrifft, entspricht dies allerdings nicht ganz der Realität. Ein Vergleich seiner Briefe an andere Frauen zeigt, dass er in diesen z.T. genauso scharf die Borniertheit und Oberflächlichkeit dieser ganzen „bourgeoisen" Gesellschaft geißelt, sich allerdings – anders als bei seiner Frau – jeglicher Kritik am jeweiligen Gegenüber enthält.

So verbindet Fontane mit Mathilde von Rohr, Tochter aus adligem Hause und seit 1869 Stiftsdame in Dobberthin (Mecklenburg), eine jahrzehntelange und sehr umfangreiche freundschaftliche Korrespondenz, an der Emilie im Wesentlichen nicht teilhat.

Ihr, der Frau gegenüber, mit der ihn keinerlei wirtschaftliche Verpflichtungen verbinden und die als Repräsentantin altmärkischen Adels eine wichtige Lücke im sozialen Beziehungsnetz Fontanes schließt, erklärt sich Fontane aus der Position des souveränen (Ehe-)Mannes. Weibliche Solidarisierung und damit „Angriffspotenzial" gegen seine Person vorwegnehmend bewertet Fontane das Geschehene vorrangig im Zusammenhang mit dem Verhalten Emilies und ihren Reaktionen und bewahrt damit zugleich die (männliche) Interpretationsho-

heit über das Geschehene: „Diese Reise war unerlässlich, um sie der tiefen Verstimmung zu entreißen, die sich ihrer, in Folge meiner eingereichten Entlassung, bemächtigt hatte." (22.8.1876; FB 428) Es ist nicht nur ihre psychische Labilität, es sind zugleich ihre materiellen Bedürfnisse, die er Emilie auch der „Fremden" gegenüber zum Vorwurf macht und doch zugleich, sicher unbewusst, auch seine Angewiesenheit verdeutlicht: „In dem Moment, wo ich ertrinkend nach Hülfe schreie [...], hat sie eine Neigung, ihre Hand nicht rettend unterzuschieben [...]." (22.8.1876; ebd.) Es gehört zu seinen Rechtfertigungsstrategien, Emilie zu diskriminieren, um sich selbst rechtfertigen zu können, wenn er konstatiert: „Sie wäre eine vorzügliche Predigers- oder Beamtenfrau in einer gut und sicher dotierten Stelle geworden; auf eine Schriftstellerexistenz, die, wie ich einräume, sich immer am Abgrund hin bewegt, ist sie nicht eingerichtet." (22.8.1876; ebd. 429)

Da ist er also wieder, der eigentliche Grund, dem Fontane alles andere unterordnet. Und so folgt – nicht unbedingt zwangsläufig – das Eingeständnis:

> „Und doch kann ich ihr nicht helfen. Sie hat mich als Schriftsteller geheiratet und muß sich schließlich darin finden, dass *ich*, trotz Abgrund und Gefahren, diese Art des freien Daseins den Alltagskarrieren mit ihrem Zwang, ihrer Enge und ihrer wichtigtuerischen Langenweile vorziehe." (Ebd. 429)

Seine persönliche Verwirklichung als Schriftsteller in den Mittelpunkt stellend, haben andere Lebensentwürfe in dieser Konzeption keinen Platz.

Wiederholt deutlich wird diese Entscheidungshoheit auch in zahlreichen anderen Briefen, wie denen an Johanna Teutler, langjährige gemeinsame und intime Freundin der Familie Fontane, mit der insbesondere Emilie ein enges Verhältnis verbindet. Auch hier kommentiert Fontane seine Entscheidung vor allem aus der Perspektive der nicht erfüllten Wünsche Emilies und spricht ihnen zugleich nur bedingt Akzeptanz zu: „Sie ersehen aus dem Briefe meiner Frau, nicht nur wie es äußerlich, sondern vielmehr noch wie es innerlich hier aussieht. Sie ist ganz und gar gebrochen, sehr unglücklich und von ihrem Standpunkte aus mit Recht." (3.6.1876; BF 295f.) Fontane thematisiert scheinbar fair die seiner Auffassung entgegenstehende Meinung, indem er ihr Berechtigung einräumt. Dennoch versäumt er es nicht, diesem Eingeständnis sofort die eigene Position entgegenzustellen „Ich aber hatte ebenso Recht von meinem Standpunkte aus und konnte ihr diese schweren Tage nicht ersparen" (ebd.) und eine abschließende Erklärung folgen zu lassen:

„Ein großer Wunsch ihres Lebens, der sich auf kurze Zeit erfüllt hatte, ist ihr wieder zerstört worden; das ist hart. Aber mehr ist auch nicht zuzugeben. Ich werde, wenn mir nicht Unglaubliches von Widerwärtigkeiten beschieden ist, einfach das Leben fortsetzen, das ich bis zu Antritt dieser unglückseligen Stellung geführt hatte. Und das kann ich so schlimm nicht finden." (Ebd.)

Anders als gegenüber M. von Rohr , die ihm auch geistige Partnerin ist, fehlt hier jedes Eingehen auf das Amt und damit ein möglicherweise auch in seiner eigenen Person begründetes Eingehen auf die Hintergründe der Kündigung.

6 „Friede und Freiheit"

Auch wenn Fontane mit seiner Kündigung einen Schlussstrich unter seine „unerträgliche" Stellung (22.8.1876; FB 429) gezogen hat, soll es noch leidensvolle Monate dauern, bis auch der Familienfrieden wiederhergestellt ist. Gegenüber Mathilde v. Rohr bekennt Fontane, endlich von „eitel Schnack und Redensart" befreit zu sein, um dann anzufügen: „[...] am 2. August erhielt ich, vom Ministerium aus, die Anzeige, dass der Kaiser meine Entlassung angenommen habe. Es war mir, um meiner Frau willen einen Augenblick schmerzhaft." (Ebd. 429) Ein kurzes Bedauern nur, denn nichts kann ihn nun mehr an seinem eigenen Anspruch hindern: „Eine Stellung zu behalten, die ich *unerträglich* fand, dies konnte sie, nach meinem Ermessen, nicht von mir fordern." (Ebd.)

Fast wörtlich drückt er auch Emilie sein sich allerdings durchaus in Grenzen haltendes Bedauern aus: „Im ersten Augenblicke war es mir *Deinetwegen* leid" (15.8.1876; EB 71) schreibt er ihr und kann seine Erleichterung dabei kaum verbergen. Der Kampf zwischen einem „Aufstieg" in eine letztlich verachtete, lediglich an Äußerlichkeiten orientierte bourgeoise Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist zugunsten der literarischen Karriere, die ihm die lang ersehnte persönliche Selbstverwirklichung bringen soll, mit allen Konsequenzen entschieden. Es ist Emilie, die schließlich – wie so oft – die Entscheidung Fontanes akzeptiert, die Würde eines großen Schriftstellers nicht gegen die trügerische materielle Sicherheit eines kleinen Beamten einzutauschen und ihm damit auch die Voraussetzungen für sein produktives Wirken schafft: „Laß es Dir gut gehen, Du lieber Sekretär a.D.; es war ein böser Titel. Lächerlich an sich, für Dich – unter der Würde. Nein, wir wollen nun Th. F. leben und sterben." (18.6.1878; EB 128) Und schließlich hat die Geschichte Fontane ja auch Recht gegeben in seiner Entscheidung: „Aber auch selbst Entbehrungen, wenn sie meiner harren sollten, sind mir nicht so schrecklich, wie äußere und innere

Unfreiheit. *Sich* angehören ist der einzig begehrenswerte Lebensluxus." (An M. v. Rohr, 22.8.1876; FB 430)

Literatur

Duden [4]2001: Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u.a.

FONTANE, Theodor 1994: Tagebücher 1866–1882. 1884–1898. Hrsg. von Gotthard ERLER unter Mitarbeit von Therese ERLER. Berlin. (TB)

Ders. 1995: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich FONTANE und Hermann FRICKE. Mit einem Nachwort von Walter HETTCHE. Bd. 1. Hildesheim / Zürich / New York. (BF)

Ders. und Emilia FONTANE 1998: Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles. Der Ehebriefwechsel 1873–1898. Bd. 3. Hrsg. von Gotthard ERLER unter Mitarbeit von Therese ERLER. Berlin. (EB)

Fontanes Briefe in zwei Bänden 1980. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin / Weimar. Bd. 1.

LINKE, Angelika (1996): Sprache, Gefühl und Bürgertum im 19. Jahrhundert. Zur Rolle der Sprache im Spannungsfeld von individuellem Erleben und überindividueller Gefühlsprogrammatik einer Sozialformation. In: HERTEL, Volker u.a.: Sprache und Kommunikation im Kulturkontext. Beiträge zum Ehrenkolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstags von Gotthard Lerchner. Frankfurt a.M. u.a.

Dies. 1998: Sprache, Gesellschaft und Geschichte. Überlegungen zur symbolischen Funktion kommunikativer Praktiken der Distanz. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 26, 135–154.

Manuela Böhm

Berliner Sprach-Querelen. Ein Ausschnitt aus der Debatte über den *style réfugié* im 18. Jahrhundert

Am Anfang jeglicher Kritik des sogenannten *style réfugié* stand bekanntermaßen Voltaire. Er war der erste, der am Sprachgebrauch der französischen protestantischen Emigranten Anstoß nahm und diesen maliziös als *style réfugié* oder *style colon* apostrophierte. In seinem 1751 publizierten „Le siècle de Louis XIV" schreibt Voltaire über den protestantischen Prediger Jacques Saurin:

> „Les défauts du langage des pasteurs calvinistes venaient de ce qu'ils copiaient les phrases incorrectes des premiers réformateurs; de plus, presque tous ayant été élevés à Saumur, en Poitou, en Dauphiné ou en Languedoc, ils conservaient les manières de parler vicieuses de la province." (Voltaire 1878, 133)

Voltaire kritisiert also in erster Linie Provinzialismen, Dialektismen und Archaismen. Der Begriff *style réfugié* meint im syntaktischen Bereich vor allem die Neigung im Refuge schreibender protestantischer Pastoren, Sätze in der Art der Reformatoren des 16. und 17. Jahrhunderts zu konstruieren und im lexikalischen Bereich die Verwendung veralteter und regional gefärbter Wörter. Wenige Jahre später, 1759, erscheint der erste von fünf Teilen des „Préservatif contre la corruption de la langue françoise" von André Pierre Le Guay de Prémontval, der Veränderungstendenzen des Französischen vor allem im stilistischen Bereich, d.h. Abweichungen vom *bon goût*, dem guten Geschmack, feststellt.[1] Prémontval dürfte der erste gewesen sein, der Germanismen und Barbarismen in den Katalog des style réfugié aufnahm.[2] Indem er im zweiten Teil den Inhalt und Schreibstil der Schriften Henri Samuel Formeys, des protestantischen Pastors und Ständigen Sekretärs der Berliner Akademie, scharf kritisiert, sorgt er dafür, daß sich die Debatte um den style réfugié nunmehr auf Berlin fokussiert und daraus eine persönlich ausgetragene Auseinandersetzung wird.

---

[1] Zu den sprachwissenschaftlichen Werken Prémontvals vgl. Brekle 2001, 88-91.

[2] Mauvillons *Remarques sur les germanismes* von 1747 behandelt das Französisch deutscher Sprecher und Schreiber mit deutscher Muttersprache und nimmt ausdrücklich die Gelehrten aus (Mauvillon 1747, 24).

1 Der style réfugié als Kultur- und Sprachkontaktphänomen

Kritiker wie Prémontval mögen die sprachlichen Charakteristika eines Französisch ohne Hinterland als grammatische bzw. stilistische Zumutung, als unerträgliche Ansammlung von Fehlern und permanente Verletzung des *bon goût* empfunden haben. Offensichtlich entging ihnen dabei aber, daß es sich zunächst um nicht mehr als ein simples und unvermeidliches Akkulturationsphänomen handelte. Mit der fortschreitenden politischen, sozialen und kulturellen Einpassung der Nachkommen der einstigen Réfugiés in den preußischen Ständestaat stand ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht nur deren französische Muttersprachkompetenz und sprachliches Selbstbewußtsein, sondern auch die bislang unangekränkelte kulturelle Identität der Réfugiés zur Disposition. Seit der Jahrhundertmitte ist in der Französischen Kolonie die sinkende Französischkompetenz der Kolonisten, die Zunahme an Mischehen und die Abnahme von Gemeindemitgliedern zu beobachten. Die soziale Unterschicht der Hugenotten, das im Entstehen begriffene Proletariat, geht in der Berliner Bevölkerung auf (Wilke 1992, 369, 399, 377). Gleichzeitig gibt es einen Zuwachs an Deutschen und anderen Zuzüglern, die sich per Wahlbürgerrecht der Französischen Kolonie anschließen (Hartweg 1981, 52). Diese Abwanderungs- und Durchmischungstendenzen bleiben nicht ohne Auswirkung auf die französische Sprache. Sprachliche Akkulturationsphänomene in Form von (a)symmetrischer Zweisprachigkeit und Sprachwechsel werden in der Kolonie zunehmend hör- und spürbar.

Daß die Kritik am Französisch der Réfugié-Nachfahren und deren empörte Reaktionen darauf in Berlin eine so starke Wirkung entfaltet, mag daran liegen, daß Kritiker wie Prémontval und Laveaux sich nicht scheuen, die Mitglieder der Berliner französischen Kolonieoligarchie persönlich anzugreifen. Es mag aber auch den besonderen lokalen Verhältnissen geschuldet sein, die von der multiplen Funktion des Französischen als Umgangs-, Hof-, Wissenschafts-, Kult- und Kultursprache in Preußen im 18. Jahrhundert stark geprägt sind. Die verschiedentlich formulierte Kritik am Zustand des Französischen paßt sich demnach ein in eine thematisch wie zeitlich viel umfassendere Debatte, in deren Verlauf der Status und die Funktion des Französischen und des Deutschen öffentlich diskutiert und neu bestimmt werden.

Diese Sprachdiskussion findet in Berlin seinen Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und seinen Ort in der literarischen Öffentlichkeit der gebildeten Stände der Stadt, d.h. in den Zeitschriften, Gazetten und Periodika, in Büchern, Abhandlungen und Pamphleten, aber auch in den Gesellschaften und

Salons, am preußischen Hof und vor allem an der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

2 Frankophonie, Frankophilie und *Idéologie*

Das Französische mit seinem unangefochtenen Rang als *lingua franca* der *république des lettres* ist das wichtigste Vehikel im französisch-deutschen Kulturtransfer. In Frankreich entsteht unter Sprachgelehrten und Philosophen die Diskussion über die Überlegenheit der französischen Sprache gegenüber anderen – eine Idee, die strukturell, politisch und ideologisch begründet wird. Ein Reflex auf diese „Mythogenese" (Trabant 2002, 107) kann in der 1783 an der Berliner Akademie gestellten Preisfrage nach der Universalität des Französischen vermutet werden. Die kulturelle Anziehungskraft Frankreichs läßt sich an der höfischen Repräsentation Friedrichs II. am besten erahnen. Einst von hugenottischen Prinzenerziehern instruiert, als König von frankophonen Vorlesern unterhalten, machte er seine Residenzen Potsdam und Berlin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem Anlaufpunkt expatriierter Franzosen. Aus seiner Schrift „De la littérature allemande" (1780) spricht nicht nur die Nähe zu französischer Literatur und Philosophie. Sie ist gleichzeitig Ausdruck der Ferne dieses Königs vom deutschen Geistesleben und seiner Isolation von der deutschen Aufklärung.

Französisch war unter Friedrich II. die offizielle Sprache der Akademie. Nach dessen Tod gewann die Deutsche Deputation, ein zur Struktur der Akademie querliegender Zusammenschluß einiger um die Pflege des Deutschen bemühter Mitglieder, stärkeren Einfluß, was wiederum im Jahre 1792 in die Preisfrage nach der Reinheit des Deutschen mündete (Gessinger 2004).

3 Die Réfugiés als kulturelle und sprachliche Vermittler

Die Berliner Hugenotten bewegten sich wie selbstverständlich in den einzelnen Bereichen, in denen die französische Sprache Umgangs-, und Wissenschaftssprache, aber auch Kult- und Kultursprache war. Als (Sprach)Lehrer, Erzieher, Journalisten, Akademiemitglieder, Theologen und Gouvernanten waren sie Akteure des Transfers der französischen Hegemonialkultur nach Preußen und profitierten von der deutsch-französischen Zweisprachigkeit der Hofkultur und der Bildungseliten. Sie fühlten sich als Mediatoren der Hochkultur des *Beau siècle de Louis XIV*, waren aber gegenüber den Hohenzollern immer politisch loyal und sozial integrationswillig. In dieser Phase einsetzender Integration wird von

außen, d.h. von außerhalb der hugenottischen Gemeinschaft, der Vorwurf laut, daß in der Kolonie ein korrumpiertes, verdorbenes Französisch herrsche. Die beiden bedeutendsten Exponenten dieser Kritik waren Prémontval und Laveaux.

Die Kritisierten reagierten auf verschiedenste Weise auf die sprachlich-sachlichen, aber auch rufschädigenden Vorwürfe. Formey strengte gegen Prémontval ein Gerichtsverfahren an und Prémontval wurde der Verleumdung und üblen Nachrede beschuldigt (Labbé 2004, 271). Es dürfte sich dabei um einen der seltenen Fälle handeln, in denen Sprachgebrauch und die daran geübte Kritik als justiziable Angelegenheit betrachtet wurde. Formey, der als Sekretär der Berliner Akademie 1765 die Rede auf das verstorbene Mitglied Prémontval verlas, erinnerte mit leicht bitterem Unterton aber angemessenem Wohlwollen gegenüber dem Verstorbenen daran, daß auch er einst Opfer des Verdikts des style réfugié wurde (Formey 1767, 539). Gegen Laveaux, einen etwa 20 Jahre nach Prémontval in Berlin auftauchenden Sprachkritiker, formiert sich der Widerstand auf publizistischem Wege.

4 Stilverderber und Sprachretter

Jean Charles Thibaut de Laveaux, ein 1749 in Troyes geborener Dominikaner, der als *moine défroqué* in Basel zum Protestantismus konvertiert und dort an der Universität unterrichtet, etabliert sich 1780 in Berlin als Französischlehrer. Ambitioniert, aber ohne finanzielle Reserven versucht er hier, freiberuflich seine Karriere als Grammatiker und Lexikograph anzugehen (Labbé 2004, 270; Brekle 1992, 49). Mit seiner ersten, anonym erscheinenden Schrift, den „Leçons de Langue Françoise" 1782, sorgt Laveaux für einiges Aufsehen in den Berliner frankophonen Gelehrtenkreisen. Als Wortmeldung zum Berliner style réfugié konzipiert, (re)lanciert er eine Debatte, die in den Folgejahren nicht nur ungewöhnlich scharf, sondern auch sehr persönlich geführt wird.[3]

Der Titel *Leçons* macht dem 74seitigen anonym erscheinenden Pamphlet alle Ehre, denn Laveaux' ausdrückliches Ansinnen ist es, den Französischschreibenden in Berlin eine Lektion in korrektem Französisch zu erteilen und zu zeigen, in welchem Ausmaße das Französische bereits kontaminiert bzw. von der Dominanz des style réfugié bedroht sei. Zwei fast ausschließlich frankophon

[3] Einzelne Aspekte der grammatischen und lexikographischen Arbeiten Laveaux' wurden bereits aufgearbeitet, vgl. Brekle 1992, Brekle 1997, zum *style réfugié* vgl. Brunot 1967, 539–542, Rosen-Prest 2004, 420ff. Zu Laveaux und der Berliner Akademie vgl. Storost 1994, 73–76 und 127–130. Bislang zeigte die Forschung immer ein größeres Interesse an den Argumenten der Sprachkritiker als an den Erwiderungen der Kritisierten. Eine Ausnahme bildet Labbé 2004, der die Debatte in der *Gazette littéraire* ausführlicher beschreibt.

vermittelte Sphären kritisiert er ganz besonders scharf: das Französisch der Königlichen Akademie und das der französischen Kolonieoligarchie. Bissig und abwertend beurteilt er die Schriften, Übersetzungen und Predigten namentlich genannter Vertreter der Berliner Frankophonie (Bitaubé, Formey, Erman, Reclam, Weguelin), Réfugiénachkommen, die als Prediger und Kirchenoberste der Französischen Gemeinde, als Akademiemitglieder, Journalisten oder Sprachlehrer Texte in Französisch publizieren. Argumentative Basis und Legitimation sind ihm vor allem das Wörterbuch der *Académie Française*, einige französische Grammatiker, Orthographen, Sprachtheoretiker und 'vorbildliche' Schriftsteller (z.B. Du Marsais, d'Olivet, Condillac, Prémontval, Racine, Molière, Voltaire), vor allem jedoch seine Qualifikation als frankophoner Muttersprachler und *Maître de langue*. Die von ihm aufgefundenen Sprachverstöße, die er als sinnentstellende oder lächerliche Ausdrücke, grobe Fehler und korrumpierte Formen (dis)qualifiziert, beeinträchtigten vor allem die Klarheit des Französischen (Gazette 1782, 315, 286, 285). Sie betreffen alle Sprachebenen: Morphologie, Lexikon, Syntax und Stil. Er kritisiert die Verwendung von Neologismen bzw. von unbekannten Wörtern, falsch gebildete Pluralformen, die Verletzung der Satzgliedordnung, fehlende Kongruenz der Satzglieder, Mißgriffe bei der Wahl von Stilebenen, Wortwiederholungen, falsche Verwendung von Konjunktionen, Verwendung von Elementen gesprochener, dialektaler Sprache in schriftlichen Texten usw. Ausnehmend scharf fällt seine Kritik gegenüber den französischen Schulen Berlins aus, insbesondere gegen das Französische Gymnasium. Nicht nur, daß man die Kinder der Kolonie dort das kontaminierte Französisch lehren würde, auch die mit der Erziehung betrauten Lehrer und Pastoren trügen zum Verderben der (nicht nur sprachlichen) Sitten bei (ebd., 297f.).

Verschiedentlich wird vermutet, daß an diesem recht rüde vorgetragenen Engagement für eine 'saubere' französische Sprache der preußische König nicht ganz unbeteiligt war. Nicht nur hatte der, vermutlich auf Fürsprache der beiden Schweizer Bernoulli und Mérian, Laveaux als Französischlehrer nach Berlin berufen und protegiert, sondern Friedrich II. werden zudem Neigungen zu puristischen Ansichten nachgesagt.[4] Und das, obwohl des Königs Französisch, wie Diderot in einem kurzen Text mit dem Titel *Prusse* dezent ironisierte, auch nicht ganz unverschont von diversen Erosionserscheinungen des märkischen Sands geblieben war.[5]

---

[4] Vgl. Labbé 2004, 268, Storost 1994, 127 und Brunot 1967, 568.

[5] Dieser Text war vermutlich als Artikel für die *Encyclopédie* bestimmt und wurde in der Ausgabe Assézat-Tourneux zum ersten mal pubilziert. (Diderot 1976, 137)

Wie dem auch sei: Die Kolonie ist über so viel Diffamierung empört und die, die sich angesprochen fühlen, planen die entsprechende Reaktion. Ein für eine Entgegnung geeigneter Ort schien in der wöchentlich erscheinenden *Gazette littéraire de Berlin* gefunden. Zu jener Zeit wird sie von Claude-Etienne Le Bauld-de-Nans redigiert, der in Besançon geboren, ursprünglich als Schauspieler um 1775 nach Berlin gekommen und bis 1778 mit der Leitung des französischen (Hof)Theaters in Berlin und Potsdam beauftragt ist. Als Freimaurer und Katholik gehört er zwar nicht der französisch reformierten Gemeinde, aber der Französischen Kolonie an und verdient sich einen Teil seines Unterhalts als Französischlehrer (Labbé 2004, 25ff.). Leser der Wochenschrift sind die an literarischen Neuheiten interessierten Mitglieder der *république des lettres*. Auf Berlin gewendet meint das die kulturellen und sozialen frankophonen Eliten und die Vertreter der gemäßigten protestantischen Aufklärung, die sich insbesondere innerhalb zweier sozialer Bereiche treffen: an der Akademie und in der Französischen Kolonie (Häseler 1999, 134).

Zwischen dem 2. September und dem 18. November 1782 erscheint nun in der *Gazette* eine Folge recht umfangreicher Artikel in Form eines stetig fortgeschriebenen, anonymen Briefs an die Redaktion, als rezensierende Antwort auf den als *Monsieur le Maître des Maîtres* angesprochenen anonymen Autor der *Leçons*. In acht aufeinanderfolgenden Lieferungen, deren letzte mit dem Namen des Redakteurs versehen ist, erntet Laveaux' Versuch, ganz Berlin die französische Grammatik lehren zu wollen, energischen Widerspruch. Die der Entgegnung innewohnende Taktik ist einfach. Sie besteht aus nüchterner Verteidigung, vor allem jedoch aus rigorosem Gegenangriff. Dabei mischen sich sprachliche, sprachpolitische und moralische Argumentationsebenen und sind nur schwer voneinander zu trennen.

Der entscheidende Einwand in sprachlicher Hinsicht lautet, daß Laveaux' Französisch keineswegs frei von grammatischen Fehlern, falschen Konstruktionen, unangemessenen Formulierungen und allen anderen Verderbtheiten sei. In jeder Nummer der Zeitschrift werden Beispiele Laveauxschen Stils genüßlich dekonstruiert und anschließend seine Französischkompetenz angezweifelt (Gazette 1782, 285). Die den beanstandeten Formulierungen beigegebenen Kommentare wiederholen in schöner Regelmäßigkeit, daß der Sprachgebrauch der Berliner Frankophonen vielleicht in manchen Belangen fehlerhaft sei, aber in nichts der Kompetenz Laveaux' nachstünde (ebd., 284). Selbst die Kinder der Französischen Kolonie, deren Ausbildung in den französischen Schulen doch angeblich so mangelhaft und deren Französisch so verdorben sei, wüßten es besser und lachten ihn ob seiner Fehler aus (ebd., 285f.). Wie der gehobene Ton der

Pariser Markthallen klinge, könne man bei diesem Sprachlehrer nachlesen (ebd., 322). Laveaux sei ein überspannter und autoritätsgläubiger Purist, der nichts anderes als das Wörterbuch der *Académie Française* gelten ließe. Jedes Wort, jede Formulierung, jede Bedeutungsnuance, die nicht darin verzeichnet sei, gelte ihm zwangsläufig als Fehler. Er verachte somit die Regeln, die sich durch den alltäglichen Sprachgebrauch herausbildeten (ebd., 316f., 282, 292f.). Als selbsternannter Richter und Sophist, der glaube, einer Art Sprachgericht vorzusitzen, werden ihm statt der einseitigen Lektüre des französischen Akademiewörterbuchs die Grammatiken von Regnier, Grimarest, der „Dictionnaire Grammatical", das Synonymwörterbuch des Abbé Girard und der „Dictionnaire universel" von Furetière empfohlen (ebd., 291, 317, 330, 286, 318). Bei der Beurteilung der Sprachverhältnisse lege er fragwürdige Maßstäbe an, wenn er die literarischen Produktionen von Zöglingen des *Collège François* oder eines Formey mit den Werken von Racine und Corneille vergleiche (ebd., 321, 306). Er solle doch seine Sprachkritik an den literarischen Werken der anderen Seite des Rheins erproben, dort gäbe es allerlei Kritikwürdiges. In den hiesigen Landen sei es keinesfalls unabdingbar, die Sprache der Welschen zu sprechen, um zu literarischen Ehren zu gelangen. Die Beherrschung des Französischen sei sicherlich nicht ohne Nutzen auf dem Weg zum literarischen Ruhm, aber sei gewiß nicht unverzichtbar. Er solle nur gründlich die deutsche Sprache lernen; wenn er diese beherrsche, käme auch er zu Verstand (ebd., 298). Überhaupt mangele es dem Kritiker an Vermögen, die Sprachverhältnisse der Französischen Kolonie realistisch und richtig einzuschätzen. Es sei ein unaufhaltbarer und natürlicher Prozeß, daß sich die Sprache der Kolonie verändere. Die in Berlin geborenen Kolonisten beherrschten sehr wohl die französische Sprache, nur müsse man ihnen nachsehen, daß sich ihr an den Pariser Grammatiken geschultes Französisch mit dem Berliner Idiom mische (ebd., 306, 333). Es sei im übrigen völlig abwegig, an den regionalen Spracheigentümlichkeiten und den Dialekten das geistige Vermögen einer Nation messen zu wollen; würde man vom Pariser Dialekt auf den Verstand der Franzosen schließen wollen, käme man keineswegs zu einem günstigen Urteil über die französische Nation (ebd., 305).

Die in der *Gazette* abgedruckten Erwiderungen beschränken sich bei weitem nicht auf linguistische Argumente, sondern enthalten auch moralische Vorwürfe. Die Absicht des Autors der *Leçons* sei es gar nicht, angebliche Fehler aufzuspüren, sondern Beleidigungen und Verleumdungen über achtbare Kolonisten zu verbreiten, die gesamte Kolonie moralisch zu demontieren und der Lächerlichkeit preiszugeben. Diese Methoden, so die Warnung, sei einer *république des lettres* unwürdig und Publikumsbeschimpfung zeuge nicht von großer

Klugheit, denn von dessen Wertschätzung hänge schließlich das Auskommen eines Sprachlehrers ab (ebd., 331, 300). Er sei als Fremder nach Berlin gekommen, man habe ihn freundlich aufgenommen, er solle der Kolonie dafür dankbar sein anstatt Unfrieden in die Französische Kolonie zu tragen (ebd., 332f.). Es sei ihm gestattet, Grammatikfehler zu tadeln, aber er müsse die Ehre und Redlichkeit des Kritisierten respektieren (ebd., 305, 307f., 332). Er selbst sei scheinheilig, eitel, anmaßend, undankbar und feige – das beweise die Beibehaltung der Anonymität (ebd., 283, 330, 290, 338). Seine zwanghafte Suche nach Fehlern zeige, daß es im Grunde um etwas anderes als Grammatik gehe; die Angriffe deuteten auf Neid und Undankbarkeit, insbesondere gegenüber den Akademiemitgliedern (ebd., 289, 332, 283).

Aus den Erwiderungen auf die *Leçons* spricht nicht nur Abneigung gegen die Sprachauffassung eines zugereisten Franzosen, Entrüstung über die moralische Demontage einzelner Berliner Schriftsteller, sondern auch die Verteidigung der eigenen Sprachkultur, die vor allem durch die Erfahrung von Diversität und Mehrsprachigkeit geprägt gewesen sein dürfte. Dieser Aspekt scheint mir verbunden zu sein mit dem Selbstbewußtsein der hugenottischen Gemeinschaft, deren Identität sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenso aus den Verfolgungs- und Migrationserfahrungen der einstigen Réfugiés wie auch aus der Loyalität und dem preußischen Patriotismus der späteren Generationen ableitete und deren Glieder sich nicht nur als Nachkommen der sich in sprachlicher, ethnischer und konfessioneller Hinsicht von der Mehrheitsgesellschaft unterscheidenden Migranten, sondern zunehmend auch als preußische Bürger verstanden (Rosen-Prest 2002, 52).

Was die linguistische Substanz der Laveauxschen Kritik angeht, dürfte wohl das Urteil Friedrich Nicolais zutreffen, der, allerdings mit Fingerzeig auf Prémontval, solcherlei Sprachkritiken als „Sächelchen, die man in Frankreich selbst das Verderben des Geschmacks nennet" abtut (Nicolai 1760, 160). Der Vorwurf an Laveaux, ein *puriste extraordinaire* zu sein, dürfte ihn vermutlich empfindlich getroffen haben. Denn seine Rettungsversuche des Französischen und sein selbstloser Kampf gegen den Sprachverfall dürften in seinen Augen weit entfernt sein von den Nörgeleien kleinmütiger Puristen. Seine beiden Vorbilder hinsichtlich der Kritik des style réfugié, Prémontval und Voltaire, haben den Purismus-Vorwurf immer weit von sich gewiesen. Reinheitszwang und Fehlerhaftigkeiten seien zwei sehr verschiedene Dinge, so lautete das Argument (Brunot 1967, 541).[6] Erinnert sei hier an den Brief Voltaires an Friedrich II., in

[6] Die Metapher der auf Sprache angewendeten *pureté*, hat in Frankreich zudem eine doppelte Bedeutung: Beseitigung allen Überflüssigen und der moralische Anspruch, die guten

dem er urteilt „Le purisme est toujours pauvre“ (Voltaire 1880, 56). Die Argumente, die in der *Gazette* für die Verteidigung der grammatischen und stilistischen Streitfälle angeführt werden, demonstrieren die Ablehnung des Wörterbuchs der *Académie* als allein maßgebliche Instanz in Fragen der Sprachrichtigkeit. Dabei werden Grammatiken und Wörterbücher (wie etwa Furetière, Girard, Bouhours) herangezogen, die zwar einerseits nicht mehr ganz dem modernen Stand der Debatte entsprechen, aber hinsichtlich ihrer sprachbereichernden Ausrichtung quer zum normierenden Akademiewörterbuch liegen (Nouvelle Histoire 1999, 246, 316).

Laveaux reagiert auf die Erwiderungen mit zahlreichen Repliken in Form von Flugblättern und von ihm per Hand kommentierten Seiten der *Gazette*, die er in den Cafés und Tabagien verteilt und von deren Existenz wir nur indirekt wissen, da sie uns leider nicht überliefert sind. Im Kontext der wöchentlich neuaufgelegten „dispute grammaticale“ entstehen eine Vielzahl von kürzeren Texten, die Laveaux und andere Beteiligte eilig drucken lassen, um sich auf den aktuellen Stand der Debatte zu beziehen. In diesem Zusammenhang erscheint Ende September 1782 eine Broschüre, *Réponse au Maître de Langue &c. par un Ecolier du Collège Français*, eine fingierte Schrift, die den Ansichten des Sprachlehrers das Wort redet, indem einem Zögling des Französischen Gymnasiums Gallizismen, Germanismen, Versatzstücke verschiedenster *Patois* und Berlinismen in den Mund gelegt werden, und es darf wohl vermutet werden, daß Laveaux selbst der Autor dieser Imitation ist (Gazette 1782, 302, 305). Aber auch die Gegner Laveaux' melden sich zu Wort, beispielsweise in einer *Lettre à un Grand homme*, deren anonymer Autor bei Laveaux die Achtung des guten Tons einfordert. (ebd., 331). Erneute Gegenschriften folgen, eine davon recht despektierlich direkt an den Redakteur gerichtet: „M. Le Bauld-de-Nans Excapucin, comédien“ (ebd., 314). In der Ausgabe vom 18. November 1782 wird der anonyme Druck einer Parodie auf das Stück „Mahomet“ mit dem Titel „Vauxal I ou le Grammatolicriphide Français à Berlin, Facétie Grammaticale en vers & en un Acte“ angezeigt und besprochen. Es handelt sich um eine gereimte Satire auf 72 Seiten deren *dramatis personae* so sprechende Namen wie Catachrèse, Bavardin oder Vauxal tragen und in der die Kleinlichkeit beschränkter Kritikaster aufs Korn genommen wird. Einer der Schlußsätze benennt recht deutlich die Motive von Sprachkritikern à la Laveaux:

> „Grammaire que j'ignore, & que j'annonce en Maître,
> Tu t'apprêtes de même à me faire connaître“ (ebd., 367).

(Sprach)Sitten zu respektieren. Seit der Gründung der *Académie* ist die Forderung nach *pureté* fester Bestandteil französischer Sprachkritik und -politik (Nouvelle Histoire 1999, 233f.).

Bisweilen wird André Charles Cailleau hinter dieser Parodie vermutet. Es ist jedoch durchaus möglich, daß Le Bauld-de-Nans hinter der Autorschaft steckt, stand er doch einst mit dem gefeierten französischen Schauspieler Le Kain in dem Stück „Mahomet" in Berlin auf der Bühne.

All die erwähnten Flugblätter, Pamphlete, Broschüren, Gelegenheitsdrucke sind uns heute nicht mehr zugänglich, so daß zur Rekonstruktion dieser Debatte auf die überlieferten Bücher ausgewichen werden muß. In seinem 1784 im Auftrag von Friedrich II. erscheinenden „Cours théorique et pratique de langue et de littérature françoise" nutzt Laveaux das erste Kapitel zum erneuten Rundumschlag gegen das Französische in Berlin. Als Gründe für die Dekadenz des Französischen speziell in Brandenburg gibt er an, daß dort vor allem der Pöbel sein Refuge gefunden habe. Die Kolonie in Berlin sei mehrheitlich von sehr einfachen, und zwielichtigen Réfugiés bevölkert. Diese verfügten zwar über Fleiß, Tüchtigkeit und Geschäftssinn, die zur Bereicherung einzelner geführt hätten, aber nicht zur Verfeinerung der französischen Sprache. Bereits das von den Réfugiés mitgebrachte Französisch sei in erbärmlichem Zustand gewesen und in Folge dessen die Berliner Kolonie eine einzige Ansammlung verschiedenster kleinräumiger Dialekte (*Patois*). Dazu käme nun noch der Sprach- und Kulturkontakt mit den Deutschen. Und das alles mische sich zu jenem *patois barbare*, das man noch heute in der Berliner Kolonie spreche und das vor allem in seiner Aussprache so unerträglich sei (Laveaux 1784, 29f.). Aber auch die Kirche trage ihr Scherflein zur Sprachverderbnis bei: durch Bibeltexte, Psalmen und Katechismen in veraltetem Französisch und durch Pastoren, die jenen style réfugié ständig reproduzierten (ebd., 32, 37). Von Übel seien auch schlechte Sprachlehrer und miserable Schriftsteller, die in Büchern, Schriften und zweifelhaften Zeitschriften, wie ja auch die *Gazette littéraire* eine sei, ihr Lakaien-Französisch verbreiteten. Ganz zu schweigen von der mangelhaften Ausbildung an französischsprachigen Schulen, allen voran dem Französische Gymnasium, das die Berliner Kinder mit seinem *jargon colon-germanisé* infiziere (ebd., 39f., 44f.).

5 Nach- und Nebenwirkungen

Laveaux erscheint am Anfang seiner Karriere in der Tat als sprachkritischer Hasardeur. Der Verdacht, er legte es absichtlich darauf an, Konfrontationen und Feindschaften zu produzieren, scheint also nicht unbegründet.[7] Man sollte je-

[7] Jürgen Storost erwähnt das Urteil des Abbé Denina in *La Prusse littéraire*, der meinte, daß es sich bei Laveaux um einen Sprachlehrer handele, der nicht nur mit einem einzelnen, sondern mit allen Streitigkeiten habe (Storost 1994, 73).

doch nicht vergessen, daß sich Laveaux in seinen späteren Werken als durchaus profunder Kenner der französischen und deutschen Grammatik und der Lexikographie erweist. Vor allem in seinen *Leçons méthodiques* (1787), in denen er methodisch den Fremdsprachunterricht je nach Ausgangs- und Zielsprache modifiziert und im *Nouveau dictionnaire de la langue française* (1820), das bereits Soziolekte und Fachsprachen berücksichtigt, zeigt er sich als innovativer Grammatiker und Sprachlehrer (Brekle 1997, 298, 300). Laveaux scheint in seinen frühen Schriften und Aktivitäten, ähnlich wie einst Prémontval, in erster Linie um Aufmerksamkeit und Publicity für seine Tätigkeit als Sprachlehrer bemüht zu sein. Neu angekommen in Berlin gilt es, das berufliche Aus- und Fortkommen zu sichern. Sprachlehrer – das war ein Beruf, dem es, zumal in Berlin, nicht an Konkurrenz mangelte und in dem, ganz „métier de chien", mit allen Mitteln gekämpft wurde (Duranton 1985). Die Hugenotten werden dabei ganz automatisch zur Zielscheibe solcher Kritiker wie Laveaux oder Prémontval, da sie im Verteilungskampf unter den Frankophonen die größten Konkurrenten sind und aufgrund ihrer Trennung von Vaterland und Muttersprache in dieser Hinsicht scheinbar angreifbar werden.

Im übrigen ist es Laveaux (im Gegensatz zu Prémontval) trotz größerer Bemühungen nie gelungen, Mitglied der Berliner oder der Französischen Akademie zu werden, was eine Erklärung für seine Aversion gegen *Académiciens* sein könnte (Storost 1994, 70). Und seine politischen Überzeugungen und das Engagement als Jakobiner und Herausgeber des *Journal de Montagne* dürften in Widerspruch zur politisch „ganz und gar konservativ[en]" und von „apologetischer Haltung" geprägten Königstreue der Hugenotten gestanden haben.[8]

Der hier präsentierte Ausschnitt einer Debatte über das Französische in Berlin, der sich vornehmlich auf den Streit um die *Leçons* von Laveaux konzentriert, ließe sich um verschiedene Episoden erweitern, zeitlich nach vorn und hinten verlängern und auf der Grundlage zusätzlicher Materialien weiter fortschreiben. Neue Impulse erhält die Debatte u.a. durch die Preisfrage der Berliner Akademie nach der Universalität des Französischen, an der sich Laveaux aktiv und passiv beteiligt (Storost 1994, 127ff.). Und auch nachdem Laveaux Berlin 1785 verlassen hat, reißt das Thema des style réfugié weder in seinen Schriften noch in der Berliner Diskussion wirklich ab. Die Anfänge und die Fortsetzung dieser Debatte müssen also noch geschrieben werden. Der hierbei häufig auftretende Fall, daß besonders aufschlußreiche Texte oftmals nicht überliefert sind, gehört zur alltäglichen Erfahrung all jener, die historische Rekonstruktionsversuche unternehmen. Eine Debatte über Sprache mittels der Reihung und Ver-

[8] Geißler 1988, 372. Zu Laveaux' Rolle während der Revolution vgl. Brekle 1992.

knüpfung vermeintlich separater Texte zu erschließen, deren Bruchstücke weit verstreut liegen oder manchmal aufgrund der historischen Konstellation gar unzugänglich geworden sind, ist eine Verfahrensweise des Lehrers und Freundes, dem dieser Text und dieses Buch zugeeignet sind.

Literatur

BREKLE, Herbert E. 1992: J. C. T. (de) Laveaux: The Revolt of a Jacobin Grammarian and Lexicographer against the Académie Française. In: AHLQVIST, Anders (Hg.): Diversions of Galway. Papers on the History of Linguistics. Amsterdam, Philadelphia, 49–57.

Ders. (Hg.) 1997: Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Bd. 5. Tübingen.

Ders. (Hg.) 2001: Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Bd. 7. Tübingen.

BRUNOT, Ferdinand 1967: Histoire de la langue française des origines à nos jours. T. VIII: Le Français hors de France au XVIIIe siècle. Paris.

DIDEROT, Denis 1976: Prusse. In: Oeuvres complètes. T. 8 (Encyclopédie IV). Hrsg. von Herbert DIECKMANN, Jacques PROUST, Jean VARLOOT. Paris, 137f.

DURANTON, Henri 1985: Un métier de chien. Précepteurs, demoiselles de compagnie et bohême littéraire dans le refuge allemand. In: Dix-Huitième Siécle 17, 297–315.

FORMEY, Henri Samuel 1767: Eloge de M. de Prémontval. In: Histoire de l'Académie Royal de Sciences et Belles-Lettres. Berlin, 526–540.

Gazette littéraire de Berlin. 1782. Berlin.

GEIßLER, Rolf 1988: Die Hugenotten im literarischen Leben Berlins. In: BREGULLA, Gottfried (Hg.): Hugenotten in Berlin. Berlin, 363–391.

GESSINGER, Joachim 2004: Kritik der sprachlichen Unvernunft. Joachim Heinrich Campe und die Preisfrage der Berliner Akademie zur Reinheit der deutschen Sprache. In: TINTEMANN, Ute, TRABANT, Jürgen (Hgg.): Sprache und Sprachen in Berlin um 1800. Hannover, 13–32.

HÄSELER, Jens 1999: Intégration ou conquête? Le Public frankophone en Prusse: Les lecteurs de la Gazette littéraire de Berlin. In: Ders./ MC KENNA, Anthony (Hgg.): La Vie intellectuelle aux refuges protestants. Actes de la Table ronde de Münster. Paris, 111–136.

HARTWEG, Frédéric 1981: Influence culturelle et intégration linguistique du Refuge huguenot à Berlin au XVIIIème siècle. In: Le refuge huguenot en Allemagne. Table ronde des 23 et 24 mars 1981. Hrsg. vom CNRS (Institut d'Histoire moderne et contemporaine). Paris, 47–55.

LABBE, François 2004: La Gazette littéraire de Berlin 1764–1792. Paris.

LAVEAUX, Jean Charles Thibaut de 1782: Leçons de langue françoise données à quelques academiciens et autres auteurs françois de Berlin. Par un Maitre de langue. Ouvrage utile à toutes les personnes qui désirent de se perfectionner dans la langue françoise. Francfort.

Ders. 1784: Cours théorique et pratique de langue et de littérature françoise. Berlin.

MAUVILLON, Eléazar de 1747: Remarques sur les Germanismes. Amsterdam.

NICOLAI, Friedrich 1760: Briefe die Neueste Litteratur betreffend. VII. Theil, 125. Brief. Berlin, 150–162.

Nouvelle histoire de la langue française. Collectif dirigé par Jacques Chaurand. 1999. Paris.

ROSEN-PREST, Viviane 2002: L'historiographie des Huguenots en Prusse au temps des Lumières. Paris.

STOROST, Jürgen 1994: Langue française – Langue universelle? Die Diskussion über die Universalität des Französischen an der Berliner Akademie der Wissenschaften. Bonn.

TRABANT, Jürgen 2002: Der gallische Herkules. Über Sprache und Politik in Frankreich und Deutschland. Tübingen / Basel.

VOLTAIRE 1878: Le siècle de Louis XIV. Oeuvres complètes. Nouvelle édition conforme pour le texte à l'édition de Beuchot. T. 14. Paris (Nendeln Reprint).

Ders. 1880: Correspondance V. Oeuvres complètes. Nouvelle édition conforme pour le texte à l'édition de Beuchot. T. 37. Paris (Nendeln Reprint).

WILKE, Jürgen [2]1992: Die Französische Kolonie in Berlin. In: SCHULTZ, Helga (Hg.) Berlin 1650–1800. Sozialgeschichte einer Residenz. Berlin, 353–431.

Copyrighted material

Peter Eisenberg

Jeder versteht jeden.
Wie Luther die Pfingstgeschichte schreibt

1 Pendler

Eine lange Zeit hindurch war das Verhältnis des Autors zu Joachim Gessinger in erster Linie eine Pendler-Bekanntschaft und -Freundschaft. Wir kannten uns seit Anfang der 70er Jahre vom Germanischen Seminar der Freien Universität her, gingen auf getrennten Wegen nach Hannover, waren Anfang der 80er Jahre wieder in Berlin und weitere zehn Jahre später in Potsdam beschäftigt. Fritz hatte gleich die Gründung einer sozialistischen Fahrgemeinschaft vorgeschlagen. Sie verwirklichte sich am intensivsten im letzten Tageszug von Berlin nach Hannover, den die Reichsbahn gegen 17.00 Uhr in Wannsee abfahren ließ. Sie endete nach der Wende in den ersten ICs, die, um nach Berlin zu gelangen, den langen Weg über Stendal, Magdeburg und Golm nahmen. Es geschahen damals viele unfaßbare Dinge. Daß wir in Golm aus dem Zug stiegen und über die Straße ins Büro gingen, gehörte nicht zu ihnen.

Zurück zum alten Interzonenzug von Wannsee aus. Er hatte die bekannte Diesellok sowjetischer Bauart und vier Schnellzugwagen mit in der Regel weniger als einem Dutzend Reisender. Wir fuhren auf Arbeiterrückfahrkarte und hatten Zeit. Alle Wagen waren Abteilwagen. Es herrschte Ruhe, auch wenn die Taiga-Trommel heulte und die Drehgestelle sich lärmend über die Schienenstöße quälten. Fritz bestand darauf, daß im Abteil niemals das Licht angemacht wurde. Lesen war nicht gefragt, wir sprachen. Drei Themen wurden von seiner Seite her gewendet. Das erste war jahrelang in allen linken sprachwissenschaftlichen Zirkeln virulent und einfach interessant. Fritz wollte es später genauer wissen und gab mit Wolfert von Rahden die bekannte monumentale Anthologie heraus (vgl. Gessinger / von Rahden 1989).

Das zweite Thema stellte sich zunächst als Abfolge wenig verbundener Geschichten über Betrüger auf Marktplätzen, Musikinstrumententechnik, Akademiewettbewerbe und Taubstumme dar. Bald fügten sich die Bestandteile zu einer breit angelegten Geschichte der Phonetik allgemein und der Symbolphonetik im besonderen, wie sie den Lautlehren und Orthographien zu Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.s zugrunde lag (vgl. Gessinger 1994). Daß

Gessingers Habilitationsschrift selbst diesen Aspekt keineswegs in den Mittelpunkt stellt, ändert an der spezifischen Rezeption ihrer Vorgeschichte durch seinen Zugbegleiter nichts.

Das dritte Thema betrifft ein Kapitel aus der Geschichte des Deutschen. Gessinger arbeitete an der Frage, wie eine Orthographie als Teil des geschriebenen Standards entwickelt und gelehrt werden könne, wenn „Schreibkonventionen und Schreibregeln ohne Orthoepie, dafür aber in Konkurrenz zu anderen bestehenden und z.T. bekannten Schreibpraxen zu vermitteln" sind (Gessinger 1993, 103). Anhand des für die Sprachsituation in Hamburg konzipierten Lehrbuchs von Lambeck 1633 wird gezeigt, wie früh und wie ausgeprägt ein silbenbezogener Ansatz verfolgt wird, der seinen Sinn nicht allein „in der Disziplinierung von Körper und Geist" haben kann. Das Verfahren laufe darauf hinaus,

> „mnemotechnische Mittel in Verbindung mit dem Körper als 'universale' Basis für Lesen und Schreiben zu benutzen, genauer, die artikulatorische Einheit der Sprachsilbe (und nicht den Einzelbuchstaben) zur Grundlage des Umgangs mit Schrift zu machen – wobei allerdings zu klären ist, wie sich das Verhältnis von Sprechsilbe zu Schreibsilbe und zu morphologisch und etymologisch basierten Graphien genau ausnimmt."[1]

Das Jahr 1993 als später Erscheinungstermin des OBST-Heftes 47 'Schriftkultur und sprachlicher Wandel' tut nichts zur Sache. Die Ideen wurden in den 80er Jahren in unterschiedlichen Zusammenhängen verfolgt. Der Blick auf die Herausbildung der deutschen Orthographie und ihres Verhältnisses zum Lautstandard änderte sich schnell und damit auch der auf das Gegenwartsdeutsche. Das Neue bestand in der Abkehr vom Glauben an die Allmacht des phonographischen Prinzips, wie es ganz selbstverständlich für Sprachen wie das Deutsche vertreten wurde und teilweise noch vertreten wird:

> „Auf der Basis des bis zum Frnhd. herausgebildeten und im Folgenden nicht wesentlich [...] veränderten Phonem- und Grapheminventars gelten die weiteren Bemühungen im ganzen dem Versuch, den Bezug zwischen Phonem und Graphem so eindeutig wie möglich zu machen. Zu diesem Zweck ist es geboten, die Vielfalt der Zeichen für ein Phonem so weit wie möglich zu reduzieren."[2]

---

[1] Gessinger 1993, 102.
[2] Grubmüller 1984, 210; ebenso in der Neuauflage 1998.

Eben daran wollten wir nicht glauben, und es ist nicht übertrieben, an dieser Stelle einen bis heute andauernden Grundkonflikt zu sehen, was das Verständnis von Struktur und Entwicklung von Alphabetschriften betrifft. Als die systematische Beschreibung auf silbischer und morphologischer Grundlage immer besser aufging, drängte sich auch dem Nicht-Sprachhistoriker die Frage auf, wie denn der Wandel zu einem derart einheitlichen und ausgeglichenen System abgelaufen sein könnte. Damit war ein weiterer Konflikt vom Zaun gebrochen: die 'Natürlichkeitstheoretiker' standen den 'Konventionalisten' gegenüber, die meinten, große Männer wie Adelung, Grimm, Duden und natürlich deren Nachfolger hätten die Sache gerichtet. Der Streit begleitet die Orthographiereform bis heute, weil sich das Bundesverfassungsgericht im Jahr 1998 auf die Seite der Konventionalisten schlug und ihrer Sicht das Leben rettete. Anfang der 90er, als wir nach Potsdam gingen, wurden gemeinsame Arbeiten zur Untersuchung des historischen und des systematischen Aspekts der Orthographieentwicklung ins Auge gefaßt. Das obige Zitat aus Gessinger 1993 gehört in diesen Zusammenhang. Wir trugen gemeinsam auf der Göttinger Sommerschule 1992 der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft vor und taten dasselbe auf der ersten Jahrestagung der Gesellschaft in der ehemaligen DDR, die im Februar 1993 in Jena stattfand.

2 Babel und Pfingsten

Der Text für einen ersten Versuch ergab sich fast von allein. Er sollte für jedermann zum kulturellen Erbe gehören und er sollte jedermann hinter dem Ofen hervorlocken. Er sollte die Sprache betreffen, wenn möglich den Sprachursprung. Der Turmbau zu Babel wurde nach einiger Überlegung verworfen zugunsten seines vermeintlichen Komplements. Die Pfingstgeschichte ist bei den Sprachwissenschaftlern nicht besonders populär, deshalb haben wir erst einmal Pfingsten zum Fest der Linguisten erklärt, mit mäßigem Erfolg. Man kann das Pfingstwunder ja durchaus mit dem Turmbau in Verbindung bringen. Rainer Albertz tut das in Gessinger / von Rahden 1989, indem er, wenn auch nicht gerade mit unseren Worten, die Aufmerksamkeit darauf richtet,

> „daß die endzeitliche Überwindung der Sprachgrenzen auf die gemeinsame Gottesverehrung bezogen wird; [...] Erst durch diese Umorientierung [...] verliert die Spracheinheit der Menschheit die Gefahr totalitärer und hybrider Selbstüberschätzung".[3]

[3] Albertz 1989, 16.

Führt man sich vor Augen, welche Rolle der Turmbau wieder in den Debatten über die kulturellen Folgen der Globalisierung spielt (vgl. z.B. Hardt 2000), dann erstaunt doch, wie marginal die Bedeutung der Pfingstgeschichte geblieben ist. Vielleicht liegt es an Vers 13, der auf manchen Leser wie eine Löschtaste wirkt: „Die andern aber hattens jren spot, und sprachen, Sie sind vol süsses Weins." Glaubt man diesen Leuten nicht, dann ist die Globalisierungsperspektive von Pfingsten optimistisch (Jeder versteht jeden in der lingua franca), die von Babel keineswegs (Alle Sprachen bis auf eine sterben aus).

Der Plan bestand nun darin, die Pfingstgeschichte, wie sie in der Apostelgeschichte Kap. 2 Vers 1 bis 21 erzählt wird, in Luthers Orthographie zu bearbeiten, und zwar so, daß man deren Entwicklung in den drei von Luther besorgten Ausgaben des Neuen Testaments verfolgen kann. Dem stellten sich sofort einige Schwierigkeiten entgegen, von der Textauswahl bis zur Bewertung typographischer Einzelheiten. Ich verlasse mich auf die Texte im 6. Band von 'Die Deutsche Bibel' in der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken (Weimar 1929). Karl Drescher und Otto Albrecht machen dort 'Allgemeine Vorbemerkungen zu Luthers Bibelübersetzungen, insonderheit zum Neuen Testament' und schreiben:

> „Unsre Ausgabe soll die innere Geschichte der Lutherschen Bibelübersetzung durch Mitteilung der verschiedenen Gestaltung des Textes vom Erscheinen der ersten Ausgabe des Neuen Testaments 1522 bis zu der Gesamtbibel von 1546, die zu Luthers Lebzeiten begonnen, nach seinem Tode abgeschlossen wurde und die letzten Besserungen Luthers brachte, darstellen. Nach den Grundsätzen Unsrer Ausgabe mußte die älteste Fassung der Bibelübersetzung vollständig gegeben werden. Die Fortschritte bis zur Ausgabe letzter Hand können aber hier nicht wie sonst bei den 'Schriften' nur durch Verzeichnung der Lesarten zum ältesten Text deutlich gemacht werden. Die Ausgabe 1546 ist ein ganz neues Werk geworden und muß im Zusammenhang gelesen werden können. Wir drucken deshalb auch sie, und zwar nach der Vollbibel 46 vollständig ab, der ältesten Fassung gegenübergestellt."[4]

Vergleicht man den Text von 1522 mit dem von 1546,[5] sieht man sofort, wie recht Drescher und Albrecht mit ihrer Beschreibung haben. Man sieht auch, wie schwierig es ist, dem Text von 1522 gerecht zu werden und wie eindeutig der von 1546 in Richtung der Entwicklung des Systems zum Neuhochdeutschen geht, wie es konsequent und konsistent bei Adelung realisiert ist. Der hier nicht

[4] WA, Abt. 3, Bd. 6, 1929, XVII.
[5] Vgl. die beiden Texte im Anhang.

wiedergegebene Text von 1534 stellt einen Übergang dar, ist dem von 1546 aber näher als dem von 1522.

Wir betrachten im folgenden fast ausschließlich die Textfassung von 1546 und in ihr die Regularitäten der Buchstabenschreibung. Grammatisches wird nicht kommentiert, so reizvoll das wäre. Groß-Kleinschreibung, Zeichensetzung und Getrennt-Zusammenschreibung bleiben unberücksichtigt (immerhin: Formen wie *aus zusprechen* oder *kund gethan* sehen aus wie nach der Neuregelung von 1996). Umlautschreibungen und die beiden *s*-Buchstaben der Fraktur sind transliteriert. Das mag problematisch erscheinen, zumal es immer wieder umfangreiche Erörterungen über die Distribution des langen und des Schluß-*s* gibt (letztlich z.B. in der FAZ vom 22.12.2004, wo es um die Veränderung der Fraktur in den Überschriften von Meinungsbeiträgen der Zeitung geht). So weit ich sehe, spielt die Unterscheidung für die Regularitäten der heutigen *s*-Schreibung allenfalls eine marginale Rolle.

Die Beschreibung und Kommentierung von Luthers Orthographie in dem einen Text erfolgt durch Vergleich der Formen untereinander und mit den Schreibungen, die heute verwendet werden. Die Begrifflichkeit ist so gewählt, daß Übereinstimmungen und Abweichungen in ihrer Systematik hervortreten. Es geht ja darum, plausibel zu machen, daß ihre Verteilung nicht zufällig ist. Deshalb sollte der Begriff Orthographie eigentlich ganz vermieden werden. Für Luthers Schreibweisen paßt er nicht. Haben sie auch eine enorme normative Wirkung entfaltet, folgen sie selbst doch keiner expliziten Norm. Und wenn Lerchner 2001, 600 für das Neuhochdeutsche von „normierenden Festlegungen" spricht, die etwa die „Distribution frei variierender Zeichengruppen, z.B. von ⟨i–j–y⟩, ⟨u–v–w⟩" betreffe, so gilt jedenfalls für Luther, daß solche Zeichen nicht frei variieren. Generell stellt sich stets die Frage, warum eine bestimmte Festlegung die Oberhand gewinnt, selbst wenn sie normierend wirkt. Normierung muß keineswegs an Willkür gebunden sein.

Auch für die vorausgesetzte Art der Beschreibung des Gegenwartsdeutschen paßt der Begriff Orthographie nicht, weil es um graphematische Regularitäten und nicht um Rechtschreibregeln geht. Die zugehörige Graphematik ist inzwischen theoretisch gut fundiert und auf weite Bereiche des Gegenwartsdeutschen angewendet worden (vgl. z.B. Eisenberg 1993; 2004, Primus 2000; 2003). In die Sprachgeschichtsschreibung dringt sie nur zögerlich vor (vgl. z.B. Maas 2000 und Voeste 2004; i.A.).

Grundlegend für den Ansatz ist die Annahme, daß Sprachen mit Alphabetschrift zumindest dann, wenn ihre Verschriftung ein gewisses Alter erreicht hat, graphematische Mischsysteme haben, die neben den eigentlich alphabeti-

schen, d.h. im engeren Sinn phonographischen, auch silbenschriftliche und logographische Anteile aufweisen. Weil letztere meist nicht wort-, sondern morphembezogen in Erscheinung treten, spricht man auch von morphologischen Anteilen des Systems. Darüber hinaus können sich grammatisch-kategoriale Verhältnisse systematisch auswirken. Beispielsweise gelten die Grundregularitäten meist im produktiven Bereich der offenen Wortklassen, während geschlossene Klassen wie Pronomina oder Konjunktionen ihnen eingeschränkt oder unter Verwendung spezifischer Subregularitäten folgen. Sonderregularitäten für einzelne Kategorien wie die Großschreibung von Substantiven sind möglich. Was die hier im Mittelpunkt stehende Buchstabenschreibung betrifft, bleibt es aber bei der Grundunterscheidung von phonographischen, silbenstrukturellen und morphologischen Regularitäten. Sie gibt das Raster für die Sicht auf Luthers Schreibungen ab.

3 Wie Luther schreibt

Der Text von 1546 verwendet im wesentlichen dieselben Phonem-Graphem-Zuordnungen wie wir heute und er tut es mit derselben Konsequenz. Luther schreibt nicht mal so, mal so, sondern bleibt einer gewählten Schreibweise treu. Einheitlichkeit der Schreibung innerhalb eines Textes ist ja eine der allgemeinen Anforderungen unseres Verständnisses von geschriebener Sprache. Selbst wenn Varianten zugelassen sind, erwartet man, daß sie nicht ohne besonderen Grund nebeneinander Verwendung finden. Dieser Grundsatz wird kaum einmal hinterfragt und gilt unabhängig davon, wie im einzelnen geschrieben wird. Luther folgt ihm im Text von 1522 noch bei weitem nicht so weit wie in der Ausgabe letzter Hand.

3.1 Phonographie

Die meisten Phoneme werden ganz ohne graphematische Varianten geschrieben, auch variantenreiche wie das [ʀ] und artikulatorisch schwache wie die anlautenden [h] und [v]. Ein graphematisches Korrelat zum glottalen Verschlußlaut [ʔ] fehlt generell und der stimmlose dorsale Frikativ [ç/x] wird einheitlich (phonologisch) als ⟨ch⟩ geschrieben, vgl. *geschach*, *sprache* einerseits sowie *nicht*, *durch*, *Knechte* andererseits. Umgekehrt ist die Verteilung von ⟨sch⟩ und ⟨s⟩ für [ʃ] dieselbe wie heute (*schnell*, *Fleisch* vs. *sprache*, *stimme*). Hier wie sonst bleibt natürlich ungefragt, welche Lautform und ob überhaupt eine bestimmte

Lautform gemeint ist. Wir stellen lediglich fest, was so aussieht wie im Gegenwartsdeutschen.

Von einer noch vorhandenen graphematischen Variantenvielfalt, die seit Luther im Sinne des Grubmüller-Zitats reduziert wurde, kann man vielleicht bei folgenden Schreibweisen sprechen. Das [t] wird teilweise ⟨th⟩ geschrieben, im vorliegenden Text konsequent in *thaten, gethan, thun*. Die Verbreitung des ⟨th⟩ in der stark aspirierten Position des [t] vor betontem Vokal war sehr unterschiedlich und hat sich lange gehalten. Ihre weitgehende Verbannung aus dem Kernwortschatz ist ja eine der wenigen substantiellen Errungenschaften der Kodifizierung unserer Orthographie auf der Orthographischen Konferenz von 1901.

Luther schreibt *kompt*. Solche Sproßkonsonanten sind in der Schrift mitunter grammatikalisiert worden, beispielsweise das ⟨t⟩ in *namentlich, wesentlich*, das heute teilweise als Fugenelement analysiert wird. Das ⟨p⟩, das in *kompt* durch die Notwendigkeit einer labialen Öffnung für einen koronalen Plosiv zustande kommt, ist bei umgekehrter Assimilationsrichtung lediglich in wenigen isolierten Fällen in die Schreibung eingegangen, erscheint hier aber nicht zusätzlich, sondern hat das [t] ersetzt (*empfangen, empfinden, empfehlen*). Die allgemeine Verwendung des Präfixes *ent* bleibt unberührt (*entfernen, entfachen*). Die Tage von Schreibungen wie *kompt* waren also gezählt.

Variation im Vergleich zu heute besteht bei einigen Schreibungen der geschlossenen Vokale [i] und [u] bzw. der ihnen entsprechenden Halbvokale oder Approximanten [j] und [ʋ]. In beiden Fällen kann man davon sprechen, daß die im lateinischen Alphabet nicht vorhandene Unterscheidung ⟨i–j⟩ sowie ⟨u–v⟩ anders als heute genutzt wird. ⟨v⟩ und ⟨u⟩ unterliegen einer formalen Distribution: wortinitial vs. medial, vgl. *vnter* vs. *ertzuater Dauid*, obwohl dort 1522 schon *ertzvater Dauid* gestanden hatte. Abweichungen in der Verwendung von ⟨i⟩ und ⟨j⟩ betreffen allein das ⟨j⟩. Es korrespondiert einmal mit betontem anlautendem [i] in Formen des Personalpronomens wie *jr, jren, jn, jnen*, die auch heute noch durch ein Dehnungs-*h* in ähnlicher Weise visuell markiert werden: *ihr, ihren, ihn, ihnen*. In anderen Fällen steht es für Onset und Nukleus einer betonten initialen Silbe, z.B. *jglicher, jrre*, heute *jeglicher, irre*. In Einsilbern wie *ich, in, ist* steht es – außer in den genannten pronominalen Formen – nicht.

Obwohl distributionelle Aussagen der vorstehenden Art wegen der schmalen Datenbasis unter erheblichem Vorbehalt stehen, scheint doch klar zu sein, daß es sich nirgendwo um freie graphematische Variation handelt. Der jeweilige Verwendungskontext wird entweder silbenstrukturell oder in Verbindung mit bestimmten kategorialen Gegebenheiten faßbar. Das bedeutet aber nichts anderes als einen Hinweis auf die Schwierigkeit, eine rein segmentale von

einer silbenbezogenen Graphematik zu unterscheiden und verwundert insofern nicht, als auch in der Phonologie umstritten bleibt, ob letztlich das Phonem oder die Silbe als Basiseinheit der Wortstruktur anzusehen sei (vgl. zum Deutschen ausführlich Maas 1999). Jeder Versuch einer vollständigen Reduktion auf Segmentales ist hoffnungslos. Aber selbst wenn man an die segmentale Graphematik als Kern von Alphabetschriftsystemen glaubt, sind bestimmte ihrer Züge auf gar keinen Fall segmental, sondern nur silbisch greifbar. Ihnen wenden wir uns jetzt zu.

3.2 Silbische Schreibungen

Das auffälligste silbenstrukturelle Merkmal der Wortschreibung im Gegenwartsdeutschen ist die Gemination von Konsonantbuchstaben dann, wenn das phonologische Wort in der entsprechenden Position einen ambisilbischen Konsonanten, ein sog. Silbengelenk, aufweist (Schärfungsschreibung). Die graphematische Distinktion besteht zum einfachen Konsonantbuchstaben wie in Minimalpaaren des Typs *Schotte – Schote, schwellen – schwelen*. Eine Gelenkschreibung wird immer durch mehrere Buchstaben realisiert, nicht immer jedoch durch Gemination. So haben wir ⟨*ck*⟩ statt ⟨*kk*⟩ (*Backe – Bake, spucken – spuken*) und ⟨*tz*⟩ statt ⟨*zz*⟩ (*Butze – Kapuze*). Das morphologische Prinzip besagt dann, daß eine Gelenkschreibung im gesamten Flexionsparadigma erhalten bleibt, wenn nicht besondere Gründe dagegenstehen (*spucken – spuckt*, 3.3).

Was Gemination betrifft, faßt 1a Formen zusammen, die Luther so schreibt wie wir heute. 1b zeigt Formen mit überschüssiger, 1c solche mit fehlender Gemination.

(1) Gemination

a. Gemination wie heute	b. überschüssige Gemination	c. fehlende Gemination
Herrn, jrre	*jnn*	*wil, vol, sol, solte, solt*
Helle, erfüllet, alle,	*ruffen, verkaufften,*	*Himel, genomen,*
schnelle, sollen	*gemeinschafft, helffen, auff,*	*zusamen, kompt*
Sonne, Menner, darinnen,	*angehefftet, Eilfften*	*spot*
denn		
stimme		
offenbarlich		
dritte, Gottes, Gott, hatte		

Der weitaus größte Teil der Geminationen in Gelenkposition wird so realisiert wie heute, er wird aber, wie 1c zeigt, nicht konsequent innerhalb des Paradigmas weitergereicht (*sollen – sol usw.*). Das spätere Verschwinden des überschüssigen ⟨*nn*⟩ in der Form *jnn* entspricht der Regel, insofern die Präposition als selbständiges und für sich grammatikalisiertes Wort anzusehen ist. Konsequent verdoppelt ist das ⟨f⟩, soweit es mit einem [f] im In- oder Auslaut korrespondiert. Die Sprachgeschichtsschreibung erklärt dies mit dem in mhd. ⟨v⟩ : ⟨f, ff⟩ markierten Artikulationsunterschied des Frikativs, der im Frnhd. zunächst durch ⟨f⟩ : ⟨ff⟩ wiedergegeben wurde. Doch wie auch beim ⟨ck⟩, das sich in Nichtgelenk-Positionen wie in *volck*, *truncken* findet, hat sich die heutige Gelenkgraphie zunächst zur Standardvariante im In- und Auslaut herausgebildet.

Besondere Probleme zeigen sich beim ⟨m⟩, das auch in echter Gelenkposition meist nicht verdoppelt wird (1c). Als Korrelat zum markierten (schwersten) Sonoranten und selbst von schwerer graphematischer Form wird es dem silbischen Prinzip zuletzt unterworfen. Es kommen weitere Gründe hinzu. Über die Form *kompt* wurde schon gesprochen, und auch der Wechsel der Vokalquantität wie in *nehmen – genommen*, *kam – gekommen* dürfte eine Rolle spielen (vgl. Fleischer 1966).

Die *z*-Schreibung kann wie in 2 zusammengefaßt werden. Sie entspricht weitgehend, aber nicht vollständig den heutigen Regularitäten.

(2) *z*-Schreibung

a.	b.	c.
Anlaut	In- u. Auslaut wie heute	In- u. Auslaut nicht wie heute
Zungen, zeigen, zeit, zu, Zeichen	*setzte, sitzen, letzten, entsatzten*	*hertz, ertzuater, verstörtzt, schmertzen, gantze*

Bezüglich der in der Phonologie seit langem erörterten Frage, ob [ts] als Affrikate anzusehen sei oder nicht, läßt sich gut eine Position vertreten, die wiederum auf den Kontext abhebt. Dabei ergibt sich, daß [ts] insbesondere im Anlaut viele Eigenschaften *eines* Segmentes hat. Und eben in dieser Position findet sich konsequent die Schreibung als ⟨z⟩, die dem entspricht.

Im übrigen scheint erneut der Unterschied zwischen Anlaut und Inlaut als Hauptkriterium zu wirken, d.h. auch in dieser Hinsicht hat sich die Silbe als graphematische Domäne noch nicht voll etabliert.

Nimmt man noch die *s*-Schreibung hinzu (auf die wir später zu sprechen kommen), dann sehen wir das silbische Prinzip für die Schärfungsschreibungen

noch in statu nascendi, aber schon weitgehend durchgesetzt. Dazu gehört auch, daß bestimmte Schärfungsschreibungen gar nicht vorkommen. Insbesondere geminiert Luther dann nicht, wenn zwischen dem betonten und dem unbetonten Silbenkern mehrere Konsonantgrapheme stehen. Er schreibt *gewaltig* und *windes*, nicht aber *gewalltig* und *winndes*.

Etwas anders sieht es mit den Dehnungs-Schreibungen aus. Betrachten wir zunächst, wo ein ⟨h⟩ geschrieben wird und wo nicht.

(3) *h*-Schreibung

a. Wortanfang	b. Dehnungs-*h* vorhanden	c. Dehnungs-*h* nicht vorhanden	d. silbenöffnendes *h* vorhanden
hören, himel, heiligen, hattens, hub	*Ohren, wehnet*	*jr, jren, jn, jnen, wonen, Söne, verkeren*	*sehen, sihe, sahe, eingehen, geschehen, ehe*

Im gegenwärtigen Deutsch gibt es ein Phonem [h] nur im Silbenonset, der gleichzeitig ein möglicher Wortanfang ist. Luther schreibt in diesem Fall wie wir ein ⟨h⟩ (3a). Alle anderen Vorkommen des Buchstabens ⟨h⟩ als Einzelgraphem sind stumm. Die initiale Position des Dehnungs-*h* im kanonischen Zweisilber ist die als Koda der ersten Silbe, wenn die zweite Silbe mit einem Sonorantgraphem beginnt (3b). Die weitaus überwiegende Zahl solcher Formen, die heute ein Dehnungs-*h* aufweisen, hat es bei Luther noch nicht (3c). Im Kernwortschatz des Gegenwartsdeutschen weist etwa die Hälfte der Wörter, die die Bedingungen für ein Dehnungs-*h* erfüllen, ein solches auf, die andere Hälfte nicht. Das Dehnungs-*h* ist für eine korrekte Leseaussprache in keinem Fall notwendig und insofern verwundert es nicht, daß Luther es kaum verwendet. Oder anders gesagt: seine aus heutiger Sicht korrekten Schreibungen *namen* und *hören* können für ihn graphematisch keinen anderen Status haben als die unkorrekten *wonen* und *verkeren*. Ob es wirklich schlagende strukturelle Gründe dafür gibt, daß sich einmal ein ⟨h⟩ durchgesetzt hat und das andere Mal nicht, weiß man aufs Ganze gesehen noch immer nicht.

Das andere stumme, das silbenöffnende ⟨h⟩, wird konsequent geschrieben (3d), es sei denn, dem stehe die phonetische Form des Wortes entgegen (*geschehen – geschach*). Auch hier bleibt allerdings die Frage ungestellt, wie weit das silbenöffnende ⟨h⟩ ein phonetisches Korrelat hatte. In der Standardlautung des Gegenwartsdeutschen ist es generell stumm, und Luthers Schreibungen zeigen

nur, daß diese im Kernwortschatz praktisch ausnahmslos geltende Schreibregel seit langem auf das engste an den Hiat der vorliegenden Form gebunden ist.

Ebenfalls im Übergang mit eindeutiger Orientierung auf das moderne System stellen sich die Diphthongschreibungen dar (4).

(4) Diphthongschreibungen

a. *einander, eines, einmütig, seiner, zerteilet, Geist, heiligen sey, bey, allerley*

b. *aus, auff, Haus, brausen*

c. *euch, ewren, feurig, fewr, trewme*

d.

	a	*e*
i	*ai*	*ei*
u	*au*	*eu*

Im Gegenwartsdeutschen ist die Diphthongschreibung weitgehend lautunabhängig nach dem Muster in 4d schematisiert. Von den vier Schreibdiphthongen sind bei Luther ⟨ei⟩ und ⟨au⟩ vorhanden, ⟨ey⟩ und ⟨ew⟩ sind fremd. Das ⟨ey⟩ hat sich bis weit ins 19. Jh. gehalten. Das ⟨eu⟩, der lautfernste Schreibdiphthong des Gegenwartsdeutschen, hat es besonders schwer, schon weil das ⟨u⟩ als Vokalschreibung noch nicht etabliert war und die Schreibung ⟨ew⟩ für einen schließenden Diphthong durchaus Vorteile hat: bis heute wird diskutiert, ob ihr zweiter Bestandteil nicht doch konsonantisch zu analysieren sei. Prinzipiell denkbar wäre auch die Herausbildung der Schreibdiphthonge ⟨ej, aj, aw, ew⟩ gewesen. Klar dürfte aber sein, daß entweder eine einheitliche Konsonant- oder eine einheitliche Vokalschreibung die Oberhand behalten mußte.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Syllabierung der Wortformen als solche. Die Regularisierung der Schreibsilbe im Gegenwartsdeutschen kommt nicht ohne ein echtes Vokalgraphem aus, deshalb werden Schreibungen wie *jglichen* oder *jm* zu *jeglichen* und *ihm*.

Ein Effekt vergleichbarer Art tritt bei der Regularisierung von Reduktionssilben zu Schreibungen mit ⟨e⟩ ein wie in *Herrn* → *Herren, Geists* → *Geistes oder redten* → *redeten*. Die Schreibung ⟨dt⟩ kann sich in einigen Fällen halten (*Städte, wandte*), weil hier aus unterschiedlichen Gründen kein Zwang zur Syllabierung des ⟨d⟩ besteht. In der regelmäßigen Verbflexion besteht ein derartiger Zwang. Offenbar weil das Dentalsuffix als **das** Kennzeichen der schwachen Flexion keiner Geminatenreduktion unterworfen werden kann, erhalten wir Formen wie *redete, badete, betete* usw. Schon bei Rückumlaut wie in *wandte, sandte* oder Umlaut wie in *rät, hält* ist das anders.

3.3 Morphologische Schreibungen

Die weitgehende Konstantschreibung morphologischer Einheiten innerhalb von Flexionsparadigmen gehört als logographischer Zug zu den charakteristischen Eigenschaften des Schriftsystems der Gegenwartssprache. Als Grundlage solcher Schreibungen haben sog. Explizitformen zu gelten, deren Schreibung phonographisch und silbisch determiniert ist. Wir geben einige Beispiele, die zeigen, wie weit aus heutiger Sicht bei Luther ein morphologisches Prinzip verwirklicht ist. Gerade bei diesem strukturell tiefsten Prinzip bedarf eine aussagekräftige Abschätzung der Reichweite eines erheblichen Aufwandes (vgl. Ruge 2004).

Für das Gegenwartsdeutsche ist, was das Verhältnis von Phonographischem und Morphologischem betrifft, bei den Vokalgraphemen vor allem das Verhältnis von ⟨e⟩ und ⟨ä⟩ kritisch. Das ⟨ä⟩ ist im Kernwortschatz meistens, aber keineswegs immer morphologisch determiniert (*Bach – Bäche, sah – sähe* vs. *Lärm, Krähe*; ähnlich ⟨au–äu⟩). Bei Luther gibt es keine morphologischen Schreibungen dieser Art. Ein Wechsel von ⟨a⟩ zu ⟨e⟩ findet auch innerhalb eines Flexionsparadigmas statt (5). Luther schreibt einheitlich, obwohl es durchaus erhebliche Unterschiede im Öffnungsgrad zwischen [e] und [æ] gab, die aber mehr und mehr neutralisiert wurden (vgl. Fleischer 1969; Bergmann 1998; Ruge 2004, 57ff.).

(5) *waren – weren, Menner, Auslender, Eltesten, Megde, wehnet*

Als Paradefall für die Durchsetzung des morphologischen Prinzips gilt allgemein die Nichtbeachtung der Auslautverhärtung sowie der daran gebundenen *g*-Spirantisierung in der Schrift. Für das Überspringen der Auslautverhärtung bei Plosiven finden sich in der Pfingstgeschichte und ihrer näheren Textumgebung die Beispiele in 6.

(6) Auslautverhärtung

a. *tage – tag, wurden – wird, reden – redten,* b. *wonend, hub, kund, stund, brod*
habe – habt, sage – gesagt, ergeben – ergab

Die für das Gegenwartsdeutsche gültige Regularität ist so gut wie durchgängig verwirklicht, sogar 'Übergeneralisierungen' (z.B. *brod* < ahd. *brôt*), auch bei Wörtern des Nahbereichs (z.B. *sind*), finden sich, und natürlich auch 'histori-

sche' Schreibungen (z.B. *vnd* < *vnde*). Eine Schreibung wie *tausent*, die in der weiteren Umgebung auftritt, ist schon etwas Besonderes.

(7) *g*-Spirantisierung

a. *offenbarlich, teglich, jglich*	b. *einmütig, selig, fewrig, selbigen, heiligen, gewaltigen*

Was das Überspringen der *g*-Spirantisierung (7b) betrifft, so läßt sich lediglich feststellen, daß Luther eine konsequente Unterscheidung der Suffixe *lich* und *ig* vornimmt. Die Realisierung des ⟨ig⟩ mit Frikativ gilt zwar für das gegenwärtige Deutsch als standardlautlich, weist aber nach wie vor eine erhebliche regionale Variation auf (vgl. König 1989). Damit sind wir aber erneut bei der viel weitergehenden Frage, wie weit die Interpretation der Daten vor dem Hintergrund des Gegenwartsdeutschen trägt. Mihms gründliche Untersuchung beispielsweise stellt für die Zeit Luthers fest: „Die als vorbildlich geltenden Aussprachenormen des 'Gemeinen Deutsch' und des Meißnischen kannten keine Auslautverhärtung [...]" (Mihm 2004, 197f.). Luther schreibt aus heutiger Sicht morphologisch. Das ist alles, was man sagen kann.

Kommen wir abschließend kurz auf die *s*-Schreibung zu sprechen. Sie stellt für einen Schreibgebrauch wie den Luthers insofern ein Problem dar, als das lateinische Alphabet für eine Verwendung wie im Deutschen nur ein s-Graphem bereitstellt, das also sowohl mit dem stimmhaften wie mit dem stimmlosen koronalen Frikativ korrespondieren muß. Stimmhafte und Stimmlose sind hier weitgehend, aber eben nicht vollständig komplementär verteilt:

(8) *s*-Schreibung

a. [z] im Anfangsrand	b. [ʃ] im Anfangsrand vor [p] und [t]	c. [s] im Endrand	d. [s] als Gelenk	e. [s] zwischen gespanntem betontem und unbetontem Vokal
sie, sich, sind, sei, sol, sahe, Söne, brausen, diese, gesagt	*sprache, spot, stimme, stund aber schnelle, geschehen*	*das, aus, als, ist, eines, Haus, Geist, weissagen*	*lasset, wisset, Jüdengenossen*	*grossen, süsses, ausgiessen, sassen*

Die Schreibungen 8a–d entsprechen unseren heutigen, sieht man einmal davon ab, daß Luther (an anderer Stelle) *wuste, gewis* schreibt, wo bis zur Neuregelung ein ⟨ß⟩ verwendet wurde. Auch die Konjunktion *das* schreibt Luther ja mit ⟨s⟩.

Das System kollabiert bei 8d, e. Das fehlende ⟨ß⟩ führt hier eindeutig zu Leseerschwernis. Wir haben an dieser Stelle sozusagen Schweizer Verhältnisse und es sieht alles danach aus, als würden die wenigen Schweizer Scharfmacher unter den Neureglern den ganzen riesigen deutschen Sprachraum zu Luther zurückführen. Der häufigste durch die Neuregelung verursachte Rechtschreibfehler ist vom Typ 8e, d.h. viele Kinder schreiben jetzt Strasse, reissen, draussen. Und nicht wenige Deutschlehrer meinen, die Tage des ⟨ß⟩ seien gezählt.

4 Fazit

Luthers Schreibweise befindet sich auf dem Weg weg von einer Dominanz des phonographischen Prinzips. Ihre Bedeutung für die Herausbildung eines überregionalen Standards liegt nicht im Ausgleich als interregionalem Kompromiß, sondern in der höheren Abstraktheit der Schreibweisen im Sinne einer abnehmenden Lauttreue.

Gerade wenn man, wie Mihm 2004 überzeugend vor Augen führt, die zentrale Bedeutung von Diskontinuitäten und inkonsitenten Erscheinungen für die Gesamtentwicklung einer Sprache anerkennen muß, mag es auch erlaubt sein, einen Luthertext mit seiner Gestalt im Gegenwartsdeutschen direkt zu vergleichen. Was man dabei sieht, ist in den Details erstaunlich, aber es liefert auch einen Teil der Erklärung dafür, daß jeder die Lutherbibel letzter Hand so gut verstehen kann. Beinahe wie Pfingsten.

Literatur

ALBERTZ, Rainer 1989: Die Frage des Ursprungs der Sprache im Alten Testament. In: GESSINGER / VON RAHDEN (Hgg.), Bd. 2, 1–18.

BERGMANN, Rolf 1998: Das morphologische Prinzip in der Rechtschreibreform und ihrer Diskussion. Synchronisches Prinzip und historischer Sprachgebrauch bei den Umlautgraphemem ⟨ä⟩ und ⟨äu⟩. In: Sprachwissenschaft 23, 167–183.

EISENBERG, Peter 1993: Linguistische Fundierung orthographischer Regeln. Umrisse einer Wortgraphematik des Deutschen. In: BAURMANN, Jürgen u.a. (Hgg.): homo scribens. Tübingen, 67–93.

Ders. ([2]2004): Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart / Weimar.

FLEISCHER, Wolfgang 1966: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Berlin.

Ders. (1969): Phonem und Graphem bei der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache. Band 1. Leipzig, 229–233.

GESSINGER, Joachim 1993: Über den Zusammenhang von Schriftspracherwerb, Schriftsystem und schriftsprachlich induziertem Wandel. In: OBST 47, 102–125.

Ders. 1994: Auge & Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen. 1700–1850. Berlin / New York.

Ders. / VON RAHDEN, Wolfert (Hgg.) 1989: Theorien vom Ursprung der Sprache. 2 Bde. Berlin / New York.

GRUBMÜLLER, Klaus 1984: Sprache und ihre Verschriftlichung in der Geschichte des Deutschen. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin / New York. Hbd. 1, 205–214.

HARDT, Michael 2000: Empire. Cambridge (Mass).

KÖNIG, Werner 1989: Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.

LAMBECK, Hein 1633: Düedsche Orthographia. Lehred: De Wörde und Namen grundelyck Boeckstaueren/recht lesen und Schryuen. Hamburg.

LERCHNER, Gotthard 2001: Geschichte der deutschen Sprache. In: FLEISCHER, Wolfgang u.a. (Hgg.): Kleine Enzyklopädie der deutschen Sprache. Frankfurt a.M. u.a., 512–647.

LUTHER, Martin 1929: D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe Weimar 1883ff. (WA). Abt. 3: Die Deutsche Bibel, Bd. 6.

MAAS, Utz 1999: Phonologie. Eine Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen. Opladen.

Ders. 2000: Orthographie. Materialien zu einem erklärenden Handbuch der Rechtschreibung des Deutschen. Typoskript Univ. Osnabrück.

MIHM, Arend 2004: Zur Geschichte der Auslautverhärtung und ihrer Erforschung. In: Sprachwissenschaft 29, 134–206.

PRIMUS, Beatrice 2000: Suprasegmentale Graphematik und Phonologie: Die Dehnungszeichen im Deutschen. In: Linguistische Berichte 181, 9–34.

Dies. 2003: Zum Silbenbegriff in der Schrift-, Laut- und Gebärdensprache – Versuch einer mediumübergreifenden Fundierung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 22, 3–55.

RUGE, Nikolaus 2004: Aufkommen und Durchsetzung morphembezogener Schreibungen im Deutschen 1500–1770. Heidelberg.

VOESTE, Anja 2004: Graphotaktik. In: RIECKE, Jörg u.a. (Hgg.): Einführung in die historische Textanalyse. Göttingen, 183–202.

Dies. (i.A.): Orthographie und Innovation. Die Segmentierung des Wortes im 16. Jahrhundert. Universität Potsdam.

Anlage 1: 1522

UNnd als der tag der pfingiſten erfullet war, waren ſie alle eynmutig zu hauffe, [2]vnd es geſchach ſchnell eyn brauſſen von hymel, als eynes gewaltigen winds, vnd erfullet das gantze haus, da ſie ſaſſen, [3]vnd man ſahe an yhn die zungen zurteylet, als weren ſie fewrig, vnd er ſatzt ſich auff eynen iglichen vnter yhn, [4]vnd wurden alle voll des heyligen geyſts, vnnd fiengen an zu predigen mit andern zungen, nach dem der geyſt yhn gab auß zu ſprechen.

[5]Es waren aber Juden zu Jeruſalem wonend, die waren Gottfurchtige menner, aus allerley volck, das vnter dem hymel iſt, [6]Da nu diſe ſtym geſchach, kam die menge zu ſamen vnd wurden verſtortzt, denn es horet eyn iglicher, das ſie mit ſeyner ſprach redten, [7]ſie entſatzten ſich aber alle, verwunderten ſich vnnd ſprachen vnternander, Sihe, ſind nicht diſe alle, die da reden, von Gallilean, [8]wie horen wyr denn, eyn iglicher ſeyne ſprach, darynnen wyr geporn ſind? [9]Parter vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wyr wonen ynn Meſopotamien, vnd ynn Judea vnd Cappadokia, Ponto vnd Aſia, [10]Phrygia vnnd pamphylia, Egypten vnd an den enden der Libien bey Kyrenen, vnd außlender von Rom, [11]Juden vnd Juden genoſſen, Kreter vnd Araber, wyr horen ſie mit vnſern zungen die groſſe thatten Gottis reden, [12]ſie entſatzten ſich alle, vnd wurden yrre vnd ſprachen, eyner zu dem andern, was will das werden? [13]die andern aber hattens yhren ſpott vnd ſprachen, ſie ſind voll ſuſſes weyns.

[14]Da tratt Petrus auff mit den eylffen, hub auff ſeyne ſtym vnd redet zu yhn, yhr Juden, lieben menner, vnd alle die yhr zu Jeruſalem wonet, das ſey euch kund gethan, vnd laſt meyne wort zu ewrn oren eyngehen, [15]denn, diſe ſind nicht truncken, wie yhr wehnet, ſyntemal es iſt die dritte ſtund am tage, [16]Sondern das iſts, das durch den propheten Joel zuuor geſagt iſt, [17]Vnd es ſoll geſchehen ynn den letzten tagen, ſpricht Gott, Jch will aus gieſſen von meynem geyſt auff alles fleyſch, vnnd ewre ſone vnd ewre tochter ſollen weyßſagen, vnd ewre iungling ſollen geſicht ſehen, vnd ewren Eltiſten ſollen trewme trewmen, [18]vnnd auff meyne knechte vnnd auff meyne megde will ich ynn den ſelbigen tagen vor meynem geyſt außgießen, vnnd ſie ſollen weyß ſagen, [19]vnd ich will geben wunder oben ym hymel, vnd zeychen vnden auff erden, blutt vnnd fewr, vnnd rauch dampff, [20]die Sonne ſoll ſich verkeren ynn finſternis vnnd der mond ynn blutt, ehe denn der groſſe vnd offenberliche tag des herren kompt, [21]Vnnd ſoll geſchehen, wer den namen des herrn anruffen wirt, ſoll ſelig werden.

Anlage 2: 1546

UNd als der tag der Pfingſten erfůllet war, waren ſie alle einmůtig bey einander. [2]Vnd es geſchach ſchnelle ein brauſen vom Himel, als eines gewaltigen windes, vnd erfůllet das gantze Haus, da ſie ſaſſen. [3]Vnd man ſahe an jnen die Zungen zerteilet, als weren ſie fewrig, Vnd Er ſatzte ſich auff einen jglichen vnter jnen, [4]vnd wurden alle vol des heiligen Geiſts, vnd fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geiſt jnen gab aus zuſprechen.

[5]ES waren aber Jůden zu Jeruſalem wonend, die waren gottfůrchtige Menner, aus allerley Volck, das vnter dem himel iſt. [6]Da nu dieſe ſtimme geſchach, kam die Menge zuſamen, vnd wurden verſtörtzt, Denn es höret ein jglicher, das ſie mit ſeiner ſprache redten. [7]Sie entſatzten ſich aber alle, verwunderten ſich, vnd ſprachen vnternander, Sihe, ſind nicht dieſe alle, die da reden, aus Galilea? [8]wie hören wir denn, ein jglicher ſeine ſprache, darinnen wir geboren ſind? [9]Parther vnd Meder, vnd Elamiter, vnd die wir wonen in Meſopotamia, vnd in Judea, vnd Cappadocia, Ponto vnd Aſia, [10]Phrigia vnd Pamphylia, Egypten, vnd an den enden der Lybien bey Cyrenen, vnd Auslender von Rom, [11]Jůden vnd Jůdegenoſſen, Creter vnd Araber, wir hören ſie mit vnſern Zungen, die groſſen thaten Gottes reden. [12]Sie entſatzten ſich alle, vnd wurden jrre, vnd ſprachen einer zu dem andern, Was wil das werden? [13]Die andern aber hattens jren ſpot, vnd ſprachen, Sie ſind vol ſůſſes Weins.

[14]DA trat Petrus auff mit den Eilffen, hub auff ſeine ſtimme, vnd redte zu jnen, Jr Jůden, lieben Menner, vnd alle die jr zu Jeruſalem wonet, Das ſey euch kund gethan, vnd laſſet meine wort zu ewren ohren eingehen. [15]Denn dieſe ſind nicht truncken, wie jr wehnet, ſintemal es iſt die dritte ſtund am tage. [16]Sondern das iſts, das durch den propheten Joel zuuor geſagt iſt, [17]Vnd es ſol geſchehen in den letzten tagen, ſpricht Gott, Jch wil ausgieſſen von meinem Geiſt auff alles Fleiſch, vnd ewre Söne vnd ewre Töchter ſollen weiſſagen, vnd ewre Jůnglinge ſollen geſichte ſehen, vnd ewre Elteſten ſollen trewme haben. [18]Vnd auff meine Knechte vnd auff meine Megde wil ich in den ſelbigen tagen von meinem Geiſt ausgieſſen, vnd ſie ſollen weiſſagen. [19]Vnd ich wil Wunder thun oben im himel, vnd Zeichen vnten auff erden, blut vnd fewr, vnd rauchdampff. [20]Die Sonne ſol ſich verkeren in Finſternis, vnd der Mon in blut, ehe denn der groſſe vnd offenberliche Tag des HERRN kompt. [21]Vnd ſol geſchehen, Wer den namen des HERRN anruffen wird, ſol ſelig werden.

Christian Fischer

Variation und Korrelation im Mittelniederdeutschen. Möglichkeiten und Grenzen der Variablenlinguistik

1 Ausgangssituation

Schon seit einer Reihe von Jahren darf das durch junggrammatische wie strukturalistische Traditionen begründete Postulat von der Homogenität und Invarianz sprachlicher Systeme als überwunden gelten. In der sprachhistorischen Zunft wird heute sprachliche Variation nicht mehr als Störung einer idealen und intakten Ordnung der linguistischen Verhältnisse angesehen (und durch außersprachliche Faktoren wegzuerklären versucht), sondern gilt vielmehr als Normalzustand natürlicher Sprachen. Erklärungsbedürftig ist danach nicht die variantenreiche Sprache, sondern vielmehr der Ausnahmefall eines streng normierten Sprachsystems ohne Variation. Seit den Arbeiten William Labovs (naturgemäß mit einer gewissen Verzögerung) bezieht auch die Sprachgeschichtsforschung das Nebeneinander verschiedener Varianten integral in ihre Analyse und deren Darstellung mit ein.[1]

An einer übergreifenden, die verschiedenen Ebenen erfassenden Theorie der Variation, von Klaus J. Mattheier bereits vor über 20 Jahren gefordert,[2] fehlt es indes bis heute. Der vorliegende Beitrag stellt mosaiksteinartig einige Aspekte für eine theoretische Fundierung variablenlinguistischer Untersuchungen zusammen. Es handelt sich dabei in erster Linie um Beispiele aus der praktischen Arbeit mit der Kartierung raum- bzw. zeitgebundener Variablen des Mittelniederdeutschen. Doch diese Beispiele haben exemplarischen Wert und sollen zur Illustration übergreifender und theoretischer Probleme dienen.

---

[1] Vgl. hierzu jetzt Elmentaler 2003, der S. 309 davon spricht, graphematische Variation werde mittlerweile „[...] nicht mehr als Erkenntnishindernis, sondern gerade als Schlüssel zum Verständnis vormoderner Schreibsprachen angesehen". Als Beispiel für die Auswirkungen solcher Paradigmenwechsel auf germanistische Großprojekte können die mehrbändige frühneuhochdeutsche Grammatik (hrsg. von Hugo Moser, Hugo Stopp und Werner Besch, Heidelberg 1970ff.) und die für das Mittelhochdeutsche von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera begonnene vierbändige Grammatik sowie der im folgenden häufig für Beispiele herangezogene „Atlas der spätmittelalterlichen Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete" (ASnA) gelten. Vgl. hierzu Fischer / Peters 2004.

[2] Vgl. Mattheier 1984.

2 Bereiche sprachlicher Variabilität

Sprache ist insofern variabel, als daß zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite nicht immer eine eindeutige Zuordnung besteht.[3] Ein sprachliches Element, bei dem verschiedene Zuordnungen möglich sind, wird in der Regel 'Variable' genannt; die verschiedenen Realisierungen einer solchen Variable heißen 'Variante'.[4]

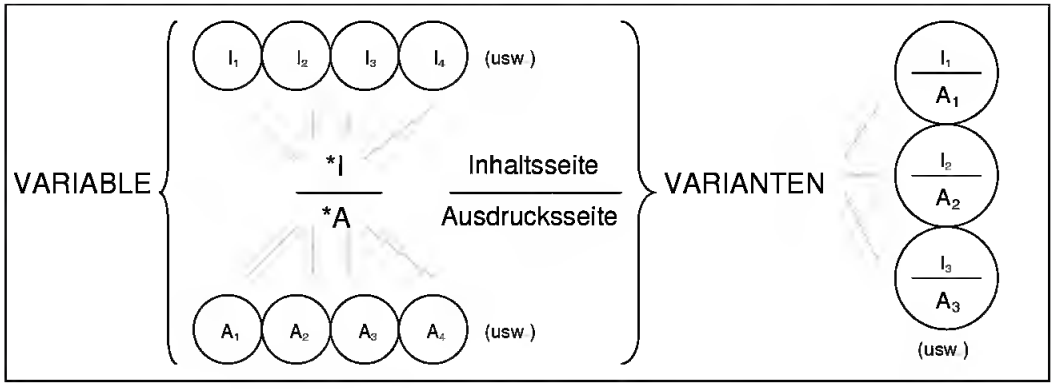


Abb. 1: Modell einer Variable

Ein vergleichsweise unproblematisches Beispiel einer Variablen ist das Phonem. Sein abstrakter Inhalt wird eindeutig bestimmt durch die Position im System. Auf der Ausdrucksseite lassen sich verschiedene Realisierungen, Allophone, als Varianten ermitteln. Allen Allophonen ist derselbe Inhalt zuzuordnen, so daß man zu einem vereinfachten Aufbau des oben gezeigten Modells gelangt:

Variable: Phonem /x/ mit dem Inhalt X (Position im System)

Varianten: Allophone [x'], [x''] usw. mit dem Inhalt X

Auch der umgekehrte Fall mit nur einem Element auf der Ausdrucks- und mehreren Elementen auf der Inhaltsseite ist unkritisch. Ein klassisches Beispiel ist Polysemie. Dem Ausdruck *Tafel* etwa lassen sich in der deutschen Standardsprache zwei Inhalte zuordnen ('Schreibfläche' : 'gedeckter Tisch'):

Variable: Ausdruck *Tafel* mit dem Proto-Inhalt 'größere ebene Platte'

Varianten: Ausdrücke $Tafel_1$, $Tafel_{2\,(usw.)}$ mit den Inhalten 'Schreibfläche' bzw. 'gedeckter Tisch' usw.

[3] Vgl. Mattheier 1984, 769.
[4] Vgl. Mattheier 1984, 770. Ähnlich später Peters 1987, spez. 61.

Bei beiden gezeigten Beispielen ist die Lage dadurch vergleichsweise klar, daß jeweils eine der beiden Seiten der Variablen konstant bleibt und von Variante zu Variante unterschiedlichen Werten auf der anderen Seite zugeordnet wird. Doch es gibt auch Fälle, bei denen auf der Ausdrucks- wie auf der Inhaltsseite Variation zu beobachten ist. Ein Beispiel dafür ist der Komplex 'oder' / 'ob' / 'falls' im Mittelniederdeutschen, dem sich auf der Ausdrucksseite die Formen *ef, if, of, eft(e), ift(e), ichte, oft(e)* sowie eine Reihe weiterer Schreibungen zuordnen lassen.[5]

Auf das mittelniederdeutsche Overall-System bezogen, haben wir es hier mit einer Überschneidung von Polysemie und Synonymie zu tun; es gibt auf der Ausdrucks- wie auf der Inhaltsseite verschiedene Elemente nebeneinander. Es ergibt sich damit das folgende Schema für eine komplexe Variable:

Variable: Ausdrücke *ef, of, eft(e)* (usw.) mit dem Inhalt 'oder' / 'ob' / 'falls'

Varianten: *ef* 'oder' : *ef* 'falls'; *ofte* 'oder' : *ofte* 'ob' : *ofte* 'falls' (usw.)

Wenn von sprachlicher Variation und Variabilität die Rede ist, so heißt das stets, daß die zur Diskussion stehenden unterschiedlichen konkreten Realisationsformen bei aller Verschiedenheit zusammengehören. Das funktioniert in dem abgebildeten Modell über ein Proto-Element mit dem Inhalt *I und der formalen Entsprechung *A auf der Ausdrucksseite.

Nun kann ein solches Proto-Element auf verschiedene Weise motiviert sein. Einerseits rekurriert sein Ansatz auf eine etwaige genetische Verwandtschaft der Varianten und erfaßt damit die diachronische Perspektive.

Andrerseits wird damit auf der synchronischen Ebene die Tatsache bezeichnet, daß die Varianten im weitesten Sinne austauschbar sind. Das funktioniert freilich nur, wenn sie demselben sprachlichen System angehören. Ohne eine fixe Bezugsgröße läßt sich Variation nicht vorstellen. Oder anders formuliert: „Variation setzt [...] Einheit voraus."[6]

Zu klären ist allerdings, auf welcher theoretischen Ebene diese „Einheit" anzusiedeln ist. Denn das Bezugssystem sollte weder zu groß noch zu klein geraten. Die Extreme sind schnell genannt, und es ist leicht Einigkeit darüber herzustellen, dass etwa das Urgermanische als Protosystem für die Betrachtung

[5] Gewichtet man die Varianten nach Quantität, so werden die Verhältnisse etwas übersichtlicher, denn beinahe alle Formen (bis auf *ift*) bedeuten überwiegend 'oder' (ca. 65% aller Fälle) und nur äußerst selten 'ob' (ca. 2% aller Fälle); die Bedeutung 'falls' macht ca. 33% aller Fälle aus. Zur Überschneidung von Heteronymie und Polysemie vgl. unten die Abschnitte 2.4 und 2.5.

[6] Vgl. Goossens 1980, 40.

von Variabilität zu groß, der Ideolekt eines einzelnen Sprechers bzw. Schreibers dagegen in der Regel zu klein ist. Zwar gibt es zweifellos in beiden Fällen eine (wenn auch unterschiedlich ausgeprägte) Konstanz linguistischer Merkmale („Einheit"), doch läßt sich beim historischen Konstrukt genausowenig eine Sprachgemeinschaft ausmachen, in der die Ursprache mit ihrem Nebeneinander verschiedener Varianten verwendet worden wäre, wie dies auch bei sprachlichen Äußerungen der Fall ist, die an eine einzelne Person gebunden sind. „Sprachgemeinschaft ist Verkehrsgemeinschaft" – in diese griffige Formel hat Werner Besch die offenkundig unabdingbare Voraussetzung gebracht, daß die Sprecher einer Sprache auch miteinander zu tun haben und über die Möglichkeit verfügen müssen, untereinander in Kontakt zu treten.[7] Ein weiterer wichtiger Aspekt schließlich ist das Bewußtsein der Sprecher, eine Sprache zu sprechen, die sich von anderen deutlich unterscheidet.[8] Wenn alle diese Bedingungen erfüllt sind, dann gibt es in der Variablenlinguistik keine theoretischen Probleme mit dem Bezugssystem. Weil aber die Beleglage nur selten erlaubt, die sprachhistorische Realität mit den dazugehörigen Bewertungssystemen ohne größere Lücken zu rekonstruieren, behilft sich die auf historische Sprachstufen abzielende Variablenlinguistik häufig mit der Annahme eines sogenannten Overall-Systems als Vorstufe der zu untersuchenden Varietät. Hier wird von räumlichen, zeitlichen und anderen Differenzierungen abstrahiert und ein mehr oder weniger intaktes System angenommen, aus dem sich die belegten Formen herleiten lassen. In diesem Sinne kann man dann von Variabilität und Variablen sprechen. Doch erfaßt man auf diese Weise lediglich die Variabilität eines Proto-Systems.

Je mehr einzelne Analysen vorliegen, desto differenzierter wird das Bild des Protosystems, das nun immer deutlicher in verschiedene Teilsysteme zerfällt. Dabei ist für jedes Teilsystem eine bestimmte Kombination sprachlicher Merkmale charakteristisch. Anhand dieser Merkmale, man könnte ihre Träger primäre Variablen oder Variablen erster Ordnung nennen, läßt sich das Proto-System in verschiedene – primäre – Teilsysteme aufgliedern. Logischerweise sind die primären Teilsysteme hinsichtlich der primären Variablen in sich nicht differenziert. Die Variabilität innerhalb der Subsysteme ist an andere Merkmale gebunden, die sich entweder ganz konventionell auf die Beschreibungsebenen Graphematik, Phonologie, Morphologie, Lexikologie, Syntax und Formelgebrauch beziehen lassen oder je nach Reichweite und linguistischem Gewicht als sekundäre, tertiäre usw. Variablen bezeichnet werden können. Dabei ist hervorzuheben, daß es keine festen Verbindungen zwischen den linguistischen Be-

[7] Vgl. Besch 1981. Vgl. ferner ders. 1993, Zit. ebd. 114.
[8] Vgl. Mattheier 1998, spez. 825.

schreibungsebenen einerseits und den hierarchisierten Variabilitätsebenen andrerseits gibt. Lexikologische Variablen werden häufiger primäre Variablen sein als beispielsweise graphematische Formenvielfalt, denn wortgeographische Gegensätze sind, wie wir aus der Dialektologie wissen, häufig besonders alte und mit anderen Merkmalen zusammenfallende Sprachgrenzen. Differenzierungen auf der Ebene der Graphienwahl dagegen sind eher an der Oberfläche anzusiedeln, denn sie betreffen schon einmal ausschließlich den Bereich der Schriftlichkeit und werden demzufolge zumeist eher auf den unteren Plätzen der Hierarchie rangieren.

2.1 Graphematische Variation

Variation auf der Ebene der Graphematik liegt sicher in solchen Fällen vor, in denen zwei oder mehr verschiedenen Schreibungen lediglich eine lautliche Entsprechung zugeordnet werden kann. Als Beispiel sollen die beiden Realisierungen <s> und <z> herangezogen werden, die im Mittelniederdeutschen in prävokalischer Stellung für den stimmhaften alveolaren Frikativ /s/ stehen können. Die Normalschreibung ist <s>, doch vor allem in der Zeit zwischen 1360 und 1380 wird in bestimmten Regionen überwiegend <z> geschrieben – eine in hohem Maße durch Raum und Zeit (und ggf. weitere Faktoren) determinierte Variable, die wegen der hohen Frequenz von Wörtern mit *s*-Anlaut (*selve, sundach, ses, seven* usw.) das äußere Bild eines Textes stark prägen kann und der damit wohl auch eine gewisse Signalwirkung beigemessen werden muß.

Im Bereich der Vokalgraphien ist die unterschiedliche Kennzeichnung der Vokallänge ein Beispiel für Variabilität auf graphematischer Ebene: Ob der Langvokal gar nicht, durch Verdoppelung der Vokalgraphie oder durch nachgeschriebenes <e>, <i> oder <h> markiert ist, erlaubt keine weiteren Rückschlüsse auf den lautlichen Hintergrund. Zwar ist die Variable in hohem Maße raum- und zeitgebunden, der Schreiber zeigt durch die Verwendung der einen oder der anderen Variante sehr deutlich seine schreibsprachliche Orientierung. Zugleich ist die Variable jedoch beschränkt auf die äußere Gestalt. Sie bildet keine lautgeschichtlich bedeutsamen Differenzen ab.[9]

[9] Vgl. hierzu abweichend Elmentaler 1998. Elmentaler interpretiert den von ihm beobachteten sog. Deuterographenwechsel von nachgeschriebenem <e> und <i> bei der Kennzeichnung der Länge des aus germ. *au* entstandenen ô in der Duisburger Schreibsprache als schreibsprachliche Korrespondenz zu silbenspezifischen Differenzierungen in der gesprochenen Sprache. Vgl. dazu auch Fischer 2000.

2.2 Phonologische Variation

Variation auf phonologischer Ebene ist bei der Untersuchung historischer Schreibsprachen zunächst nicht von graphematischer Variation zu unterscheiden. Es bedarf der linguistischen Analyse um festzustellen, ob das Nebeneinander verschiedener Graphien ggf. mit Variation im Lautsystem zusammenhängt. Verbindungen zu rezenten sprechsprachlichen Varietäten sind bei einer solchen Konstellation die sichersten Indizien für phonologische Varianz.

So ist die Verdumpfung des kurzen *a* zu *o* vor *ld* und *lt*, durchgeführt in großen Teilen des mittelniederdeutschen Sprachraums, gut belegt in rezenten niederdeutschen Mundarten (*holden* bzw. *hollen, kolt*). Im Mitteldeutschen dagegen ist altes *a* in dieser Position erhalten geblieben. Auch im Südwestfälischen finden sich zahlreiche Belege mit erhaltenem *a* (z.B. *halden, balde, wald* usw.); sie konkurrieren jedoch mit der großräumiger verbreiteten niederdeutschen Normalform mit *o* (z.B. *olde* : *alde* 'alt'). Vor diesem Hintergrund ist die im südwestfälischen Mittelniederdeutsch anzutreffende Variation *a* : *o* in Wörtern wie *kalt/kolt, wald/wold, halden/holden, alt/olt* usw. als phonologisch zu charakterisieren. Die Variable ist das Proto-Phonem *a*, das in diesem Raum vor *ld* bzw. *lt* in den verschiedenen Realisationsformen *a* und *o* auftreten kann.

Ganz ähnlich und nur geringfügig komplizierter sind die Verhältnisse bei Phonemspaltung, wie sie beispielsweise wohl beim mnd. $\hat{e}^2$ (< germ. *ai*) vorliegt, für das gewöhnlich die Qualität eines halboffenen /ɛ:/ angenommen wird.[10] Dieser Laut hat sich – außer im Münsterland und Südwestfalen – teilweise ($\hat{e}^{2b}$) dem geschlosseneren $\hat{e}^4$ und teilweise ($\hat{e}^{2a}$) dem offeneren $\hat{e}^1$ angeschlossen. Felix Wortmann nimmt an, daß diese Phonemspaltung in altsächsischer Zeit stattgefunden hat (9. Jh., evtl. früher) – auf jeden Fall müsse sie vor der Diphthongierung des $\hat{e}^4$ im 14. Jahrhundert abgeschlossen gewesen sein.[11] Die Verhältnisse sind kompliziert und nicht einfach durch die Silbenstruktur oder Lexembindung zu erklären. Bis heute gilt, was Wortmann 1960 schrieb: „Die Regel, nach der sich $\hat{e}^2$ in $\hat{e}^{2a}$ und $\hat{e}^{2b}$ gespalten hat, ist noch nicht gefunden."[12] Eines jedoch ist deutlich: Eine lautliche Einheit $\hat{e}^2$ läßt sich für das Mittelniederdeutsche aus den genannten Gründen nicht ansetzen. Vielmehr ist bei den ungerundeten palatalen Vokalen von einer lautlichen Vielfalt mit verschiedenen Öffnungsgraden auszugehen – mit anderen Worten: von Variabilität. Mittelniederdeutsches $\hat{e}^2$ ist also kein „Laut" und noch weniger ein Phonem, sondern eine Variable. Die Ein-

[10] Vgl. z.B. Niebaum 2000, 1427.
[11] Vgl. Wortmann 1960, spez. 14 und 22.
[12] Wortmann (wie Anm. 11), 18.

heit, die in unterschiedlichen phonetischen Varianten realisiert werden kann, ist das Rekonstrukt germanisch *ai*, das in Lexemen wie *Stein, Bein* oder *Kleid* usw. vorkommt.

Während bei der Variation *halden* : *holden* kombinatorischer Lautwandel vorliegt, der mit der Nachbarschaft der Konsonantenverbindungen *ld* bzw. *lt* zusammenhängt, stehen die Varianten der Variable $\hat{e}^2$ bis auf weiteres unerklärt nebeneinander. Daß die Integrität der Phoneme *a* und *o* durch den Wandel *a* > *o* vor *ld, lt* nicht gefährdet wird, während /ɛ:/ durch die Spaltung des $\hat{e}^2$ in $\hat{e}^{2a}$ und $\hat{e}^{2b}$ verloren geht, spielt für den theoretischen Status der beiden Variablen keine Rolle.

2.3 Morphologische Variation

Bei Variation auf der Ebene der Morphologie, also in den Bereichen Wortbildung und Flexion, wird der theoretische Status einer Variable besonders deutlich, denn weder kann (wie in vielen Fällen bei der phonologischen Variation) eine der Varianten als Proto-Form eingesetzt werden, noch läßt sich ohne weiteres eine konstante Bezugsgröße ausmachen (wie etwa bei der lexikalischen Variation die Wortbedeutung). Hinzu kommt, daß die Abgrenzung zur phonologischen Variation in einigen Fällen Probleme bereitet. So ist beispielsweise bei dem vielfältigen Befund der Belege für die flektierte Form des Personalpronomens in der ersten Person Plural nicht trennscharf zu unterscheiden, welche Variante auf morphologischer und welche auf phonologischer Ebene anzusiedeln ist. Grundsätzlich ist im gesamten mittelniederdeutschen Sprachraum bei den Personalpronomen der Synkretismus von Dativ und Akkusativ festzustellen. Dabei liegt zumeist die Form des Dativs zu Grunde, doch in Teilen des Sprachraums (v.a. Ostfalen) finden sich auch Belege für einen Ausgleich auf der Grundlage des Akkusativs. Bei *uns* und *us* scheint klar zu sein, daß sie auf alte Dativformen zurückgehen, während *unsek, usek* und *osek* eindeutig auf alte Akkusativformen zurückgeführt werden können. Die Variation *uns* : *us* ist demnach wie die von *unsek, usek* und *osek* als phonologisch einzuordnen, während der Gegensatz *uns* : *unsek*, *us* : *usek* usw. auf morphologischer Variation beruht. Die ebenfalls belegte Form *os* jedoch scheint, darauf deutet die räumliche Distribution der Belege, eine Kürzung der Akkusativform *osek* zu sein. Möglicherweise gilt auch für einen Teil der *us*-Belege, daß sie auf *usek* zurückgehen.[13] Damit wäre die Variation *us* : *os* vor allem morphologischer, die Variation *os* : *osek* dagegen phonologischer Natur. Da erst eine eingehende Betrachtung der Befun-

[13] Vgl. Fischer / Peters 2004, 413f.

de *os* als Kürzungsprodukt einer alten Akkusativform identifizieren kann (und auch das bis auf weiteres nicht mit Gewißheit), verwischen die Grenzen der Analyseebenen. Konsequenterweise müßte man in diesem Fall demnach von zwei Variablen ausgehen, nämlich von uns[1] (< Dativ) und uns[2] (< Akkusativ). Das Problem ist nur, daß selbst bei zeitaufwendiger Prüfung von Einzelfällen häufig nicht eindeutig zu entscheiden sein wird, welcher der beiden Variablen eine belegte Form wie *us* oder *os* nun zuzuordnen ist. Das hätte zur Folge, daß man auf solche Belege ganz verzichten müßte – obwohl doch ganz klar ist, daß es sich synchron um Varianten einer Pronominalform mit der Bedeutung 'uns' handelt. Man wird in solchen Fällen nach einer Kompromißlösung zu suchen haben, die es erlaubt, möglichst viele Belege zu berücksichtigen; dafür wird man in Kauf nehmen müssen, daß nicht in allen Fällen klar zwischen phonologischer und morphologischer Variation zu unterscheiden ist.

Manches von dem, was auf den ersten Blick morphologische Variation zu sein scheint, ist in Wirklichkeit rein phonologisch bedingt, wie etwa die Variation *-schap* : *-schop* : *-schup* beim denominativen Abstraktsuffix, das dem hochdeutschen *-schaft* entspricht, oder die Variation *-nisse* : *-nüsse* beim deverbativen Abstraktsuffix *-nis* (z.B. *verstantnisse* : *verstantnusse* u.ä.). Hier ist durch die Variabilität ausschließlich die Gestalt des Wortbildungselements betroffen. Die Variation zwischen verschiedenen Suffixen dagegen (z.B. *ervordernisse* : *ervorderinge* 'Forderung, Aufforderung, Verlangen') betrifft nicht nur die lautliche Gestalt, sondern findet auf der morphologischen Ebene statt.[14] Die Variable müßte in solchen Fällen die Funktion des morphologischen Elements und die Bedeutung des mit ihm gebildeteten Lexems erfassen.

Auch die unterschiedlichen Varianten der verbalen Pluralendung, *-(e)n* : *-(e)t*, betreffen unmittelbar die morphologische Ebene.

2.4 Lexikalische Variation

Die Dialektologie widmet dem Phänomen der lexikalischen Variation große Aufmerksamkeit. Das Nebeneinander von Heteronymen oder Raumsynonymen ist Gegenstand der Wortgeographie, einer dialektologischen Teildisziplin. Die Ergebnisse wortgeographischer Studien lassen sich meist gut auf Karten darstellen; häufig bilden wortgeographische Gegensätze alte Grenzen von Siedlungs- oder Verkehrsräumen ab.

---

[14] Vgl. Peters 1987, 84. Neue Möglichkeiten, die Variabilität in diesem Bereich zu erfassen, bietet der von Dieter Möhn und Ingrid Schröder vorgelegte Ansatz. Vgl. hierzu Möhn / Schröder 2003.

Im Mittelniederdeutschen gibt es wie in anderen wenig normierten Sprachen auch eine ganze Reihe mehr oder weniger zentraler Begriffe, die durch Heteronyme vertreten sind: *eder* : *edder* : *efte* : *ofte* 'oder'; *ider* : *iderman* : *islik* : *elk* 'jeder'; *born* : *pütte* : *sot* 'Brunnen'; *wagener* : *rademaker* : *stellmaker* 'Wagenmacher' usw. Ein Beispiel für einen etwas komplizierter gelagerten Fall von Heteronymie ist das Variablenbündel um die Bedeutungen 'aber / sondern' und 'außer / ohne', das sich am übersichtlichsten in Form des folgenden Schemas darstellen läßt:

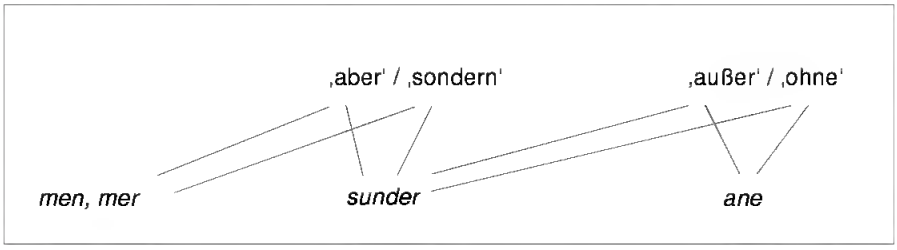


Abb. 2: Überschneidung der Bedeutungsspektren von men/mer, sunder und ane (overall)

Es ist gut zu sehen, daß hier nicht nur einfache Heteronymie vorliegt, sondern daß sich gleichzeitig auch die Spektren von zwei polysemen bzw. polyfunktionalen lexikalischen Einheiten überschneiden. Die Bedeutung 'ohne' wird durch die Formen *sunder* oder *ane* ausgedrückt; dabei kann *sunder* auch 'aber', 'sondern' oder 'außer' bedeuten; die Form *ane* kann neben 'ohne' auch 'außer' bedeuten. Schließlich gibt es für die Bedeutung 'aber' bzw. 'sondern' ausdrucksseitig noch die Varianten *men* und *mer*.[15]

Eine genaue, auch den Faktor Zeit berücksichtigende sprachgeographische Zuordnung der verschiedenen Formen zu den jeweiligen Bedeutungen[16] ergibt, daß *ane* für 'ohne' in erster Linie dort verwendet wird, wo *sunder* vor allem 'sondern' bzw. 'aber' bedeutet (v.a. Ostfalen). Es kommt also nicht zu einer Kollision der Inhalte 'ohne' bzw. 'aber' in einem Ausdruck. Die Konstante der lexikalischen Variable ist die Bedeutung bzw. die inhaltliche Seite. Variation findet sich auf der Ausdrucksseite.

[15] Zwar können *men* und *mer* vereinzelt auch 'außer' bedeuten; diese Fälle sind jedoch mit unter 5% aller Belege so selten, daß sie hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

[16] Vgl. die entsprechenden Karten „aber / sondern", „ohne" und „sunder / sonder" im demnächst erscheinenden „Atlas der spätmittelalterlichen Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA)", wo eine solche differenzierte Darstellung möglich ist.

2.5 Variation der Wortbedeutung

Die Heteronymie ist, wie man in dem oben abgebildeten Schema sieht, nicht der einzige Aspekt von Variabilität beim Komplex *sunder* : *ane*. Gleichzeitig wird die Polysemie von *sunder* in den unterschiedlichen Sprachräumen jeweils komplementär reduziert. Dort, wo für 'aber' bzw. 'sondern' *men* und verwandte Formen in Gebrauch sind, wird das Bedeutungsspektrum von *sunder* auf 'ohne' bzw. 'außer' beschränkt. Dort, wo die Bedeutung 'ohne' durch *ane* ausgedrückt wird, reduziert sich die Bedeutung von *sunder* auf 'aber' bzw. 'sondern'.[17] Damit gerät die Variabilität der Wortbedeutung ins Blickfeld. Hier ist die Ausdrucksseite die Konstante innerhalb der Variable. Ein weiteres Beispiel ist die oben unter Punkt 2 aufgeführte Bedeutungsvielfalt der Ausdrücke *eft(e)* und *oft(e)*, die 'oder', 'ob' und 'falls' bedeuten können. Die Ergebnisse der variablenlinguistischen Analyse können auf einer Bedeutungskarte[18] festgehalten werden.

2.6 Syntaktische Variation

Variation im Bereich der Syntax hat ihre konstanten Bezugspunkte in den Satzbauplänen. Ein Beispiel in der mittelniederdeutschen Syntax ist die Stellung des Genitivattributs in Konstruktionen wie *gebort godes* gegenüber *godes gebort* oder *der stat recht* gegenüber *recht der stat*. Ein weiterer Bereich sind insbesondere im Bereich der Kanzleisprachen sogenannte afinite Konstruktionen vom Typ *wo se de clenodien nagelaten* – eine ausschließlich im Nebensatz mögliche Konstruktion mit Partizip ohne finites Verb.[19] Wird im Nebensatz eine Partizipialkonstruktionen mit finitem Verb gewählt, so ist im Mittelniederdeutschen dessen Stellung variabel; der gerade zitierte Beispielsatz könnte demnach in zwei Varianten realisiert werden: *wo se ... hevet nagelaten* oder *wo se ... nagelaten hevet*.

---

[17] Da es um grundsätzliche Überlegungen geht, werden die jeweiligen Minderheitenvarianten in dieser Darstellung kurzerhand ausgeblendet. Ihre Existenz soll jedoch nicht verschwiegen werden, zumal sie eine zusätzliche Bestätigung für den Aspekt der Variabilität darstellt. Vgl. im übrigen zum Komplex der Vermeidung von Polysemie Goossens 1962.

[18] Goossens 1962 spricht von „betekeniskaart".

[19] Vgl. Rösler 1997 und Macha 2003 sowie Bieberstedt 2004. Trotz der genannten jüngeren Arbeiten ist mit Peters 1987, 85 festzustellen: „Die mnd. Syntax wurde bisher nur unzureichend auf Variabilität hin erforscht."

2.7 Variation des Formelgebrauchs

Wer Untersuchungen zu historischen Schreibsprachen anstellt, greift aus verschiedenen Gründen häufig auf stark formalisierte Texte wie Urkunden oder Stadtbucheintragungen zurück. Diese Texte enthalten eine vergleichsweise große Zahl formelhafter Wendungen für bestimmte, immer wiederkehrende Elemente wie Einleitung und Schluß, Beglaubigung, Bestätigung der Rechtskraft u.v.m. Die formelhaften Wendungen sind, wie sich im einzelnen zeigt, in ihrer sprachlichen Gestalt in der Regel konservativer als der eigentliche Text der Urkunde. Damit ist die Formelhaftigkeit einerseits ein Faktor, der innertextuelle Variation bedingen kann. Andrerseits ist auch der Gebrauch bestimmter Formeln an spezifische räumliche und zeitliche Restriktionen gebunden. Formeln können in Mode kommen oder außer Gebrauch geraten bzw. typisch für einen bestimmten Raum sein. In solchen Fällen handelt es sich um Variabilität auf der Ebene des Formelgebrauchs. So tritt in der häufigsten Eingangsformel („Wir ... [Name] geben bekannt...") im Mittelniederdeutschen das Adjektiv in drei Hauptvarianten auf: *kund* (bzw. *kond*), *kundig* (bzw. *kondig*) und *witlik.* Alle drei Adjektive haben die Bedeutung 'bekannt', doch handelt es sich nicht um Heteronymie wie z.B. bei *efte* : *edder* 'oder' u.ä., denn die Ausdrücke *kund, kundig* und *witlik* sind fast vollständig an die Verwendung in der Formel gebunden. Was auf den ersten Blick aussieht wie lexikalische Variation, ist demnach vielmehr auf regionale Unterschiede in der Verwendung bestimmter Urkundenformulare zurückzuführen.

Jan Goossens konnte anhand eines Korpus von ca. 500 Brügger Texten aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. zeigen, wie die anfängliche Variantenvielfalt der Urkundenformeln abgebaut wird und eine Kanzleitradition mit Normierungstendenzen entsteht.[20] Das Ergebnis ist überraschend, denn im Untersuchungszeitraum beginnt ja erst die Tradition des Urkundens in der Volkssprache. Die Zahl der Schreiber ist anfangs klein und wird immer größer. Von daher wäre eine umgekehrt verlaufende Entwicklung mit einfachen Verhältnissen im Beginn und voll ausgebildeter Variation am Ende eher zu erwarten gewesen – wie auch Goossens betont.[21]

[20] Vgl. Goossens 2001.
[21] Vgl. Goossens 2001, 110.

3 Quantifizierung und Visualisierung von Variation

Erst durch den Vergleich von mindestens zwei Varianten, die zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, läßt sich Variabilität beziffern. Der Faktor Zeit muß dabei „herausgerechnet" werden, denn er läßt sich leicht und problemlos in gleichförmige Abschnitte einteilen, beispielsweise Dezennien.[22] In einem solchen Zeitabschnitt wird dann für die weiteren Untersuchungen die Diachronie neutralisiert; alle Belege werden gleich behandelt.

Zur Visualisierung der Ergebnisse variablenlinguistischer Untersuchungen bieten sich Diagramme an, in denen Größe und Eintönung der Flächen jeweils Frequenz und Qualität der unterschiedlichen Varianten ausdrücken. Setzt man mehrere solcher Flächen in einem Säulendiagramm nebeneinander, so läßt sich – mit einer gewissen Abstufung – auch der Faktor der Diachronie abbilden. Schließlich können mehrere solcher Säulendiagramme auch als komplexe Symbole auf einer Sprachkarte eingetragen werden und vermitteln so zusätzlich einen Eindruck über die Verteilung bestimmter Varianten respektive den Ablauf sprachlicher Entwicklungen im Raum.[23]

Literatur

BESCH, Werner 1981: Einige Probleme empirischer Sozialforschung. In: Ders. u.a. (Hgg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Bd. 1. Berlin. 242f.

Ders. 1993: Regionalität – Überregionalität. Sprachlicher Wandel zu Beginn der Neuzeit. Mit 9 Karten. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 57, 114–136.

BIEBERSTEDT, Andreas 2004: Komplexe Verbalgefüge in der mittelniederdeutschen Kanzleisprache (Vortragsresümee). In: Niederdeutsches Korrespondenzblatt 111, 37f.

ELMENTALER, Michael 1998: Diachrone Schreibsprachenforschung und historische Dialektologie des Niederdeutschen. In: Niederdeutsches Jahrbuch 121, 25–57.

Ders. 2003: Struktur und Wandel vormoderner Schreibsprachen. Berlin / New York.

[22] Mit Zeitsegmenten im Zehn-Jahres-Abstand arbeitet auch der ASnA – vgl. hierzu ausführlicher Fischer / Peters 2004, 412. Ähnlich auch die Einteilung bei Fischer 1998, 24.

[23] Vgl. hierzu Fischer / Peters 2004, wobei angesichts des für diese Publikation zur Verfügung stehenden Formats und der Beschränkung auf Schwarz-Weiß-Wiedergabe auf den dort abgebildeten Probekarten eher die Grenzen dieses Visualisierungsverfahrens zu sehen sind.

FISCHER, Christian 1998: Die Stadtsprache von Soest im 16. und 17. Jahrhundert. Variationslinguistische Untersuchungen zum Schreibsprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. Köln u.a.

Ders. 2000: Mundartreflexe in der frühneuzeitlichen Schreibsprache der Stadt Soest. In: ELMENTALER, Michael (Hg.): Regionalsprachen, Stadtsprachen und Institutionssprachen im historischen Prozess. Wien, 101–115.

Ders. / PETERS, Robert 2004: Vom 'Atlas frühmittelniederdeutscher Schreibsprachen' zum 'Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete' (ASnA). Entstehungsgeschichte, Bearbeitungsstand, erste Ergebnisse und Perspektiven. In: WIESINGER, Peter / PATOCKA, Franz (Hgg.): Morphologie und Syntax deutscher Dialekte und Historische Dialektologie des Deutschen. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.–8. März 2003. Wien, 406–428.

GOOSSENS, Jan 1962: Polysemievrees. In: Tijdschrift voor Nederlandse Taal- en Letterkunde 79, 36–55 [Wiederabdruck 2000 in: Ausgewählte Schriften zur niederländischen und deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. von Heinz EICKMANS, Loek GEERAEDTS und Robert PETERS. Münster u.a., 85–102].

Ders. 1980: Dialektologie im Zeitalter der Variablenforschung. Mit drei Karten. In: GÖSCHEL, Joachim u.a. (Hgg.): Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposions „Zur Theorie des Dialekts" Marburg/Lahn, 5.–10. September 1977. Wiesbaden, 43–57.

Ders. 2001: Stammbäume und Urkundensprachen. In: GÄRTNER, Kurt u.a. (Hgg.): Skripta, Schreiblandschaften und Standardisierungstendenzen. Urkundensprachen im Grenzbereich von Germania und Romania im 13. und 14. Jahrhundert. Beiträge zum Kolloquium vom 16. bis 18. September 1998 in Trier. Trier, 105–129.

MACHA, Jürgen 2003: Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen': Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax. In: DAMME, Robert / MACHA, Jürgen / MÜLLER, Gunter (Hgg.): Von Beschrivinge bis Wibbelt. Felder niederdeutscher Forschung. Festgabe für Hans TAUBKEN zum 60. Geburtstag am 8. September 2003. Münster (zugl. Niederdeutsches Wort 43), 25–36.

MATTHEIER, Klaus J. 1984: Sprachwandel und Sprachvariation. In: BESCH, Werner / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer

Erforschung. Berlin / New York. 1. Halbbd. 768–779 [Der Beitrag ist in der 2. Auflage des Handbuchs nicht mehr enthalten].

Ders. 1998: Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin / New York, 1. Teilband, 824–836.

MÖHN, Dieter / SCHRÖDER, Ingrid 2003: Vorstudien zu einer mittelniederdeutschen Grammatik I. In: Niederdeutsches Jahrbuch 126, 7–51.

NIEBAUM, Hermann [2]2000: Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Mittelniederdeutschen. In: BESCH, Werner u.a. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin / New York, 2. Teilband, 1422–1430.

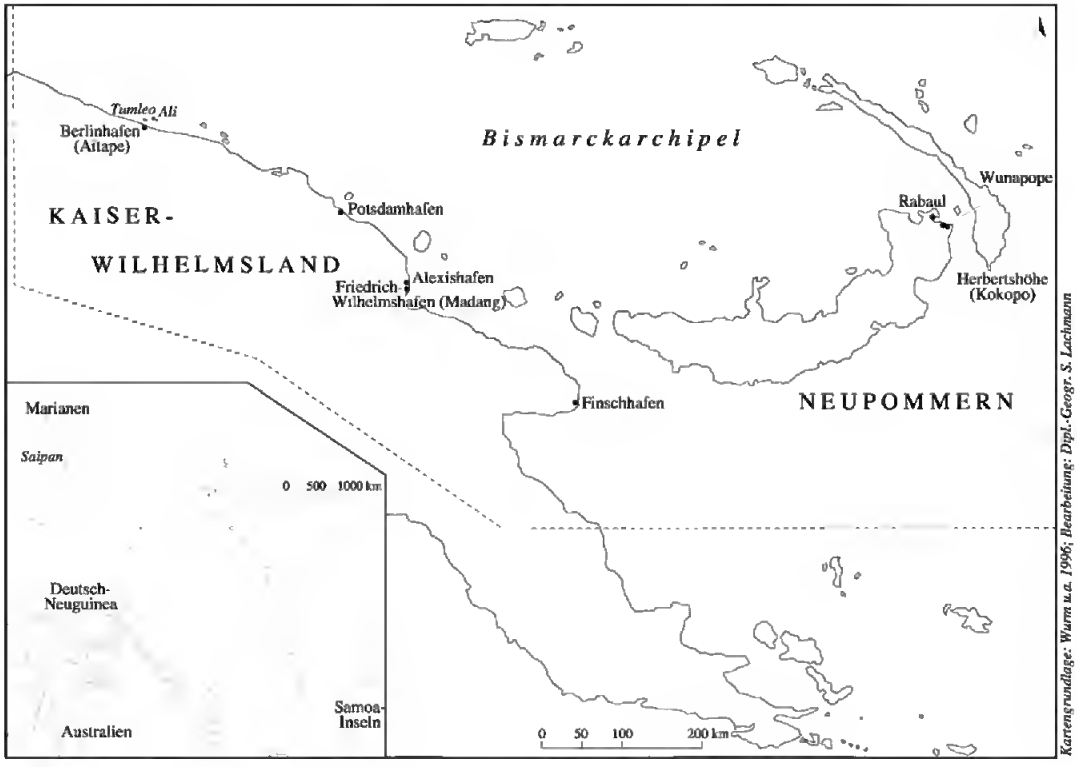
PETERS, Robert 1987: Katalog sprachlicher Merkmale zur variablenlinguistischen Erforschung des Mittelniederdeutschen. Teil I. In: Niederdeutsches Wort 27, 61–93.

RÖSLER, Irmtraud 1997: Satz – Text – Sprachhandeln. Syntaktische Normen der mittelniederdeutschen Sprache und ihre soziofunktionalen Determinanten. Heidelberg.

WORTMANN, Felix 1960: Zur Geschichte der langen ê- und ô-Laute in Niederdeutschland, besonders in Westfalen. In: Ders. u.a. (Hgg.): Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie. Köln / Graz, 1–23.

Anja Voeste

„Die Neger heben"? Die Sprachenfrage in Deutsch-Neuguinea (1884–1914)



1 Das Ideal: Deutsch als Kulturträger

In der Debatte, welche Sprache in den deutschen Kolonien als Verkehrssprache zwischen der indigenen Bevölkerung und den Kolonisatoren fungieren solle, nutzten die Befürworter des Deutschen ein moralisches Argument: Die Schutzfunktion der Kolonisierung bringe die ethische Verpflichtung mit sich, der indigenen Bevölkerung die höhere Kultur zu vermitteln. „Den Neger zu heben"[1], wie es in einem Aufsatz zur Sprachenfrage von 1904 hieß, sei natürlich nur mit Hilfe der deutschen Verkehrssprache möglich.[2] Die Glorifizierung des Deut-

[1] Schreiber 1904, 120.

[2] „Die Eingeborenen müssen die deutsche Sprache erlernen weiter und vornehmlich darum, weil nur durch ihre Verbreitung unter den Schwarzen diesen der Zugang zu den reichen Quellen europäischen Wissens geöffnet und damit ihre kulturelle Hebung, die wir uns bei der

schen als Kulturträger ging dabei interessanterweise Hand in Hand mit der Aufwertung der Lokalsprachen unter Verweis auf die wissenschaftliche Erkenntnis, „daß manche dieser Naturvölker ganz hervorragend feine, grammatikalisch hoch entwickelte Idiome besitzen“[3]. Die Abkehr von der Überzeugung, „primitive“ Sprachen seien mit den „Kultursprachen“ ebenso wenig vergleichbar wie „ein Insekt mit einem Säugetier“[4] oder Frösche mit Menschen – so Heymann Steinthal noch 1867 –, diente dabei einem besonderen Zweck: Das Hauptargument gegen die Vermittlung des Deutschen, daß nämlich das Erlernen der hochelaborierten deutschen Sprache für die indigene Bevölkerung viel zu schwierig sei, sollte durch den Nachweis der grammatikalischen Komplexität der „Eingeborenensprachen“ und somit der linguistischen Kompetenz ihrer Sprecher entkräftet werden.

> „Jetzt wissen wir, daß die Papua, anstatt zu lallen und zu grunzen, Sprachen sprechen, welche an verwickelten grammatikalischen Besonderheiten die Mehrzahl der europäischen Sprachen [womit natürlich nicht das Deutsche gemeint war; A.V.] übertreffen. Etwas einfacher im Bau sind die melanesischen Sprachen, doch gibt es z.B. eine dualistische Zeitwortform, die wir nicht einmal im Deutschen haben.“[5]

Die Kolonialherren verfolgten in ihrer paternalistischen Arroganz aus ihrer Sicht hehre kulturpolitische Ziele. Ihr Ideal, das Deutsche als koloniale Einheitssprache zu etablieren, hätte jedoch die sprachliche Zwangsassimilierung und die Verankerung der kulturellen Hegemonie bedeutet.

Die indigenen Sprachen dienten aber nicht nur den Befürwortern des Deutschen, sondern auch deren Gegnern als Argument. Diese betonten den fehlenden Abstraktionsgrad der indigenen Sprachen, der auf die Inferiorität der Sprecher verweise. Die Bedeutung der deutschen Kultur müsse der einheimischen Bevölkerung notwendigerweise ebenso fremd bleiben „wie dem deutschen Bauern das Latein“[6].

> „Das ist der große Schmerz der Missionare, die in einem und demselben Dialekt vielleicht ein halbes Hundert Worte für verschiedene Arten von Bananen, aber nicht die

---

Gründung der Kolonien zur Aufgabe gestellt haben, erreicht werden kann.“ Schreiber 1904, 119

[3] Schreiber 1904, 114.

[4] Steinthal, Heymann 1867: Die Mande-Neger-Sprachen – psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin, zit. n. Jungraithmayr 1987, 7.

[5] Neuhauss 1914, 31.

[6] Hermann 1904, 829.

leiseste Spur eines Wortes für »Gott«, »Ewigkeit« oder dergleichen zu entdecken vermögen."[7]

„Sehr viele wilde Völker können nur bis zehn oder zwanzig zählen, während man einzelne sehr gescheidte Hunde dazu gebracht hat, bis vierzig und selbst über sechzig zu zählen. [...] es ist unmöglich, da menschliche Bildung pflanzen zu wollen, wo der nötige Boden dazu, die menschliche Gehirnvervollkommnung, noch fehlt. Noch keiner von jenen Stämmen ist durch die Kultur veredelt worden [...]."[8]

2 Die Wirklichkeit: Babylon und Tok Pisin

Im Gegensatz zu den idealistischen Vorstellungen der Befürworter des Deutschen sah die Wirklichkeit viel nüchterner aus. Zwar schien der Kolonialregierung die Etablierung einer *lingua franca* in Deutsch-Neuguinea ebenso unabdingbar wie den Missionaren die Einführung einer Missionssprache. Aber de facto wurde die Sprachpolitik von prosaischen Erfordernissen gesteuert, die gegen die aufwendige Einführung des Deutschen sprachen. Dazu trug zuallererst die Sprachenvielfalt Neuguineas bei. Diese „babylonische Sprachenverwirrung"[9] war deshalb besonders intrikat, weil ca. 50 Prozent der Bevölkerung Vertreter „kleiner" Sprachen (bis 1000 Sprecher) waren, die vornehmlich in den als Siedlungsgebiet ausgewählten Küstenregionen gesprochen wurden.

„Alle Missionare begannen also unter den gleichen Bedingungen: sie mußten sich selbst den sprachlichen Zugang erarbeiten und das nun ausgerechnet in der Küsten- und Inselregion, die sprachlich so aufgesplittert war, daß sie ständig auf neue Gruppen stießen – ein Problem, das jede Mission nur mit der Konzentration auf ausgewählte Sprachen in den Griff bekommen konnte [...]."[10]

Während die Missionare im Einflußbereich ihrer verschiedenen Missionen lokale Einheitssprachen verwendeten,[11] hatte unter der Verwaltung der Kolonialgesellschaft (1884–1899) im Bismarckarchipel vor allem das Pidgin-Englisch Verbreitung gefunden.

---

[7] Zöller 1891, 357.

[8] Haeckel, Ernst 1924: Natürliche Schöpfungsgeschichte. Leipzig / Berlin, 452, zit. n. Römer [2]1989, 128.

[9] Brief Joseph Erdwegs (SVD), vgl. Hiery 2001a, 21. In Deutsch-Neuguinea wurden von ca. 1.000.000 Einwohnern über 800 verschiedene Sprachen gesprochen, vgl. Mühlhäusler 2001, 240.

[10] Eggert 1986, 69.

[11] Kate, Yabem, Bel (Gedaged), Kuanua (Tolai), Gogodala, Motu, Kiwai, Dobu, Boiken, Wedau, Suau und Toaripi, vgl. Eggert 1986, 67.

„Those in charge of the areas controlled by the company adopted a *laissez-faire* attitude, thereby encouraging the spread of Tok Pisin in the Bismarck Archipelago and Coastal Malay on the New Guinea mainland. Apparently no efforts were made to spread the German language in the first years of German control."[12]

So war die Kolonialregierung mit zwei Problemen konfrontiert: Einerseits hätte die Auswahl einer der indigenen Sprachen eine für die Einheimischen inakzeptable Bevorzugung einer Ethnie bedeutet, andererseits wurde das Pidgin-Englisch wie auch das Englische als Einladung an die australischen Nachbarn eingestuft, die Kolonie zu übernehmen.

„Die Vereinigten Staaten von Australien liegen so nahe, dass es keiner besonderen Voraussicht in die Zukunft bedarf, um zu dem Schlusse zu kommen, dass die englisch sprechende deutsche Kolonie fuer den Anschluss dorthin stimmen wird, sobald einmal mit der finanziellen Unabhaengigkeit vom Mutterlande eine eigene Politik getrieben werden wird."[13]

Nicht zuletzt erschwerten die häufigen klimabedingten Krankheits- und Todesfälle unter den Plantagenarbeitern, aber auch unter Kolonialbeamten und Missionaren die Kontinuität der Sprachvermittlung. Nicht nur eine indigene lingua franca hätte – wie im Falle der Missionssprachen – immer wieder neu erlernt und gelehrt werden müssen, sondern auch eine andere europäische Standardsprache (ebenso wie etwa das Malaiische[14]):

„Aber wo sollte wohl im 19. Jahrhundert ein deutscher Theologe, der zwar eine humanistische Schulbildung in Griechisch, Latein und Hebräisch hatte, die englische oder holländische Sprache gelernt haben? Und woher sollte damals ein Handwerker, deren es unter den Missionaren sehr viele gab, oder eine Missionsschwester Fremdsprachen können?"[15]

---

[12] Mühlhäusler 1996, 183.
[13] Gouverneur Albert Hahl in einem Bericht vom 10.8.1903 an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, zit. n. Hiery 2001b, 207.
[14] Das Malaiische war zwar als nicht-indigene und leicht zu erlernende Sprache von Vorteil, aber die wenigsten Europäer beherrschten sie – im Gegensatz zu den rekrutierten indonesischen Plantagenarbeitern. Die Missionen lehnten das Malaiische als Sprache des Islams entschieden ab.
[15] Eggert 1986, 71.

Als Kompromiß bot sich die Einführung einer propädeutischen Zwischensprache an, z.B. ein konstruiertes Vulgär-Papuanisch (Zöller) oder „Pigeondeutsch" (Kolbe).[16] Diese Übergangssprachen sollten leicht zu erlernen sein, um der Verbreitung des „schauderhaften" Pidgin-Englisch entgegenzuwirken, und später durch das Deutsche ersetzt werden.

> „[...] es bedarf dem Eingeborenen gegenueber einer leicht zu erlernenden Zwischensprache, in der Gesellschaft eines festen Zusammenstehens des deutschen Elementes."[17]

Während sich die Befürworter der Etablierung des Deutschen auf die Kulturvermittlung beriefen und von einer kolonialen Einheitssprache für alle deutschen Kolonien träumten, hatte sich in der Praxis bereits das Pidgin-Englisch durchgesetzt. Für die Administration, die Missionen und vor allem für die Wirtschaft hätte der Kampf für das Deutsche einen enormen Aufwand bedeutet. Und indem man einheimischen Gefangenen Pidgin-Unterricht erteilte,[18] war die Verständigung durch Dolmetscher gesichert. Dennoch: Die deutsche Sprache wurde – im Ausnahmefall – Schul- und Unterrichtssprache.

3 Und es gab sie doch

Trotz der intensiven Debatten um die Sprachenfrage in den Kolonialzeitungen kam der Schulbildung und somit auch der Vermittlung des Deutschen in der Kolonie nur eine untergeordnete Rolle zu. Zwar unterstützte das Auswärtige Amt den Deutschunterricht mit einem speziellen Fonds, aber die Ausbildung war im Normalfall Missionaren überlassen, deren Muttersprache und Verkehrssprache innerhalb des Ordens nicht Deutsch war. Die Mehrheit der indigenen Schüler – 1911 sogar 97 Prozent von ca. 30.000 – besuchte Missionsschulen.[19] Mit Ausnahme vielleicht der Regierungsschule auf Saipan,[20] einer Marianeninsel, unternahm die Kolonialregierung keine größeren Anstrengungen, das Deutsche zu unterrichten. Aus Angst um die dringend benötigten Zuschüsse für die Koloni-

---

[16] Vgl. Zöller 1891, 418 und Hiery 2001b, 205. Diese Vorschläge fanden nie wirklich Gehör.
[17] Gouverneur Albert Hahl in einem Bericht vom 10.8.1903 an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, zit. n. Hiery 2001b, 207.
[18] Vgl. Mühlhäusler 2003, 362.
[19] Vgl. Hiery 2001b, 201.
[20] Vgl. Hiery 2001b, 216–223. „1914 war Saipan das einzige Gebiet innerhalb der deutschen Südseekolonien, in dem die Zivilbevölkerung nicht nur Deutsch verstand, sondern zunehmend auch die deutsche Sprache im privaten Verkehr benutzte." (218)

alverwaltung aus Berlin scheute die Lokalregierung eine Auseinandersetzung mit den Missionen, die zu einer Thematisierung des Problems im Reichstag hätte führen können, und ließ ihnen freie Hand.[21] An die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht war nicht zu denken, denn das hätte die Behörden verpflichtet, eine ausreichende Anzahl an Regierungsschulen und Lehrpersonal zu stellen.[22] Eine allgemeine Schulordnung, die den Deutschunterricht vorschrieb, sollte im Januar 1915 in Kraft treten,[23] eine offizielle Sprachpolitik hatte es folglich bis zum Ende der Kolonialzeit bei Kriegsbeginn nicht gegeben.

Von den neun Missionsgesellschaften, die vor dem ersten Weltkrieg in Deutsch-Neuguinea tätig waren,[24] spielte die katholische Steyler Mission die entscheidende Rolle für die Vermittlung des Deutschen. Sie wurde 1875 in Steyl (Niederlande) als „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" (*Societas Verbi Divini*) gegründet und übernahm 1896 die Mission in Kaiser-Wilhelmsland, wo sie unter dem Namen „Heilig-Geist-Mission SVD in Deutsch Neuguinea" wirkte. Drei Jahre später folgten den Missionaren die Steyler Ordensschwestern der „Dienerinnen des Heiligen Geistes" (*Servae Spiritu Sancti*, gegründet 1889).[25] Aufgrund der Vielzahl indigener Sprachen – auf Tumleo besuchten z.B. Schüler zwölf verschiedener Lokalsprachen die Schule – sollte zunächst Volapük[26] und erst in höheren Klassen das als Unterrichtssprache für zu schwierig erachtete Deutsch gelehrt werden. Lehrbücher in Volapük und Deutsch wären von Vorteil gewesen, da sie in allen Missionen hätten verwendet werden können.[27] Obwohl der bekannte Linguist und Ethnologe der Mission P. Wilhelm Schmidt damit beauftragt wurde, eine „Kleine Biblische Geschichte" in Volapük zu verfassen, „billigte" der Gründer und Generalsuperior des Ordens, Arnold Janssen, am 26.3.1901 die Einführung des Deutschen für alle Unterrichtsfächer außer der

---

[21] Vgl. Hiery 2001b, 203.
[22] Vgl. Jacobi 1904.
[23] Vgl. Mühlhäusler 1996, 184.
[24] Zu den einzelnen Missionsgesellschaften vgl. Janssen 1996, XXVII.
[25] Vgl. Steffen 2001, 343 und 361.
[26] Volapük (*vol* 'Welt', *a* 'Genitiv singular', *pük* 'Sprache, Rede') wurde vom katholischen Pfarrer Johann Martin Schleyer (1831–1912) entwickelt und 1880 zum ersten Mal unter dem Titel „Volapük. Die Weltsprache. Entwurf einer Universalsprache für alle Gebildete [sic] der ganzen Erde" veröffentlicht. Olms besorgte 1982 einen Nachdruck.
[27] „Das Volapük ist aber ungemein leicht u. ungemein reimreich, so daß man mit großer Leichtigkeit alle Gebete u. Glaubenswahrheiten in Volapükversen u. -reimen ausdrücken kann. [...] So ist das Missionswerk bedeutend erleichtert. Und wenn dann später, wie nicht unwahrscheinlich, die Gesellschaft in verschiedenen europäischen Nationen verbreitet ist, besitzen wir in Volapük das leichte Mittel des Verkehrs aller Provinzen miteinander u. mit dem Haupte der ganzen Gesellschaft." Brief Arnold Janssens an Eberhard Limbrock, den Präfekten in Kaiser-Wilhelmsland, vom 2.6.1897, vgl. Janssen 1996, 19.

Religion, die weiterhin grundsätzlich in den indigenen Sprachen vermittelt wurde.[28] Die Auswirkungen dieser Entscheidung waren bereits zwei Jahre später in Form einiger im Steyler Missionsboten veröffentlichter Briefe an die Missionsschwestern in Steyl nachweisbar. Dort schrieb z.B. Wilhelmina Eikaleo aus Tumleo nach etwas über einem Jahr Deutschunterricht:

> „Liebe ehrwürdige Schwestern. Zwei Missionare sied gestorben Vater Spölgen und Schleiermacher. Schwester Keine gestorben Schwester sied Krank gewesen Schwestern Valeria und Schwestern Maktalena auch Krank. Schwestern Kristobra auch Krank Mein Vater ist getauv heist Gerhart Meine Mutter sied gestorben Meine groß Mutter lebt noch heißt Wilhelmine meine groß Vater nich getaubt 14 Mädchen won beidem Schwestern Schwestern Kristobra hielf uns slafen Maria Bol hat groß Wunde viele Blut. tiese nacht war erd beben Die Mädchen haben viel geschrien Jesus Bield in der Kirsche von Schwestern ist gabut gefallen. ich grüßt alle Schwester."[29]

Die Sprachvermittlung in den Steyler Missionsschulen wurde in den Berichten der Kolonialregierung in der Folge als bemerkenswert geschildert und hoch gelobt.[30] Auch Visitationsberichte – hier eines Besuchs der Missionsschule in Alexishafen – fielen im Vergleich zu anderen Missionen sehr positiv aus:

> „Ich habe dem Unterricht beigewohnt; in der zweiten Stufe waren die Schüler soweit, daß sie deutsche Bücher in deutschen und lateinischen Lettern fließend lasen, mit der Geographie und Geschichte vertraut waren. Daneben wurden sie zu guten Patrioten erzogen. Fragen: »Wie heißt unser Kaiser?« »Wo wohnt unser Kaiser?« »Arbeitet unser Kaiser auch?« wurden prompt beantwortet."[31]

Zum Vergleich das Protokoll der Inspektion einer Maristenschule auf Samoa:

> „Die Unterrichtsmethode ist die folgende: der Lehrer liest aus dem Buche die samoanische Phrase vor, und der Schüler gibt die im Buche festgelegte Antwort, oder umgekehrt. Bei den Schülern werden weder Verständnis, noch Richtigkeit, noch Gewandt-

---

[28] Brief Arnold Janssens an Eberhard Limbrock vom 26.3.1901, vgl. Janssen 1996, 67. Die Steyler Missionare verfaßten Wörterverzeichnisse, Grammatiken, Katechismen und Fibeln in den indigenen Missionssprachen, z.B. in Tumleo, Walman, Monumbo, Bogia, Wewäk-Beukin, Musik, Guap und Sek.
[29] Deutsche Briefe von Papuakindern, 78.
[30] Vgl. z.B. die Jahresberichte für 1907/08 und 1912/13 in: German New Guinea. The Annual Reports. [2]1979, 299 und 363.
[31] Kapitän Zuckschwerdt in einem Bericht vom 20.10.1913, zit. n. Steffen 2001, 367.

heit in der deutschen Sprache angebahnt oder erreicht. Auf die Frage des Lehrers: Pe i ai ni Pepe e tele ma ni Lelefua i Samoa? (Gibt es viele Schmetterlinge und Käfer in Samoa?) erfolgt von einem Kinde die deutsche Antwort: Ja, es gibt einen Weg über die Berge.“[32]

Der Initiator des deutschen Unterrichts, Eberhard Limbrock, Apostolischer Präfekt und Erster Ordensoberer von Kaiser-Wilhelmsland, schrieb diesen Erfolg in seinen Briefen an Janssen einzig den Anstrengungen der Ordensschwestern zu.[33] Mühlhäusler (2001, 245f.) berichtet, daß noch 1975 ein großer Anteil deutscher Wörter im Tok Pisin der Insel Ali auffalle und in der älteren Generation ein Pidgin-Deutsch verbreitet sei, das er auf den Umgang mit den Steyler Missionaren zurückführt.[34]

Ironischerweise konnte sich das Deutsche jedoch nicht im Wirkungsgebiet der Steyler Mission nachhaltig durchsetzen, sondern im Bismarckarchipel bei einer Mission, die dem Deutschunterricht eigentlich keine Aufmerksamkeit schenkte.

4 Unserdeutsch

Die vom französischen Priester Jules Chevalier 1854 in Issoudun (Frankreich) gegründete katholische „Herz-Jesu-Mission“ (MSC) ist für Linguisten von besonderem Interesse: Ihre Missionsarbeit bildete die Voraussetzung für die Herausbildung der einzigen deutschen Kreolsprache, des *Unserdeutschen* (*Rabaul Creole German*). Die Mission hatte 1882 das Apostolische Vikariat von Melanesien und Mikronesien übernommen und ließ sich in Neupommern (bis 1890

[32] Visitationsbericht des späteren Rektors der Regierungsschule in Apia, Wilhelm Osbahr, Apia, 22.7.1909, zit. n. Hiery 2001b, 203. Hier muß berücksichtigt werden, daß das im Vergleich zu Kaiser-Wilhelmsland noch weitere 4000 km östlich liegende Samoa einen Sonderstatus inne hatte. Die polynesische Bevölkerung und Kultur Samoas wurde im Gegensatz zur melanesischen als besonders „schützenswert“ erachtet. Die politischen Auswirkungen dieses „Heiligenscheins des »edlen Wilden«“ (Hiery 2001a, 10) zeigte sich sowohl in der Freistellung der Männer von der Pflichtarbeit für europäische Unternehmen (vgl. Hiery 2001a, 10ff.) als auch in dem Verbot, andere Sprachen als die indigenen (und das Deutsche) zu unterrichten (vgl. Hiery 2001b, 225). Während Neuguinea seit 1912 amtlich „Deutsch-Neuguinea“ hieß, durfte Samoa im amtlichen Verkehr keinesfalls „Deutsch-Samoa“ genannt werden (vgl. Hiery 2001a, 23).

[33] Vgl. die Briefe Eberhard Limbrocks an Arnold Janssen vom 8.8.1903 und 12.2.1906 in: Janssen 1996, 170, Fußnote 6 und 320, Fußnote 6.

[34] Sein Beispiel für deutsche Lehnwörter im Tok Pisin: *Bipo me stap long schneider, long schneiderjunge* (‘Früher war ich beim Schneider, als Schneiderjunge’). Sein Beispiel für Pidgin-Deutsch: *Früher ich war in Alexishafen. Ich gut arbeiten. Ich war noch klein. Ich gehen.*

New Britain) nieder. Nach der Gründung eines deutschen Missionshauses in Hiltrup bei Münster 1897 wurden vermehrt auch deutsche Ordensangehörige entsandt, wobei für das Unserdeutsch die „Missionsschwestern vom heiligsten Herzen Jesu" (gegründet in Hiltrup 1900) ausschlaggebend wurden. Das Missionskonzept des Herz-Jesu-Ordens sah hauptsächlich vor, Kinder und Jugendliche in den indigenen Sprachen zu evangelisieren, damit sie später neue „Christendörfer" gründeten. Zu den ca. 100 Schulen der Mission zählte seit 1897 auch ein Internat für ca. 60 „halbweiße Kinder" in Wunapope („Ort des Papstes") bei Rabaul.[35] Diese Kinder, deren Muttersprache meist aus einer Mischung der jeweiligen indigenen Sprache der Mutter und Pidgin-Englisch bestand,[36] wurden im Gegensatz zu den anderen Schülern in deutscher Sprache erzogen. Da häufig Kinder im Grundschulalter aufgenommen wurden, die keine Deutschkenntnisse besaßen, entstand in den Schlafsälen ein deutsches Pidgin.

> „Öfters kommt es vor, daß die Kinder bei ihrer Aufnahme zu alt sind für die Bewahranstalt [Vorschule bis zum Alter von 6 oder 7 Jahren; A.V.]. Sie müssen dann gleich dem Pensionate überwiesen werden. Solche stellen dann besonders große Anforderungen an die Geduld und das Geschick der Schwestern. Nicht selten fehlt selbst die Verständigungsmöglichkeit in einer hier bekannten Sprache."[37]

Die Kreolisierung erklärt sich aus der sozialen Isolation auch nach dem Internatsbesuch. Meist arbeiteten die Schüler nach Abschluß von Schule und Ausbildung weiter für die Mission. Sie bildeten im Laufe der Zeit einen Verband von Familien,[38] die die Gemeinschaftssprache der Internatsschlafsäle, das Unserdeutsch, als Erstsprache an die eigenen Kinder weitergaben:[39]

> *I wird bleib zwei Woche in Lae.* 'Ich werde zwei Wochen in Lae bleiben.'
> *Alle Kinder muss ni geht schwimmen.* 'Die Kinder sollen nicht schwimmen gehen.'[40]

---

[35] Vgl. z.B. den Jahresbericht für 1912/13 in: German New Guinea. The Annual Reports. [2]1979, 361 oder Steffen 2001, 355 und 359.
[36] Vgl. Janssen (MSC) 1932, 151.
[37] Janssen (MSC) 1932, 153.
[38] „Auch die Mädchen arbeiten nach dem Austritt aus der Haushaltungsschule meist bis zur Verheiratung bei der Mission, die dann für ihre Aussteuer und eine entsprechende Mitgift sorgt. Auf diese Weise ist bereits eine große Anzahl halbweißer Familien gegründet worden [...]." Janssen (MSC) 1932, 155
[39] Vgl. Mühlhäusler 2001, 246f.
[40] Beispiele nach Mühlhäusler 2001, 247 aus der Magisterarbeit „An Introduction to Rabaul Creole German (Unserdeutsch)" von Craig Volker, Brisbane 1982, die ebenso wie sein Aufsatz „Rabaul Creole German Syntax", Honolulu 1985 nicht veröffentlicht wurde.

Mühlhäusler (2001, 247) berichtet, daß die Unserdeutsch-Sprecher nach der Unabhängigkeit Papua-Neuguineas 1975 in großer Zahl nach Queensland auswanderten und seitdem zunehmend das Englische favorisieren.

5 Kannibalen siezt man nicht

Die deutsche Sprache hat in Deutsch-Neuguinea nur im Ausnahmefall eine Rolle gespielt, das einzige „Erfolgskapitel" der deutschen Sprachvermittlung war ironischerweise seine Durchsetzung als Kreol. Der Blick auf die Diskurse der Zeit zeigt jedoch, daß wir die mangelnde Förderung des Deutschunterrichts durch die Regierung keinesfalls bedauern sollten. Damit meine ich nicht nur den Chauvinismus, der sich in den Schilderungen der „tierischen" Physiognomien und des kaum überwundenen Kannibalismus der Eingeborenen und ihrer „Bananensemantik" offenbart. Auch die Befürworter der „Hebung des Negers" arrangierten sich häufig nur mit der Notwendigkeit eines dunkelhäutigen Arbeitssklaven. Wenn man schon durch die klimatischen Verhältnisse auf die indigene Bevölkerung angewiesen war, sollte sie auch – aus Rücksicht auf ihre Inferiorität natürlich in angemessen langsamem Tempo – auf eine höhere Kulturstufe gehoben werden.

> „Langsam, schonend und sachte muß unsere Kultur jenen Völkern, welche wir doch in heißen Klimaten kaum je werden entbehren können, näher gebracht werden [...]."[41]

Das bedeutete aber auf keinen Fall, daß ein gebildeter, „gehobener Neger" im Anschluß rechtlich gleichgestellt, geschweige denn respektvoll gesiezt werden sollte.

> „[Gogofass] sprach vollkommen fehlerloses, fließendes, wunderbares Hocbdeutsch! Gogofass wußte über alles mögliche, was so in der Welt los war, Bescheid. Er wußte Bescheid über Japan, über den Völkerbund und die »Mandatsfrage«. Und so nebenbei fragte er mich, wieso denn Adam gerade um 5600 vor Christus gelebt haben sollte, wenn doch immer neue archäologische Ausgrabungen [das Gegenteil] beweisen.
> Ich sperrte einfach das Maul auf und sagte aus Versehen »Sie« zu ihm."[42]

[41] Hermann 1904, 832.
[42] Rittlinger, Herbert 1936: Südseefahrt. Leipzig, 52f., zit. n. Mühlhäusler 2001, 249.

Literatur

Deutsche Briefe von Papuakindern. 1902/03. In: Steyler Missionsbote 5, 78.

EGGERT, Johanna 1986: Aspekte der Sprachenfrage in der Arbeit der deutschen Missionen in Neu Guinea. In: Wok Misin. 100 Jahre deutsche Mission in Papua Neuguinea. Neuendettelsau, 67–87.

German New Guinea. The Annual Reports. [2]1979. Hrsg. und übersetzt von Peter SACK und Dymphna CLARK. Canberra / London.

HERMANN, R.A. 1904: Wieder einmal die Missionsfrage. In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Nr. 11, 828–833.

HIERY, Hermann Joseph 2001a: Die Deutschen und die Südsee. In: Ders. (Hg.): Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch. Paderborn u.a., 1–24.

Ders. 2001b: Schule und Ausbildung in der deutschen Südsee. In: Ders. (Hg.): Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch. Paderborn u.a., 198–238.

JACOBI, E. 1904: Eine koloniale Schulrechtsfrage. In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Nr. 4, 266–272.

JANSSEN, Arnold (MSC) 1932: Die Erziehungsanstalt für halbweiße Kinder. In: HÜSKES, Josef (Hg.): Pioniere der Südsee. Werden und Wachsen der Herz-Jesu-Mission von Rabaul zum goldenen Jubiläum 1882–1932. Hiltup, 150–155.

JANSSEN, Arnold 1996: Briefe nach Neuguinea und Australien. Hrsg. und kommentiert von Josef ALT. Nettetal.

JUNGRAITHMAYR, Hermann 1987: Was ist 'primitiv'? Zum Stand der Sprachgeschichtsforschung in Afrika. Stuttgart.

MÜHLHÄUSLER, Peter 1996: Linguistic ecology. Language change and linguistic imperialism in the Pacific region. London / New York.

Ders. 2001: Die deutsche Sprache im Pazifik. In: HIERY, Hermann Joseph (Hg.): Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch. Paderborn u.a., 239–262.

Ders. 2003: Pacific Pidgins and Creoles. In: DEUMERT, Ana / VANDENBUSSCHE, Wim (Hgg.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam / Philadelphia, 355–381.

NEUHAUSS, Richard 1914: Unsere Kolonie Deutsch-Neu-Guinea. Weimar.

RÖMER, Ruth [2]1989: Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland. München.

SCHREIBER 1904: Die Sprachenfrage in den deutschen Kolonien. In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft. Nr. 2, 112–121.

STEFFEN, Paul 2001: Die katholischen Missionen in Deutsch-Neuguinea. In: HIERY, Hermann Joseph (Hg.): Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch. Paderborn u.a., 343–383.

ZÖLLER, Hugo 1891: Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Stuttgart u.a.

Heide Wegener

Das Hühnerei vor der Hundehütte. Von der Notwendigkeit historischen Wissens in der Grammatikographie des Deutschen

1 Die silbischen Fugenelemente

1.1 Historische Entwicklung

Die Erstglieder von Komposita erscheinen häufig in Pluralform, obwohl sie keine Pluralbedeutung aufweisen. Man bezeichnet die Interfixe an der Nahtstelle von Komposita daher als Fugenelemente, nicht als Fugenmorpheme, und zählt sie nicht zu den Flexiven. Man erklärt ihre formale Übereinstimmung mit den Pluralsuffixen bisweilen durch die Annahme, sie seien aus diesen hervorgegangen. Diese Annahme impliziert aber, dass irgendwann eine Pluralbedeutung vorgelegen habe, was bei den im Titel aufgeführten Beispielen und vielen anderen nicht der Fall ist:[1]

(1) *-er* *Rinderbrust, Kindergesicht, Gespensterstunde, Ein-Kinder-Trend*
-e *Tagelohn, Hundehütte, Schweinebraten, Händedruck*
-en/n *Frauenkirche, Augenlid, Höllentor, Erdenrund, Brillenglas, Schokoladensoße.*

Die Fugenelemente sind ein Paradebeispiel dafür, dass man manchmal ohne historisches Wissen, ohne Kenntnis früherer Sprachstufen, nicht auskommt und zu hoffnungslosen Fehldeutungen[2] verleitet wird.

Da es schon im Ahd. Komposita mit Fugenelementen gab, die Jacob Grimm bezeichnender Weise „compositionsvokale" nennt, Pluralsuffixe aber erst im Frnhd. aus den Stammbildungssuffixen regrammatikalisiert wurden, können die Fugenelemente gar nicht aus den Pluralsuffixen entstanden sein.
Fugenelemente bei eigentlichen Komposita sind (nach Wilmanns 1896, 514, 524):

---

[1] Das schließt nicht aus, dass dieselben Erstglieder Pluralbedeutung haben können: *Kinderchor, Frauenrechte, Hühnerhof, Hunderennen.*
[2] Die Fehldeutung der Fugenelemente als Pluralsuffixe hat zudem zu fatalen Konsequenzen in der Grammatik- und Spracherwerbstheorie geführt, siehe hierzu Wegener 2003.

(2) ahd. *tag-a-lōn, tag-a-sterro* ('Morgenstern'),
tur-i-wart, geburt-i-tag, brūt-i-gomo, naht-i-gal
verh-ir-stal (zu *varh* 'Schwein'), *lemb-ir-bah* (zu 'Lamm')
vrouw-en-bilde ('Weibsbild').

Diese ahd. Kompositionsvokale (= Fugenelemente) sind nämlich, wie die Beispiele zeigen, stets die Stammbildungssuffixe der jeweiligen Flexionsklasse, d.h. der a-, i-, ir- und n-Klasse, die sich dann zu den heutigen Interfixen *-e* (< *-a* und *-i*), *-er* (< *-ir*) und *-(e)n* entwickelten. Genau dieselben Stammbildungssuffixe wurden später zu Pluralsuffixen umfunktionalisiert. Für beide Fälle von Grammatikalisierung waren zwei Faktoren ausschlaggebend:

1) Die Stammbildungssuffixe traten nicht mehr in sämtlichen Formen des Paradigmas auf, konnten folglich nicht mehr als solche interpretiert werden, sie waren morphologischer Schrott geworden (Wurzel 1993, Wegener 2003, i.D.).

2a) Die fraglichen Suffixe traten aber im Mhd. und Nhd. weiterhin in den lexikalisierten Komposita auf, blieben in deren erstarrten Formen erhalten. Sie konnten deshalb als Fugenelemente reanalysiert, sprich: recycelt werden.

2b) Die fraglichen Suffixe traten, nach Reorganisation des Singular-Paradigmas, im Frnhd. nicht mehr in den Formen des Singulars, aber in sämtlichen Formen des Plurals auf. Dies legte ihre Reanalyse als Pluralmarker nahe.

Funktionslos gewordene Suffixe können theoretisch zu beliebigen anderen Funktionen regrammatikalisiert werden (Lass 1999), für diese Art der Exaptation stellen die ahd. Stammbildungssuffixe nur ein Beispiel unter vielen dar, was insofern bemerkenswert ist, als sie in zwei parallel verlaufenden Grammatikalisierungspfaden einerseits zu Fugenelementen, andererseits zu Pluralmarkern, also gleich zweifach regrammatikalisiert wurden. Die beiden Grammatikalisierungswege lassen sich wie folgt darstellen:

(3a) Grammatikalisierung vom Stammbildungssuffix zum Fugenelement:

Idg.	Ahd.	Frnhd.	Nhd.
Stsf.	FE	FE	FE
ir > er	*lemb-ir-bah*	*kind-er-bett →*	*Geist-er-fahrer*

(3b) Grammatikalisierung vom Stammbildungssuffix zum Pluralsuffix:

Idg.	Ahd.	Frnhd.	Nhd.
Stsf.	Stsf.	?Stsf. / ?Pl.	Pl.
ir > er →	*lemb-ir-o →*	*kind-er-e →*	*Ski-er*

Die Fugenelemente sind also nicht aus den Pluralsuffixen, sondern früher als jene selbst aus den verschiedenen Stammbildungssuffixen der indogermanischen Nomen regrammatikalisiert worden. Das erklärt zugleich, warum die silbischen Fugenelemente flexionsklassenspezifisch sind: *Rinderbraten* und *Schweinebraten*, aber weder **Rindebraten* noch **Schweinerbraten*, und warum sie bei Adjektiven nicht auftreten: zu *rotgrün* gibt es (sprachlich) keine Alternative. Die Wahl zwischen den verschiedenen Fugenelementen (einschließlich Null) erfolgt v.a. nach prosodischen, nur zum Teil nach semantischen Kriterien. So differenzieren die Erstglieder *Herzens-* und *Herz-* zwischen übertragener und wörtlicher, hier medizinischer Bedeutung:[3] *Herzenskummer – Herzkammer,* ebenso *Heilslehre* vs. *Heilpflanze.*

Das historische Wissen hilft aber nur teilweise und erklärt nicht, warum mal die Form mit Fugenelement, mal die ohne, der reine Stamm also, gewählt wurde und wird. Warum kann man, wie schon Karl Valentin sagte, „aus Semmeln keine Semmelnknödel machen", wo doch andererseits ein „unlogisches" -n sogar an Eigennamen auftritt: *Marienkirche, Sophienstraße, Heidenvesperbrot.* Letzteres ist nicht für Heiden bestimmt, sondern stammt aus der (Lüneburger) Heide. Die Erklärung für die Verteilung der Fugenelemente muss deshalb die Diachronie verlassen und sich auf die Funktion konzentrieren, welche prosodisch-phonotaktischer Natur ist.

1.2 Die Funktionen der silbischen Fugenelemente

1) Ein silbisches Fugenelement löst ein phonotaktisches Problem des Deutschen, das v.a. Deutschlerner plagt: die Artikulation von Konsonantenclustern. So wie die von ihnen eingefügten Sprossvokale die Zahl der Konsonanten pro Silbe verringern, so erleichtern die silbischen Fugenelemente die Aussprache der Erstglieder von Komposita, indem der Kodakonsonant des Stamms zum Onset der zweiten Silbe wird, m.a.W. indem phonologisch und nicht morphologisch syllabiert wird:

[3] Ähnliches gilt für *Kindes-* mit v.a. juristischer, *Kinds-* mit v.a. konkreter Bedeutung: *Kindesvater – Kindslage*

(4) *Geist+Stunde > *Geiststunde / Geist-er-stunde – Geis.ter.stun.de*
*Hund+Hütte > *Hundhütte / Hund-e-hütte – Hun.de.hüt.te*

2) Ein silbisches Fugenelement verbessert die Prosodie von Komposita, bei denen ohne Fugenelement zwei Hauptton(!)silben aufeinanderprallen würden, es macht aus einem einsilbigen Stamm eine trochäische Form, die im Deutschen als westgermanischer Sprache besser klingt, ganz besonders in Brandenburg, wo generell eine Tendenz zur Verlängerung von Einsilbern besteht (5b):

(5a) *Tag+Blatt* > *'Tag.'blatt / *'Ta.ge.'blatt, Huhn+Ei > *'Huhn.'ei / 'Hüh.ner.'ei*
(5b) *icke, fünfe, sechse, *siebene – Fritze, Karle, Paule, *Petere*

Scheinbare Irregularitäten in der Verteilung können prosodisch erklärt werden: *Tageblatt*, aber nicht **Abendeblatt*. Ein bereits trochäischer Stamm würde durch eine zusätzliche Schwa-Silbe dreisilbig mit einer überhängenden Silbe. Eine solche wird i.A. sogar getilgt:

(6) *Zauberer+Lehrling > Zauber<er>lehrling,*
Wanderer+Stab > Wander<er>stab,
Berliner, aber **Bremener / Bremer.*

Die störende, da nicht in den trochäischen Fuß integrierbare Silbe wird bei Pluralformen und Verbableitungen geduldet, weil sie semantisches Gewicht hat,[4] aber bei Wortbildungsprozessen schnell wieder getilgt. Oder das Problem, das der Gleichklang zweier aufeinanderfolgender Schwa-Silben darstellt, wird durch das Einfügen einer betonten Silbe gelöst, die dann zu einem trochäischen Wort führt und die beiden durch die Vita von Sprachwissenschaftlern verbundenen Städte Hannover und Werder auch sprachlich miteinander verbindet:

(7) **Hannoverer / Hannoveraner, *Werderer / Werderaner.*

[4] Das Hinnehmen einer prosodisch „schlechten" Struktur kann sogar politische Gründe haben, wie im Fall *Studierende, Studierendenvertretung* etc. Aus prosodischer Sicht hat diese Form trotz political correctness wenig Chancen, auf Dauer das trochäische *Studenten* zu verdrängen, zumal Fragen des politischen Geschmacks sich schneller ändern als die Sprache. SZ und ZEIT vom 27.–30.1.2005 verwenden in ihren Kommentaren zum Karlsruher Urteil zu Studiengebühren zu über 90% (noch oder wieder?) die Form *Studenten*.

Es ist also die Prosodie, die mal die *Tageszeitung* mit, die *Abendzeitung* ohne Fugenelement den Wettkampf (um die beste Form des Namens) gewinnen lässt. Indirekt ist auch das *-n* prosodisch bedingt, tritt es doch nur bei Erstgliedern mit auslautendem Schwa auf und dient hier dazu, die Sprecher daran zu hindern, dieses Schwa zu verschlucken, wie bei *Schulhaus* oder *Wollkleid*: *Sonnenschein, Erdenrund.* Dagegen dient sein historischer Zwilling bei *Semmeln* dazu, den Plural anzuzeigen, womit aber eine Silbe mit schwer zu artikulierender Koda geschaffen wird. Ein Schutz des Schwa ist bei *-el* nicht nötig, weshalb diese Nomen niemals ein Fugen-n nehmen: **Nudelnsuppe, *Kachelnofen.*[5]

Die Beispiele zeigen, dass die Morphologie die Phonologie außer Kraft setzen kann, dies aber natürlich nur da gilt, wo es gerechtfertigt ist. Wir werden jedoch auch Fälle finden, wo die Phonologie der Morphologie Grenzen setzt, wenn wir uns nun vom *Hühnerei* dem *Kuckucksei* zuwenden.

2 Das Fugen-s

Dass das Fugen-s ursprünglich ein Genitiv-Suffix war, können wir häufig noch erahnen: *des Joachims Thal* > *das Joachimsthal, des Instituts Direktor* > *der Institutsdirektor.* Da Feminina nie ein Genitiv-s hatten, kann es parallel zum *Amtsarzt* keinen **Hautsarzt* geben. Jedoch hat sich das Fugen-s selbstständig gemacht, eigene Funktionen entwickelt (Fuhrhop 1998, Wegener 2003), und tritt dann auch bei femininen Ableitungen als Erstglied auf: *Sichtblende*, aber *Aussichtsturm*, dazu s.u.

Selbst bei femininen Ableitungen gelingt uns noch eine genitivische Lesart (*Geburtstag*), obwohl der Genitiv hier ja morphologisch gar nicht (mehr) markiert wird, und das fehlende historische Wissen, dass *Frauen* mal Gen. Sg. war, ist der Grund, warum uns bei *-en* die falsche Plurallesart näher liegt: *Frauenstimme*. Bei Maskulina, wo *-s* und *-en* gleichermaßen ambig sind, interpretieren wir *-s* eher als Genitiv Singular, *-en* eher als Plural:

(8) *Leutnantsuniform, Kuckucksinsel – Studentenbude, Pfaueninsel.*

2.1 Die Funktionen des Fugen-s

Warum es neben *Bootsfahrt* aber keine **Kahnsfahrt oder *Autosfahrt* gibt, kann uns die Diachronie nicht erklären. Phonotaktisch gesehen ist das Fugen-s kein Gewinn, erhöht es doch die Zahl der Kodakonsonanten und verschlechtert so die

[5] Eine vollständige Liste der Erstglieder auf *-el* findet sich in Wegener 2003.

Silbenstruktur. Man muss sich also fragen, warum das Deutsche Formen toleriert und schafft, die phonotaktisch schlecht sind. Dies kann nur eine funktionale Erklärung leisten. Die Funktion des Fugen-s besteht bei Simplizia[6] darin, die beiden Glieder des Kompositums zu trennen, die Morphemgrenze anzuzeigen und eine falsche Syllabierung zu verhindern (so schon Wellmann 1991, Fuhrhop 1998).

Aus Vennemanns Präferenzgesetzen für die Silbenstruktur wissen wir,

3) dass KV-Silben[7] leichter zu artikulieren sind als VK-Silben, weshalb wir ja unser Leben als sprechende Wesen niemals und nirgends mit den Wörtern *ab* oder *am*, sondern eben mit *Papa* oder *Mama* und dergl. beginnen,

2. dass falsche (= phonologische) Syllabierung vor allem dann droht, wenn der Kodakonsonant des Erstglieds von niedrigerer Sonorität als der Onsetkonsonant des Zweitglieds ist. Deshalb syllabieren wir ja Ableitungen und Flexionsformen phonologisch und nicht morphologisch (9a), nur bei Komposita geben wir uns die Mühe einer morphologischen Syllabierung (9b), die schwerer fällt: Ausländer und Schüler, die das Wort nicht kennen, syllabieren hier beim Vorlesen falsch, d.h. phonologisch:

(9a) *Zeit+en: Zei.ten / *Zeit.en, Zeit+ung: Zei.tung / *Zeit.ung*
(9b) *Zeit+Alter: Zeit.alter / *Zei.talter*

Vennemanns Präferenzgesetze sind im Gegensatz zu den Beschränkungen der Optimalitätstheorie graduell definiert, was sie für jene Fälle der Grammatik, die nicht durch klare Entweder-Oder-Regeln determiniert sind, zum geeigneteren Instrumentarium macht. Wenn das Fugen-s bei Simplizia die Funktion hat, falsche Syllabierung zu verhindern, so müsste es vor allem bei Erstgliedern auftreten, die auf Konsonanten mit geringer Sonorität, also Plosive, auslauten, weniger häufig bei solchen, die auf Nasale und Liquide auslauten, und möglichst gar nicht bei solchen, die auf Vollvokale auslauten. Meine Hypothese lautet deshalb: Je niedriger die Sonorität des Kodasegments des Erstglieds, desto größer die Wahrscheinlichkeit für ein Fugen-s.

Zur Überprüfung dieser Hypothese wurden sämtliche monomorphematische Substantive der starken Flexion, die nicht auf eine Schwa-Silbe enden,[8] in einem rückläufigen Wörterbuch (Muthmann 1991) überprüft. Nicht berücksichtigt wurden Eigennamen (*Blocksberg*) und die Nomen der schwachen Flexion,

[6] Zur Funktion des Fugen-s bei Ableitungen vgl. Fuhrhop 2000.
[7] Silben, die aus Konsonant+Vokal bestehen.
[8] Zum Fugen-s bzw -n bei Substantiven mit finaler Schwa-Silbe vgl. Wegener i.V.

da sie ja nie ein Genitiv-s hatten und als Fugenelement generell *-(e)n* nehmen (*Affenzahn, Frauenstimme*).[9] Das Ergebnis der Auszählung zeigt Tabelle 1.

Tabelle 1: Verteilung des Fugen-s in Relation zur Koda des Erstglieds

Koda	total	mit -s	%	Beispiele
-t	69	12[10]	17,39	*Amtsarzt, Abtsamt, Blutstropfen, Bootssteg, Gutsverwalter, Monatsname, Ortstermin, Ratsherr, Rechtsanwalt, Staatsmacht, Stiftskirche, Wirtshaus* (*Zeltaufbau, Rathaus*)
-d	50	9	18	*Elendsviertel, Hemdsärmel, Kindstaufe, Landsmann, Mordskerl, Pfundskerl, Rindsleder, Schiedsrichter, Hundstage* (*Herdfeuer, Hemdkragen*)
-p	1	0	0	(*Sirupglas*)
-b	19	4	21	*Diebsgesindel, Kalbsbraten, Stabsarzt, Weibsbild*, (*Kalbfleisch, Laubbaum*)
-k	33	7	21,2	*Bockshorn, Dreckskerl, Glückskind, Schalksknecht, Volkslauf, Werksleitung, Kuckucksei* (*Schranktür, Stockspitze*)
-g	20	1	5	*Kriegsanfang*, (*Zugführer*)
-ng	12	1	8,33	*Zwangsjacke*, (*Gongschlag*)
-n	63	3	4,7	*Mannsbild, Schweinskopf, Sultanspalast* (*Rentier, Kahnfahrer*)
-m	41	1	2,4	*Lammsgeduld* (*Armlänge, Dammbruch*)
-l	53	1	1,8	*Heilslehre* (*Ballspiel*)
-r	19	0	0	(*Ohrwurm, Jahrbuch*)
V	10	0	0	(*Schahbesuch, Schuhsohle, Kniegelenk, Flohstich, Autobahn, Taxistand*)
-st *-zt, -xt*	26	0	0	(*Obstkorb, Arzttermin, Textaufbau*)

[9] Scheinbare Ausnahmen sind *Hilfskraft, Mietshaus, Liebesbrief*, jedoch sind diese Nomen deverbale Ableitungen, also komplex, in Österreich auch *Fabrikstor*.

[10] Das schon von Augst 1975 beobachtete besonders häufige Auftreten von *-s* nach finalem *-t* ist ein Zufallsprodukt, bedingt durch die hohe Zahl von auf *-t* auslautenden Stämmen. Relativ gesehen weisen Nomen auf *-b* und *-k* sogar eine höhere Tendenz zum Fugen-s auf: 21% vs 17,4%.

Das Ergebnis bestätigt meine Hypothese voll und ganz: Ca. 20% der auf einen Plosiv endenden Substantive nehmen das Fugen-s, aber fast keine der auf Nasal oder Liquid endenden und tatsächlich kein einziges mit finalem Vollvokal. Ganz offensichtlich hängt das Auftreten des Fugen-s von der Sonorität des Kodasegments ab. Die Tatsache, dass das *-s* bei Simplizia vorzugsweise bei den Substantiven auftritt, die auf Plosive enden, belegt dessen Funktion, die beiden Glieder des Kompositums zu trennen und eine falsche Syllabierung zu verhindern. Das Fugen-s ist hier eine Art akustischer Bindestrich, dessen Funktion nicht nur darin besteht, die beiden Substantive zu verbinden, sondern ebenso, sie auf Abstand zu halten und damit das Kompositum zu gliedern, wie schon Wilmanns 1896 erkannte.[11] Ohne dieses Trenn-s, wie das Fugen-s hier besser heißen sollte, besteht nämlich prinzipiell die Gefahr der Verdunkelung, wofür folgende Belege stehen sollen:

(10a) *Mitt+Tag > Mittag, Dritt+Teil > Drittel*
(10b) *Hebe+Amme > Hebamme*

Die in artikulatorischer Hinsicht leichtere phonologische, aber morphologisch falsche Syllabierung mit ambisyllabischem statt mit doppeltem [t] hat in (10a) zur Verdunkelung der Komposita geführt, bei *Hebamme* kann dieser Prozess derzeit beobachtet werden, denn nur Sprecher, die die historische Bedeutung des Wortes noch kennen,[12] syllabieren das ursprüngliche Kompositum morphologisch als *Heb.amme*, andere syllabieren es bereits phonologisch wie ein Simplizium als *He.bamme*.[13]

Dank des Fugen-s kann eine solche Verdunkelung nun nicht passieren bei Komposita wie *Blut-s-tropfen, Amt-s-arzt, Kalb-s-leber, Kalb-s-braten* und *Glück-s-kind*. Der *Bundestag* und der *Reichstag* haben daher bessere Chancen, den phonetischen, artikulatorischen sowie akustischen Verschleiß unbeschadet zu überleben als der *Landtag* [lantɑk] .

2.2 Formale Restriktionen

Die Aussprache der mit *-s* gefugten Erstglieder wird allerdings erschwert, Deutschlerner, die nicht an Konsonantencluster gewöhnt sind, haben hier artikulatorische Probleme, ein Japaner macht aus *Amts-* allein schon ein drei- bis vier-

[11] „Solche vielsilbigen und langschweifigen Wörter gewinnen durch das s übersichtlichere Gliederung" (Wilmanns 1896,525).
[12] „Amme, die das Kind hebt", wobei *heben* süddt. ist und die Bedeutung von 'halten' hat.
[13] Duden 2001 gibt beide Aussprachen an.

silbiges Wort. Offenbar gibt es eine Obergrenze für Konsonanten im Auslaut, genereller gesprochen für die Zahl der Moren oder Segmente einer Silbe, die die OT mit der Beschränkung „Trimax“ (= Eine Silbe hat maximal 3 Moren, s. Féry 2001) erfasst. Nur drei Segmente können in die betonte Silbe integriert werden, in die unbetonte nur zwei, was darüber ist, das ist von Übel, gilt als extrasilbisch: Demzufolge sind die mit *-s* gefugten Silben in *Joachims-thal* und *Amts-* an der Grenze der Tolerierbarkeit:

(11) *Jo'achims-thal*, *'Amts-arzt*

(11a)

VC C
ɪm s

(11b)

VCC C
'a m t s

Hat nun die Stammsilbe selbst schon einen oder – horribile dictu – gar zwei extrasilbische Konsonanten, so wird kein Fugen-s mehr zugelassen, deshalb sind Formen wie (12) mit zwei extrasilbischen Konsonanten nicht grammatisch, die in (13) mit drei extrasilbischen Konsonanten wären auch für Deutsche kaum artikulierbar:

(12) **Geistsstunde*, **Hauptslänge*
(13) **Arztstermin*, **Herbststag*

(12a)

VVCCC
a i s t s
**Geists-*

(13a)

VCCCCC
a r t s t s
**Arzts -*

Die Komplexität des Silbenrands ist der Grund, warum diese Nomen nicht noch ein zusätzliches Fugen-s nehmen, weshalb wir keine Formen wie **Marktstag, *Obststag, *Obstsredaktion* haben, und da das silbische Pendant des *-s*, das früher hier die Lösung bot (*Haupteslänge*), nicht mehr produktiv ist, wird sogar die Verschmelzung der identischen Konsonanten von Koda und Onset in Kauf genommen: [o:pstɑk]. Genau wie bei den überhängenden Silben in 1.2 zeigen die

Reparaturstrategien der Sprecher, dass die überzähligen Konsonanten für sie ein Problem darstellen: Sie versuchen, sie in echte Nebensilben auszulagern (*des Herbsts* > *Herbstes*) oder sie zu tilgen (*du darfst* > *darfs*). Dass bestimmte deutsche Wortformen ohnehin schon schwere, schwer zu artikulierende Silben haben, wusste schon Fontane, der 1860 seinem Reisebericht über Schottland den Titel „Jenseit [sic] des Tweed" gab und dies in einem Brief an den Verleger folgendermaßen begründete: „Man muss das 's' in Jenseits fortlassen, wodurch die Leichtigkeit des Aussprechens sehr gewinnt"[14]. Und ebenso kann bisweilen ein Fugen-s des Guten zu viel sein.

Allerdings kann diese Restriktion dann überspielt werden, wenn ein komplexes Kompositum vorliegt, eines aus drei oder vier Gliedern, bei dem das Fugen-s dem Hörer anzeigt, dass er es mit einem Kompositum der Lesart ((AB)+C) oder auch ((ABC)+D) und nicht der Lesart (A+(BC)) bzw. ((AB)+(CD)) zu tun hat:

(14) **Marktstag – Jahrmarktstag*
Sichtblende – Aussichtsturm, Ansichtssache
(15) *Autoverkäufer – Spielzeugautosverkäufer*

Das *-s*, das in Determinativkomposita somit vor dem Kopfnomen steht, zeigt dem Hörer an, welches das determinierte, das wichtigste Nomen des komplexen N+N-Kompositums ist:[15] Ein *Jahrmarktstag* ist der 'Tag des Jahrmarkts', nicht der 'Markttag des Jahres', ein *Spielzeugautoverkäufer* wäre selbst ein 'Spielzeug', mit *-s* verkauft er welches. Auch dies zeigt, dass in phonologischer Hinsicht markierte Formen dann toleriert werden, wenn sie morphologisch „Sinn machen", wenn sie bzw. ihre überzählige Silbe oder ihr störender Konsonant eine morphologische und damit auch semantische Funktion erfüllen. Eine rein formale Analyse kann daher die Besonderheiten nicht erfassen.

2.3 Das Fugen-s nach auslautendem Vokal

Die Restriktion gegen zu schwere Silben gilt sogar für vokalisch auslautende Substantive, was zunächst verwundert, denn einfach geschlossene Silben, auch unbetonte, scheinen unproblematisch zu sein. Warum also kein **Pizzasbäcker,*

[14] Klappentext der Ausgabe Insel-Taschenbuch 1066, Frankfurt a.M. / Leipzig 1989.
[15] Deverbale Nomina brauchen das *-s* allerdings schon als Substantivierer und Anzeiger ihrer Komplexität, weshalb eine *Mädchenhandelsschule* trotz des *-s* semantisch (A+(BC)) und also keine 'Schule für Mädchenhandel' ist, sondern schon das zweigliedrige *Handelsschule* ein und die *Geburtstagstorte* sogar zwei Fugen-s hat.

**Taxisstand, *Autosbahn*? Warum haben wir zwar ein *Kuckuckspaar*, aber kein **Uhuspaar*? Der Unterschied ist synchron, funktional und formal, und zwar phonologisch-silbenstrukturell zu erklären:

Einerseits brauchen vokalisch auslautende Wörter kein Fugen-s, denn sie können gar nicht falsch – phonologisch statt morphologisch – syllabiert werden: **Aut.obahn.* Falsche Syllabierung beruht ja darauf, dass der Kodakonsonant zum Onset der nächsten Silbe gezogen, der Onset maximiert wird, weil KV-Silben eben leichter zu artikulieren sind. Das kann mit einem Vokal gar nicht passieren.

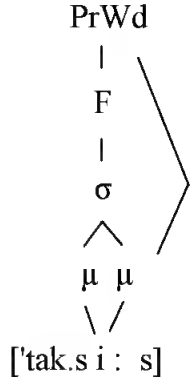
Andererseits würden die Endsilben vokalisch auslautender Wörter, würde ihnen ein Fugen-s aufgebürdet, zu markierten Silben. Im Deutschen wird der Vokal in unbetonten Silben nämlich generell entspannt, wenn diese geschlossen sind (vgl. Vennemann 1991, 95), wie *Atlas, Basis, Kokos, Kubus* zeigen.

Die Pluralformen der Beispiele in (16a) mit gespanntem Vokal in der Endsilbe enthalten daher markierte Vokale, wogegen die Singularformen in (16b) mit ungespanntem Vokal in der Endsilbe unmarkiert sind:

(16a)	*Mamas* [ɑ]	-		(16b)	*Atlas* [a]
	Amis [i]				*Basis* [ɪ]
	Kontos [o]	-			*Kokos* [ɔ]
	Uhus [u]		-		*Kubus* [ʊ]

Ausnahmen hierzu bilden nur die Flexionsformen dieser Wörter, deren Vokal in der offenen Endsilbe des Nom. Sg. gespannt ist und das auch im Genitiv und Plural bleibt, um Morphemkonstanz zu bewahren: *des Taxis, die Autos*: [taksis], nicht [taksɪs] wie *Basis*. Problematisch, d.h. markiert, ist also das -s nach gespanntem Vokal in unbetonter Silbe. Auch dieses *-s* ist ein Appendix, das als Flexionssuffix auf der höheren Ebene des prosodischen Wortes adjungiert wird (Féry 2001, 158).

(17)



Das *-s* wird hier toleriert, weil es den Genitiv oder den Plural anzeigt, also semantisch motiviert ist, und der Vokal wird entgegen den phonologischen Regeln des Deutschen nicht entspannt, weil dann die Einheit des Paradigmas gestört wäre, auch die Vokalqualität ist also morphologisch-semantisch motiviert.

Markierte Formen werden vermieden, wo dies möglich ist. Die Erstglieder von Komposita brauchen Singular und Plural nicht anzuzeigen, sie sind unterspezifiziert, werden generisch interpretiert. Ihre singularische oder pluralische Lesart ergibt sich aus dem Zweitglied, allgemein aus unserem Weltwissen. Folglich werden die Erstglieder in (17a) pluralisch interpretiert, die in (17b) dagegen singularisch:

(17a) *Bildband, Buchhändler, Autobahn, Federbett, Nudelsuppe*
(17b) *Geisterfahrer, Augenlid, Gästebett, Hühnerei und Hundehütte.*

3 Gegensätzliche Effekte und komplementäre Funktionen

Trotz des Plädoyers für den Einbezug sprachhistorischen Wissens soll zum Schluss eine synchrone Betrachtung der Effekte und Leistungen der Fugenelemente stehen. Die silbischen Fugenelemente und das nicht silbische *-s* haben gegensätzliche Wirkungen, aber sie ergänzen sich funktional.

Die silbischen Fugenelemente verbessern die Prosodie, sind daher bei trochäischen Stämmen funktionslos, ja würden zu einer überhängenden Silbe führen, das Fugen-s trennt das Erstglied vom Zweitglied, ist daher bei vokalisch auslautenden Stämmen funktionslos und würde hier und bei finalen Konsonantenclustern zu einem (weiteren) extrasilbischen Konsonanten führen. Die silbischen Fugenelemente schaffen eine weitere Silbe und erleichtern dadurch die Artikulation, das Fugen-s erschwert sie. Die silbischen Fugenelemente führen durch die neue Silbe und durch Onsetmaximierung zu Resyllabierung, das in den Stamm integrierte *-s* bewahrt konträr dazu diesen vor Resyllabierung. Psycholinguistische Experimente (Dressler u.a. 2001) zeigen den Vorteil des integrierten *-s* für die Perzeption: Die Probanden, die aus visuell dargebotenen Komposita die Erstglieder zu rekonstruieren hatten, erzielten beim Typ *Königs.hof* (> *König*) kürzere Latenzzeiten als beim Typ *Zwer.gen.haus* (> *Zwerg*), was auf das Problem der Resyllabierung verweist. Die silbischen Fugenelemente sind also ein Vorteil für die Produktion, das nicht silbische *-s* ein Vorteil für die Perzeption.

Literatur

AUGST, Gerhard 1975: Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.

DRESSLER, Wolfgang u.a. 2001: The processing of interfixed German compounds. In: BOOIJ, Geert und van MARLE, Jaap (Hgg.): Yearbook of Morphology 1999. Dordrecht, 185–220.

Duden 2001: Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim.

EISENBERG, Peter 1998: Grundriss der deutschen Grammatik, Bd. 1: Das Wort. Stuttgart.

FÉRY, Caroline 2001: Phonologie des Deutschen. Eine optimalitätstheoretische Einführung. Teil 1. Potsdam.

FUHRHOP, Nanna 1998: Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen.

Dies. 2000: Zeigen Fugenelemente die Morphologisierung von Komposita an?. In: THIEROFF, Rolf u.a. (Hgg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen, 201–213.

GRIMM, Jacob 1878: Deutsche Grammatik. 2. Theil. Berlin.

LASS, Roger 1990: How to do things with junk: exaptation in language evolution. In: Linguistics 26, 79–102.

MUTHMANN, Gustav 1991: Rückläufiges deutsches Wörterbuch. Tübingen.

VENNEMANN, Theo 1988: Preference laws for syllable structure and the explanation of sound change. Berlin.

Ders. 1991: Skizze der deutschen Wortprosodie. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 10, 86–111.

WEGENER, Heide 2003: Entwicklung und Funktion der Fugenelemente im Deutschen. in: Linguistische Berichte 196, 425–456.

Dies. i.D.: Grammatikalisierung und De-/Regrammatikalisierung der deutschen Pluralmarker. In: LEUSCHNER, Torsten und MORTELMANS, Tanja (Hgg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin.

Dies. i.V.: On the separating function of the linking element -s in German.

WELLMANN, Hans 1991: Morphologie der Substantivkomposita. In: ORTNER, Lorelies u.a. (Hgg.): Deutsche Wortbildung. Bd. IV: Substantivkomposita. Berlin, 3–111.

WILMANNS, Wilhelm 1896: Deutsche Grammatik. 2. Abteilung: Wortbildung. Straßburg.

WURZEL, Wolfgang U. 1993: Morphologische Reanalysen in der Geschichte der deutschen Substantivflexion. In: Folia Linguistica Historica 13, 279–307.

Copyrighted material

Birgit Wolf-Bleiß

„Woher kommt eigentlich ...?“ Sprachberatung und Sprachgeschichte an der Universität Potsdam

1 Einleitung

In den 80er Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts nehmen die Gründungen von Sprachberatungsstellen deutlich zu. Der Typ ‘Beratungsstelle’ boomt, denn wer kennt sie nicht, die analogen Einrichtungen, wie Verbraucherberatungen, Vermögensberatungen, Eheberatungen etc.? Sie werden von den Bürgern angenommen und bei auftretenden Schwierigkeiten konsultiert. Warum also keine *Sprach*beratungsstelle? Diese bietet eine Art Dienstleistung in Zweifelsfällen der deutschen Sprache und versucht Antworten auf nahezu alle Fragen aus den Bereichen Orthographie, Zeichensetzung, Grammatik, Semantik, Pragmatik, Etymologie, Phonologie, Stilistik, bis hin zur korrekten Gestaltung von Textmanuskripten zu geben. Sprachberatung erfolgt per Telefon oder E-Mail, ist für die Ratsuchenden zeitökonomisch und konkret auf ihre Probleme zugeschnitten. Viele Anrufende bevorzugen den direkten Draht zur Sprachberaterin/zum Sprachberater und wollen eben nicht nur in einem Wörterbuch nachschlagen, dessen Daten sie oftmals sowieso nicht verstehen.[1]

Im Jahre 1997 wurde auch an der Universität Potsdam eine Sprachberatungsstelle eingerichtet – das „Grammatische Telefon Potsdam“. Als Teil des Forschungsprojekts „Sprachgebrauch und Sprachentwicklung des Deutschen“ machte das „Grammatische Telefon“ linguistische Analyse für die Öffentlichkeit transparent und trug zu einer positiven Außenwirkung der Universität bei. Demzufolge wurde das Angebot von der Bevölkerung auch gerne genutzt. Da die meisten Fragen durch berufliches Interesse motiviert waren, kamen diese vorwiegend aus den Bereichen Orthographie (33,6%) und Zeichensetzung (19,63%), in etwas größerem Abstand folgten dann Fragen zur Syntax (10,15%), Wortbildung (7,79%) und Morphologie (6,22%). Eine relativ große Rolle spielten auch Fragen zum Fremdwort (5,07%), zum Stil (5,04%), zur Semantik (3,88%) und zum Gebrauch (3,06%) – das betraf vorwiegend Präpositions- und

[1] Zwei ausführliche Studien zur Wörterbuchbenutzungssituation findet man bei Wolf 1992 und 2004

Artikelgebrauch.[2] Fragen zur Sprachgeschichte (knapp 1%) waren nicht so häufig, aber dennoch wurde auch in diesem Bereich nachgefragt. Was die Bürger dabei interessierte, dies soll hier erörtert werden.

2 Anfragen in der Kategorie Etymologie

Während die Ratsuchenden bei Zeichensetzungs- oder Orthographiefragen – das betraf besonders die Anfragen zur Getrennt- und Zusammenschreibung bzw. Groß- oder Kleinschreibung von Wörtern – meist eine präzise Frage stellen konnten,[3] beispielsweise „Schreibt man nach der neuen Rechtschreibung das Verb *sitzen bleiben* (in der Schule) getrennt oder zusammen?", „Schreibt man *Bezug* in der Verbindung *in Bezug auf* groß oder klein?", „An welcher Stelle des Satzes muss ein *Komma* stehen?", hatten die Anrufer bei etymologischen Fragen oft Schwierigkeiten, ihre Frage genau zu formulieren. Folgende Fragetypen traten auf:

- *„Erklären Sie mir bitte die Herkunft/den Ursprung des Wortes, Begriffes ..."*
- *„Ich möchte die Etymologie/etymologischen Hintergründe von ... wissen."*
- *„Woher kommt/stammt das Wort, der Ausdruck ...?"*
- *„Ist das Wort/der Ausdruck veraltet, darf ich heute noch sagen ...?"*

Teilweise wurden auch kuriose Fragestrategien entwickelt, wie *„Ich bin der Rente schon erheblich näher als der Jugendweihe und will deshalb etwas zur Sprachgeschichte fragen."* oder *„Ich habe eine kleine höfliche Frage zur Etymologie."* oder *„Sie sind ein grammatisches Telefon, Grammatik finde ich aber sehr langweilig. Können Sie auch etwas zur Sprachgeschichte sagen?"* oder *„Jeder Mensch hat einen Familiennamen, können Sie mir sagen, woher meiner kommt?"*.

Fragen, die in der Kategorie Etymologie gestellt werden, und dies ist bei allen Sprachberatungsstellen so, sind immer Fragen zu Sprachproblemsituationen oder wie Höhne 1991, 297f. es formuliert „Anfragen mit dem Hintergrund von *Wortfindungsschwierigkeiten* bzw. *Wortbedeutungslücken*, die zumeist textrezeptiven Interessen entstammen (vor allem Anfragen aus den Bereichen der Semantik und der Etymologie)." Prinzipiell lassen sich solche Fragen mit Spezi-

[2] Die hier angegebenen Prozentzahlen beziehen sich auf die Jahre 1997–2000, in denen das „Grammatische Telefon Potsdam" existierte. Zu den genauen Werten und ihrer chronologischen Entwicklung vgl. Wolf 2004, 252–257.

[3] Alle aufgeführten Beispiele entstammen der Datenbank des „Grammatischen Telefons Potsdam".

allexika beantworten, die für den Kompetenzbereich Etymologie auch zahlreich vorhanden sind. Jedoch scheitern viele Ratsuchende, falls sie die in Frage kommenden Wörterbücher überhaupt kennen, bei der Beantwortung ihres Problems schon im Vorfeld durch eine „unkorrekte Wörterbuchbenutzung bzw. mangelnde Praxis im Umgang mit Wörterbüchern" (Höhne 1991, 299). Dies ist erstaunlich, denn die größte Gruppe der Ratsuchenden, die etymologische Fragen stellte, gehörte einem Personenkreis[4] an, bei dem es sich um „geübte Schreiber" handelte. Es suchten vorwiegend Personen Beratung, deren täglicher Umgang mit Sprache gleichzeitig zu ihrem Beruf gehörte und die somit nicht unerfahren beim Abfassen und Verstehen von Texten waren. Diese Anrufer kannten ihre semantischen Lücken und stellten gezielt Fragen zu ihrem Problem oder eine Vergewisserungsfrage, indem sie dem Sprachberater bzw. der Sprachberaterin die Antwort schon vorgaben. Sie trauten ihren sprachproduktiven Fähigkeiten selbst nicht, wollten aber Gewissheit. Der anderen, kleineren Gruppe gehörten Rentner bzw. so genannte Sprachinteressierte oder Hobbylinguisten, wie sie sich selbst bezeichneten, an. Diese Personen *„wollten schon immer einmal etwas Sprachhistorisches fragen"* und fanden in der Sprachberatungsstelle eine Instanz, von der sie glaubten, dass sie hier mit ihrer Frage gut aufgehoben wären. So wurde häufig nach Namen gefragt, vorwiegend nach Orts- oder Familiennamen, denn auch so mancher Ahnenforscher war in dieser Gruppe vertreten.

2.1 Typen von etymologischen Anfragen

Die Praxis der Sprachberatung zeigte, dass viele Anfragen auf faktisches Nichtwissen zurückgehen, beispielsweise bei Fragen zur Herkunft bestimmter Namen (Familien-, Flur-, Orts- oder Straßennamen) oder auf Lexemlücken beruhen, wie zum Beispiel bei den folgenden: *„Wie nennt man den Brief, der das Schicksal des Überbringers besiegelt, wovon dieser jedoch keine Ahnung hat?"* oder *„Heißt der Titel von Schillers Ballade 'Die Kraniche des Ikarus'?"*.[5]
Im Übrigen lassen sich die Fragen in diesem Bereich wie folgt klassifizieren.

(1) Herkunft oder Ableitung von Wörtern
So individuell wie die Anrufenden waren auch die Fragen zur Herkunft oder Ableitung von Wörtern. Dazu einige Beispiele:

[4] Die Angaben zum Beruf waren freiwillig, wir konnten jedoch feststellen, dass dieser Personenkreis einen akademischen Hintergrund besaß. Ihm gehörten u.a. Übersetzer, Mitarbeiter des gehobenen Dienstes verschiedener Behörden und Verlage, Redakteure, Journalisten, Lehrer und Studenten an.

[5] Der Titel von Schillers 1797 geschriebener Ballade lautet „Die Kraniche des Ibykus".

„Woher kommt das Wort *Hängematte*? Von *hängen* und *Matte*?"

„Wann kam das Wort *Familie* ins Deutsche und wie hat es sich entwickelt?"

„Woher kommt das Wort *lohnenswert/Kreißsaal/Bürgersteig* sprachhistorisch?"

„Sind Wörter wie *Bombenerfolg, Bombenstimmung, Bombenrolle* von *Bombe* abgeleitet? Ich bin 85 Jahre alt und finde die Verwendung von *bomben* furchtbar. Erinnert mich immer an den Krieg."

Und immer wieder zur Adventszeit die Frage: „Woher kommt das Wort *Stollen* und was bedeutet es?"

(2) Etymologie von Namen

Offenbar interessiert sich ein Großteil der Bevölkerung für die Herkunft von Familien-, Orts- oder Straßennamen. So gab es zahlreiche Anfragen zur Etymologie von Nachnamen, wie z. B. *Köbler, Dunkern, Seibt*. Nach Vornamen (*Eisel*) wurde nur ein einziges Mal gefragt, offenbar sind da die gängigen Vornamenbücher so verständlich, dass man durch Nachschlagen selbst zu einem befriedigenden Ergebnis kommen kann. Alle Orts- und Straßennamen, nach deren etymologischer Deutung gefragt wurde, stammen aus der näheren Umgebung, also aus der Region Brandenburg/Berlin. Beispielsweise wurde nach der Herkunft und Bedeutung des Ortsnamens *Kiewitten* oder den in Fahrland (Brandenburg) liegenden Straßennamen *Am Upstall* und *Up de Leddigen* gefragt.

(3) Regionaler Wortschatz

Häufig fragte man auch nach Herkunft und Bedeutung von regionalem Wortschatz, also nach Wörtern, die überwiegend im Brandenburger bzw. Berliner Raum vorkommen. Als Beispiele sollen hier die Lexeme *Quebbe* mit der Bedeutung „'nasser Wiesenboden' auch 'durch Nässe aufgeweichter Erdboden, feuchter Straßenschmutz' nordmärk., östl. Mmark, Teltow. – Ndl. Siedlerwort, vgl. ndl. *kweb* 'morastiger Wiesengrund'" (Wiese 1996, 91) und die Verben *buckern* „'mit Murmeln spielen' mmärk., Berlin.'" (Wiese 1996, 28) oder *glupen* „'verstohlen, lauernd, auch scheel, drohend oder starr blicken', nord- und mmärk., Berlin.'" (Wiese 1996, 49) genannt werden.

Waren Herkunft und Bedeutung dieser Lexeme sicher belegt, gab es auch Wörter, deren Herkunft nicht eindeutig zu klären war, wie z.B. bei dem vorwiegend in der westlichen Niederlausitz und der angrenzenden Mittelmark verbreiteten Lexem *Pamme* – auch mit der Lautform *Pemme, Bamme, Bemme* –, was so viel wie 'bestrichene oder belegte Brotscheibe' bedeutet. Wiese 1996, 82 schreibt zur Etymologie des Lexems Folgendes:

„Das Wort kommt aus dem Osächs.; seine Herkunft ist umstritten; aus lautlichen Gründen nicht aus slaw. *pomazka* 'beschmierte Brotschnitte'; erwogen werden Herleitungen aus ndl. *boterham* 'Butterschnitte' oder aus dt.-mundartl. bammen, pampen 'essen'."

Oft war es schwierig, dem Anrufenden klarzumachen, dass bei manchen Lexemen, wie z.B. beim Wort *Pamme*, die Etymologie nicht eindeutig zu klären ist.

(4) Etymologie von Wendungen

Beliebt waren auch Fragen nach der sprachhistorischen Herkunft von bestimmten Phraseologismen, Sprichwörtern und Zitaten. Dabei war den Anrufenden meist nicht bewusst, dass man unter Phraseologismen „Wortgruppen, die fest gefügt und lexikalisiert sind und vielfach eine 'idiomatische', ganzheitliche Bedeutung haben, die sich nicht oder nur teilweise aus der Summierung der Einzelbedeutungen ergibt" (Duden 4, 579, §1036) versteht. Sie machten keinen Unterschied zwischen Wortgruppen mit fester Bedeutung (Phraseologismus, Idiom, Redewendung),[6] Sprichwörtern[7] oder Zitaten; gefragt wurde nach Wendungen oder Wortverbindungen. Hierzu einige Beispiele:

1) „Woher kommt die Wendung *08/15, Nullacht-Fünfzehn, Nullacht-Fuffzehn* und was bedeutet sie?"
2) „*Etwas auf die hohe Kante legen?* Ich weiß, dass das *sparen* heißt. Wie entstand diese Wendung, denn *Kante* hat für mich keinen Sinn, den ich durchschauen kann."
3) „*Scherben bringen Glück.* Wie hat sich Wendung historisch entwickelt?"
4) „Wie entstand die Wortverbindung *aus dem Mustopf kommen*?"
5) „Woher stammt die Redensart *Das ist des Pudels Kern*?"
6) „*Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem dies kroch.* Können Sie mir sagen, aus welchem Stück von Brecht dieses Zitat ist?"[8]

---

[6] Im Grunde sind Phraseologismen lexikalisierte Redewendungen mit fester semantischer Bedeutung, die zum einen nominale (*blinder Passagier*) bzw. adverbiale Fügungen (*mit Mann und Maus*) darstellen oder zum anderen verbale Konstruktionen (*jmdm. aufs Dach steigen*), wobei hier die umgedeutete Komponente mehr in den Mittelpunkt rückt (vgl. Duden 4, 580).

[7] Sprichwörter sind im Gegensatz zu Phraseologismen satzgliedwertig.

[8] Bei Beispiel 1) handelt es sich nach Büchmann 1959, 213 um ein 'geflügeltes Wort', Beispiele 2) und 4) sind Phraseologismen, das Beispiel 3) ein Sprichwort und die Beispiele 5) und 6) Zitate

Die Beantwortung solcher Anfragen war oft sehr zeitaufwendig und bedurfte eines hohen Beratungsaufwandes, sie bereiteten aber wegen der Herausforderung auch das meiste Vergnügen.

(5) Veralteter und veraltender Wortschatz und DDR-Wortschatz als Sonderform
Bei diesen Anfragen ging es um veraltende Wörter/Wendungen oder solche, die schon veraltet sind. Der veraltete Wortschatz wird heute kaum mehr gebraucht, sondern ist vor allem in der älteren Literatur noch präsent, wie z.B. bei den Lexemen *ausreuten, Eidam, Kuratel.* Veraltende Wörter/Wendungen wie *hanebüchen, Oheim, über etwas gebieten* werden zunehmend seltener geschrieben oder gesprochen und meist nur noch von der älteren Generation gebraucht, jedoch von der jüngeren noch verstanden. An den Einträgen in den synchronen Bedeutungswörterbüchern kann man diesen Prozess nachvollziehen. Ludwig 2004, 177 schreibt dazu:

> „Die Grenzziehung zwischen *veraltend* einerseits und *veraltet* andererseits beruht (meist) auf dem Sprachgefühl bzw. der Kompetenz der Lexikographen. Und nicht zuletzt ist die Zuordnung von Wörtern und Wendungen auch ein Generationsproblem."

Das Problem der Ratsuchenden bestand meist darin, dass sie wissen wollten, ob man als Schreiber/Sprecher als antiquiert gilt, wenn man veralteten/veraltenden Wortschatz benutzt.

Es wurden in diesem Zusammenhang auch Fragen nach dem Veralten des DDR-Wortschatzes gestellt, der natürlich genauso wie der übrige deutsche Wortschatz einem Archaisierungsprozess unterliegt. Archaisierungen sind eine Folge der Verringerung des kommunikativen Bedarfs. Die Lexeme mit ehemals hoher Gebrauchsfrequenz für das Kommunikationsgebiet der DDR werden zu Archaismen, da sie nicht mehr der Gebrauchsnorm entsprechen oder ihre Denotate weggefallen sind, z.B. bei den Lexemen *Jungpionier, LPG, Straße der Besten, Delikat.* Bei ihnen ist der Veraltungsprozess besonders schnell fortgeschritten, sie gelten schon jetzt als veraltet und werden wahrscheinlich bald ganz aus dem Sprachgebrauch verschwinden.[9] Der übrige DDR-Wortschatz bleibt solange im kommunikativen Gebrauch, solange noch eine Generation vorhanden ist, die diesen DDR-spezifischen Wortschatz kennt, versteht, auch (aktiv) benutzt; man spricht hier von veraltendem Wortschatz. Anfragen, die in diesem Zusammen-

[9] Über Veraltungstendenzen des DDR-Wortschatzes gibt es inzwischen schon einige aufschlussreiche Untersuchungen. Vgl. dazu u.a. Schäder 1994 und Kühn 1995.

hang an das „Grammatische Telefon Potsdam“ gestellt wurden, beschäftigten sich mit zwei Problemen:

1) Sind alle DDR-Wörter veraltet? Darf man sie noch benutzen oder wird man dadurch gleich als „Ossi“ abgestempelt? (Sozialisation der Fragenden in der DDR)
2) Was bedeutet ein bestimmtes Lexem, gibt es Parallelbenennungen? (Sozialisation der Fragenden in der Bundesrepublik Deutschland)

Die Frage 2) ist schnell beantwortet und die Bedeutung der Wörter erklärt. Zu Parallelbenennungen für die (fast) gleichen Denotate, wie *Kollektiv* vs. *Team*, *Plaste* vs. *Plastik*, *Dokument* vs. *Pass*, *Dreiraumwohnung* vs. *3-Zimmer-Wohnung*, ist hinzuzufügen, dass sich die vorhandene konnotative Bedeutung der genannten Lexempaare sehr oft nur über ein bestimmtes soziokulturelles Hintergrundwissen erschließt, denn sie umfasst erst die kommunikativen Rahmenbedingungen eines Lexems. Das Vorhandensein soziokulturellen Hintergrundwissens kann einerseits die Ausprägung von Konnotationen bedingen, andererseits können Konnotationen auf soziokulturelles Hintergrundwissen verweisen.[10] An einem Anfragebeispiel zu *Plaste* vs. *Plastik* soll dies erläutert werden:

> Anfrage: „Für einen Vortrag des sächsischen Regierungssprechers suche ich die Geschichte des Wortes *Plaste*, das als Werbespruch *Plaste und Elaste aus Schkopau* immer als Beispiel für die Lächerlichkeit des DDR-Deutschs angeführt wird, wobei ich nicht weiß, was an *Plast* ulkiger ist als an *Plastik*.“
>
> Antwort: **Plast**, der; -[e]s, -e, **Plas|te**, die; -, -n [↑ [2]Plastik] (regional): *Kunststoff*: In den Tiefziehpressen wird Plast u.a. zu Besteckkästen, Eisbechern … geformt; [..] eine Gabel aus Plast[e].[11]
> [2]**Plas|tik**, das; -s <meist o. Art.> [engl. plastic(s), zu: plastic = weich, knetbar, verformbar <lat. plasticus, ↑plastisch>]: *Kunststoff*: P. verarbeiten; ein Eimer aus P.; eine Wegwerfflasche aus einem neuen P. […][12]

Bei dem Lexem [2]**Plastik, das** handelt es sich um ein Homonym, das nicht mit [1]**Plastik, die** (Bedeutung 1:‘Werk der Bildhauerkunst’, Bedeutung 2: ‘Ersatz

[10] Vgl. hierzu Hartung 1995, 78.
[11] Zitiert nach Duden-GWB 1999, Bd. 7, 2941.
[12] Ebenda, 2941.

von Gewebeteilen') verwechselt werden darf. Das Lexem **Plast, der** wurde als Fachwort für Kunststoff schon vor dem Zweiten Weltkrieg in ganz Deutschland verwendet, das Kunststoff produzierende Zentrum lag damals auf dem späteren Gebiet der DDR. Der Wörterbucheintrag <regional> deutet darauf hin, dass das Lexem nur in einer bestimmten Region gebraucht wurde, vorzugsweise in der ehemaligen DDR, der Sgl. **Plaste** ist umgangssprachlich. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde **Plast** in der Bundesrepublik durch das amerikanische Wort **Plastic** ersetzt, in der DDR aber **Plast** sprachlich weiterhin benutzt. Das DDR-Wort ist also nicht wirklich „ulkig" und auch kein „lächerliches Deutsch", wer das so empfindet, dem fehlt lediglich Wissen über die sprachliche Entstehung des Wortes.

Frage 1) ist schwieriger zu beantworten, denn im Hinblick auf die kommunikative Spezifik des DDR-Wortschatzes gibt es zwei Dinge zu berücksichtigen: 1. Bei ideologiegebundenem Wortschatz – zu dem in erster Linie Lexeme gehören, die dem ideologisch-philosophischen, dem gesellschaftlich-politischen oder dem politisch-ökonomischen Bereich angehören – tritt der Archaisierungsprozess durch den Wegfall der Denotate sehr schnell ein. 2. der durch Alltagskommunikation beeinflusste Wortschatz wird solange noch sprachüblich sein, wie die Generation, die ihn und seine vielfältigen Nuancen kennt und spricht, noch vorhanden ist. Der Veraltungsprozess geht langsamer vor sich, einige Lexik überlebt und wird in den Gesamtwortschatz aufgenommen (*Grüner Pfeil*) oder von einem Teil der Sprachteilnehmer weiterhin benutzt (*Kaufhalle, Plast*). Natürlich erkennt man einen Ostdeutschen daran, dass er in der *Kaufhalle* (Ost)/dem *Supermarkt* (West) eine *Plast(e)tüte* und keine *Plastiktüte* verlangt, aber man sollte ihn deshalb nicht in die Schublade 'ehemaliger DDR-Bürger' einordnen. Diskriminierung erfolgt auch oft schon über das Wort. Hans-Joachim Solms 2001, 36 greift in seinem Aufsatz das Zitat von Martin Luther „Das Wort sie sollen es lassen stan" auf und führt weiter dazu aus:

> „Wort, gemeint ist natürlich das heimische Wort, sei es *Broiler, Dreiraumwohnung* oder *Sättigungsbeilage*, wird an die erste Stelle gerückt und damit in besonderer Weise fokussiert. [...] Hinter dem Wort steht das 'Ich', der Mensch. Erst wenn der Mensch geht, geht auch das Wort – oder anders gewendet: Greift man die Worte an, dann bleibt das nur scheinbar oberflächlich, es verletzt!" (Solms 2001, 36f.)

Man sollte sich also davor hüten, „solche Wörter wie *Broiler, Dreiraumwohnung* oder *Sättigungsbeilage* [sowie *Plaste(e)* B.W.] als einer ideologisch nicht passenden Zeit zugehörend" (Solms 2001, 46) und daher als unpassend einzu-

ordnen, damit grenzt man auch die Menschen, die so sprechen, aus. Das habe ich als Sprachberaterin als Antwort auf Frage 1) zu verdeutlichen versucht.

(6) Etymologie und neue Rechtschreibung
Mit Einführung der neuen Rechtschreibung am 1. August 1998 wurden zunehmend Fragen gestellt, die sich auf das Sichtbarmachen oder Konstruieren von Wortverwandtschaften in der neuen Schreibung bezogen. Dabei bereiteten Neuschreibungen von Wörtern wie *Känguru* analog zu *Marabu*, *Kakadu* oder *rau* analog zu *blau* keine Mühe, diese Regelungen wurden von den Anrufenden akzeptiert. Fragen ergaben sich bei der Sichtbarmachung von Wortverwandtschaften. Während die Schreibung von *Ass* statt *As* wegen des Plurals *Asse*, *Bändel* zu *Band*, *Gämse* zu *Gams* noch akzeptiert wurde, war für die meisten die Wiederbelebung etymologischer Zusammenhänge von *behände* statt *behende* oder *Stängel* statt *Stengel* problematisch. Angefragt wurde auch dort, wo Bezüge zwischen Wörtern und Neuschreibung erst konstruiert wurden, die etymologisch nichts miteinander zu tun haben. *Tollpatsch* kommt eben nicht von *toll*, *verbläuen* nicht von *blau* und bei *platzieren, nummerieren, Stuckateur* handelt es sich um Fremdwortstämme, die zu unterschiedlichen Zeiten und auf unterschiedlichen Wegen ins Deutsche gelangten.

3 Vergleich der Sprachberatungsstellen Halle (Saale) und Potsdam

Der Vergleich der Sprachberatungsstellen Halle[13] und Potsdam bezieht sich ausschließlich auf Anfragen aus der Kategorie Etymologie. Insgesamt ist festzustellen, dass sich die Fragen und das Frageverhalten der Ratsuchenden auf diesem Gebiet stark ähneln. Die mir zur Verfügung gestellten Daten zeigen, dass ebenfalls eine Typisierung der Anfragen, siehe (1) bis (6), vorgenommen werden kann. Bei Anfragen zur Herkunft oder Ableitung von Wörtern wurde nach dem gleichen Muster „*Woher kommt ... ?*“ gefragt. Die Lexeme, nach denen man sich erkundigte, waren andere als in Potsdam, jedoch wurde in Halle häufig auch nach der Herkunft von Fremdwörtern gefragt, z.B. nach *Streetworker, Mobbing, Functional Food, Green Card, Pay-TV, Date*. Das „Grammatische Telefon Potsdam“ hatte nur eine einzige Frage zur Herkunft von fremdem Wortgut zu beantworten und das war die Frage nach der sprachlichen Herkunft des *Handys*.

[13] Für die mir von der Sprachberatungsstelle des Germanistischen Instituts der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zur Verfügung gestellten Daten aus der Kategorie Etymologie möchte ich mich hier ausdrücklich bei Frau Prof. Kühn und Frau Unterberg bedanken.

Ebenso beliebt wie in Potsdam waren in Halle Fragen nach der Herkunft von geographischen Namen (Orts-, Flur- und Straßennamen), wobei auch diese größtenteils aus der näheren Umgebung stammten. Gefragt wurde z.B. nach der Herkunft der Ortsnamen *Halle, Passendorf, dem* Flurnamen *Peißnitzinsel* oder dem Straßennamen *Große Märkerstraße*. Auch die Herkunft bestimmter Familiennamen – wie z.B. *Kinzer, Lunow, Sponholz* – interessierte die Anfragenden. Die Etymologie von Vornamen (*Fabritius, Dango, Andra*) wurde öfter als in Potsdam erfragt. Bei Fragen zum regionalen Wortschatz gab es immer wieder Unsicherheiten bei der korrekten Anwendung der Adjektive *hallisch* und *hallesch*, z.B. „Heißt es *Hallische* oder *Hallesche Straße*?". Besonders oft wurde auch die Frage gestellt „Sind wir *Anhalter* oder *Anhaltiner*?".[14]

Wie in Potsdam gab es auch in Halle zahlreiche Anfragen zu den so genannten Wendungen. Beim Vergleich der Daten konnte ich feststellen, dass die Ratsuchenden ebenfalls keinen Unterschied zwischen Phraseologismen, Sprichwörtern oder Zitaten machten. Es wurde nach anderen 'Wendungen' als in Potsdam gefragt, außer bei *Nullachtfünfzehn*, nach deren Herkunft und Bedeutung auch in Halle mehrfach gefragt wurde. Die Durchsicht der Daten in Bezug auf Anfragen zur neuen Rechtschreibung ergab nur eine Anfrage, nämlich *Schänke* vs. *Schenke*. Fragen zum Veralten des DDR-Wortschatzes wurden kaum gestellt. Denkbar wäre, dass diese Anfragen in einer separaten Rubrik aufgenommen wurden.[15]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Fragen beider Sprachberatungsstellen in Bezug auf Anfragen zur Etymologie sehr ähneln, mit einem Unterschied: In Halle interessiert man sich offensichtlich sehr für die etymologische Herkunft bestimmter Speisen und Getränke, wie z. B.: *Pumpernickel, Muckefuck, Käsekrainer* (Wurstsorte), *trockener Wein, falscher Hase, Bienenstich, Forelle nach Müllerinart* oder *Pichelsteiner Eintopf.*

4 Kulinarischer Irrtum

Wenn an die Potsdamer Beratungsstelle auch keine kulinarischen Anfragen gerichtet wurden, so sind die Brandenburger doch in der Lage, eine etymologische Geburtstagstorte zu kreieren. Wie wäre es mit einer Torte, gefüllt mit feiner Creme und belegt mit Schattenmorellen? Etymologisch gesehen bezeichnet *Tor-*

---

[14] Vgl. Kühn / Almstädt 1997a, 201f.

[15] Die seit 1993 in Halle (Saale) bestehende Sprachberatungsstelle war in ihren Anfangsjahren ein besonderer Ansprechpartner für die Bürger aus den neuen Bundesländern und so kamen in dieser Zeit sehr viele Anfragen zum Ost-West-Sprachgebrauch. Vgl. dazu Kühn / Almstädt 1997b.

te „vermutlich [...] zunächst eine gedrehte (Ton)scheibe und wurde dann auf ein flaches, scheibenartiges Gebäck übertragen" (Kluge 1989, 733). Da dieses Gebäck uns noch zu trocken erscheint, füllen wir es mit *Sahne*. Dieses Wort wurde laut Kluge „entlehnt aus „afrz. *sain* 'Fett', das auf l. *sagīna* zurückgeht" (Kluge 1989, 613). Zur Vervollkommnung des Geschmacks wird unsere Torte noch mit *Schattenmorellen* belegt, die sprachlich schon für manches Missverständnis gesorgt haben: „Es ist nämlich Unsinn zu behaupten, die beliebte *Schattenmorelle* gedeihe besonders gut im Schatten. Der Name dieser wohlschmeckenden Sauerkirsche leitet sich nämlich von einem französischen Schloß her, dem *Château Morel*" (Gutknecht 2002, 131). Zum Schluss lasst uns mit trockenem Wein auf einen runden Geburtstag anstoßen. Herzlichen Glückwunsch!
Nunc vino pellite curas.
Ergo bibamus.

Literatur

BÜCHMANN, Georg 1959: Geflügelte Worte. München / Zürich.

Duden-GWB [3]1999: Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. In zehn Bänden. Mannheim / Leipzig u.a.

Duden (Bd. 4) [6]1998: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim u.a..

GUTKNECHT, Christoph 2002: Pustekuchen! Lauter kulinarische Wortge-schichten. München.

HARTUNG, Diana 1995: Zur semantiktheoretischen Beschreibung sozio-kulturellen Hintergrundwissens. In: POHL, Inge / EHRHARDT, Horst (Hgg.): Wort und Wortschatz. Beiträge zur Lexikologie. Tübingen, 77–85.

HÖHNE, Steffen 1991: Die Rolle des Wörterbuchs in der Sprachberatung. Eine Sekundäranalyse zur Wörterbuchbenutzungsforschung. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 19, 293–321.

KLUGE, Friedrich [22]1989: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Völlig neu bearb. von Elmar SEEBOLD. Berlin / New York.

KÜHN, Ingrid 1995: Aktivierung DDR-spezifischer Archaisierungen. In: Muttersprache 4, 315–323.

Dies. / ALMSTÄDT, Klaus 1997a: Rufen Sie uns an – Sprachberatung zwischen Sprachwacht und Kummertelefon. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 3, 195–206.

Dies. 1997b: Deutsch-deutsche Verständigungsprobleme. Erfahrungen aus der Sprachberatung. In: Der Deutschunterricht 1, 86–94.

LUDWIG, Klaus-Dieter 2004: *Hoch auf dem gelben Wagen sitz ich beim Schwager vorn* ... Zum Plan eines deutschen Archaismenwörterbuchs. In: SCHARNHORST, Jürgen (Hg.): Sprachkultur und Lexikographie. Von der Forschung zur Nutzung von Wörterbüchern. Berlin, 173–188.

SCHÄDER, Burkhard 1994: Wir sind ein Wörterbuch! – Wir sind das Wörterbuch! Duden-Ost + Duden-West = Einheitsduden? In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 22, 58–64.

SOLMS, Hans-Joachim 2001: Martin Luther und die deutsche Sprache. In: KÜHN, Ingrid (Hg.): Ost-West-Sprachgebrauch – zehn Jahre nach der Wende. Opladen, 35–49.

WIESE, Joachim 1996: Kleines Brandenburg-Berliner Wörterbuch. Leipzig.

WOLF, Birgit 1992: Wörterbuch und Benutzer – Versuch einer empirischen Untersuchung. In: BRAUßE, Ursula / VIEHWEGER, Dieter (Hgg.): Lexikontheorie und Wörterbuch. Wege der Verbindung von lexikologischer Forschung und lexikographischer Praxis. Tübingen, 295–382.

Dies. 2004: Sprachberatung und Wörterbuchbenutzung. In: SCHARNHORST, Jürgen (Hg.): Sprachkultur und Lexikographie. Von der Forschung zur Nutzung von Wörterbüchern. Berlin, 257–273.

Liliane Weissberg

Die Unschuld des Namens und die ungeheure Unordnung der Welt[1]

„Einen Mann aus den Wörtern pellen
wie ein Ei aus der Schale; ihn freilegen.
Kohlhaas zum Beispiel."
Elisabeth Plessen, Kohlhaas (1979)

I

Manchmal scheint die Welt ins Chaos zu gleiten. Neue Begriffe von Recht und Ordnung stellen unsere bisherige Lebensweise in Frage. Oder vielleicht ist es unsere Bestimmung von Moral und Ethik, die auf einmal alte Ordnungen für überholt erklärt. Dabei muß sich unser Verständnis von dem, was richtig und was falsch ist, nicht unbedingt ändern. Es wird nur überprüft, bedarf einer zusätzlichen Bestätigung, selbst wenn dieser Prozeß keine eindeutigen Antworten bieten mag.

Weit davon entfernt, Naturereignisse zu sein, haben solche Veränderungen Autoren und verlangen nach Menschen, die sich ihnen fügen. Die vorliegende Arbeit konzentriert sich auf zwei solche Menschen. Der erste ist eine fiktive Person, obwohl ihm eine historische Gestalt zugrundeliegt, dessen Geschichte in einer alten Chronik dokumentiert wurde.[2] Nennen wir ihn K. Es ist ein Mann, der versucht, Recht und Ordnung seiner Zeit zu verstehen und zu bewahren. K. teilt seine Initiale sowie einige biographische Daten mit dem Autor seiner Geschichte, der einer historischen Überlieferung neben erfundenen Details auch autobiographisches Material hinzufügt.

Der Erzähler der Geschichte stellt den Protagonisten K. dabei mit Hilfe eines verblüffenden Paradoxes vor: Er sei einer „der rechtschaffendsten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit" gewesen (Kleist 1964, 5). Wie kann ein Mann rechtschaffen *und* entsetzlich zugleich sein?

---

[1] Eine frühe Fassung dieses Aufsatzes erschien in englischer Sprache. Vgl. Weissberg 2001.
[2] Vgl. Dießelhorst / Duncker 1999, Dießelhorst 1988/89, Hotz / Davies 1987 und Bookmann 1985. Hinsichtlich eines Vergleiches von Hans Kohlhase und Michael Kohlhaas, vgl. Grathoff 1998.

K.s Geschichte beginnt ganz alltäglich. K. lebt als Pferdehändler in einem kleinen Dorf in Brandenburg. Eines Tages reist er nach Sachsen, um Tiere auf den dortigen Märkten zu verkaufen. In der Nähe einer Ritterburg wird er angehalten und nach seinem Paß gefragt; angeblich braucht er einen solchen Ausweis, um weiterreisen zu können. K. besitzt aber keinen Paß. Anstatt umzukehren und wieder nach Hause zu reisen, läßt er zwei Pferde auf der Ritterburg zurück und reitet nach Dresden, um sich einen Paß zu besorgen. Dort erfährt er, daß er gar keine weiteren Dokumente benötige. Als er zur Ritterburg zurückkehrt, um seine Pferde abzuholen, findet er sie vernachlässigt und fast verhungert vor. K.s Knecht, den er auf der Burg zurückgelassen hatte, um die Tiere zu versorgen, war inzwischen von dem Rittergut vertrieben worden.

Vergebens versucht K., von dem Ritter eine Erklärung für diese Ereignisse zu bekommen; vergebens fordert er den Ritter auf, seine Pferde zu füttern und ihren alten Zustand wiederherzustellen, damit er sie verkaufen könne. K. entscheidet sich nun, sein Recht über den sächsischen Gerichtshof einzuklagen. Aber der Einfluß des Ritters und dessen persönliche Verbindungen sind bedeutender als die Klage eines brandenburgischen Pferdehändlers. Inzwischen erfährt K. einen noch tragischeren Verlust. Seine Frau war bemüht, durch Bittfahrten etwas für ihren Mann zu erreichen, aber sie verunglückt unterwegs und stirbt. K., dem die rechtlichen Wege in seinem Fall inzwischen versperrt sind, ist von Gedanken der Rache und Vergeltung erfüllt. Er sammelt Leute um sich und zündet die Burg des Ritters an; er verlangt, daß der Ritter ihm ausgeliefert werde. Dieser ist jedoch längst aus seiner Burg geflohen. K. vermutet, daß er sich in Wittenberg versteckt hält, und setzt dort Häuser in Flammen. Er nimmt das Recht in seine eigene Hand und erklärt sich zum Herrn über das Gesetz.

K. protestiert daher, indem er sich selbst eine feudale Position anmaßt. Aber der Protagonist K., der einige hundert Jahre vor seinem Autor K. lebt, begegnet nun Martin Luther. Der anerkannte Theologe nimmt zu dem Fall des Pferdehändlers Stellung und versucht, einen Kompromiß auszuhandeln, der K.s Rachewillen und seinen Gewalttaten Einhalt gewährt. Sein Anliegen soll nochmals einem Gerichtshof zugeführt werden.

K.s Verbündete fahren jedoch inzwischen ohne ihn fort, Häuser niederzubrennen und Menschen zu terrorisieren. Sie zwingen K., sich ihnen gegenüber loyal zu verhalten, und er verliert dadurch die Gelegenheit einer erneuten gerichtlichen Anhörung.

Ein weiteres Ereignis gibt ihm nochmals Gelegenheit, sein Leben trotz aller inzwischen begangener Straftaten zu retten, wenn auch nicht seine Pferde wiederzugewinnen. Eine Zigeunerin händigt ihm eine Kapsel aus, die ein Stück

Papier enthält, auf dem das Schicksal der sächsischen Regenten und der Name und die Daten des letzten sächsischen Kurfürsten niedergeschrieben sind. Der gegenwärtige sächsische Herrscher begehrt nichts sehnlicher als diese Information. Aber K. zieht es vor, das Stück Papier zu verschlucken, und will sein Leben nicht verhandeln. Dies wird K.s letzte Rachetat, die sich nun gegen den Fürsten selbst richtet. Obwohl er zum Tode verurteilt ist und auf dem Schafott sein Leben endigen muß, triumphiert er im Tode, indem er dem Herrscher – und auch dem Leser seiner Geschichte – die Auskunft verweigert. Nach seinem Tod werden K.s Pferde von einem Pferdemetzger, dem sie zuvor übergeben wurden, ausgelöst und gesund gepflegt. K.s Söhne erhalten sie zurück, und die Söhne werden nach dem Tod ihres Vaters in den Adelsstand erhoben. Dies ist schließlich das seltsame Happyend der Geschichte: K.s Kinder erlangen die gesellschaftliche Position seines ehemaligen Gegners.

II

Die zweite Geschichte ist eine autobiographische und stammt aus dem späten zwanzigsten Jahrhundert. Auch hier soll eine Initiale für den Namen des Protagonisten (und Autors) stehen: W.

W.s Familie gehört zur alten schlesischen Aristokratie. Seine Familiengeschichte ist in einer alten Chronik dokumentiert, auf die er stolz verweist (Wiese 1982, 11). Doch W.s Kindheit ist nicht idyllisch. Seine Familie ist verarmt. Die Eltern lassen sich scheiden, als er noch jung ist, und während seine Schwester bei seiner Mutter bleibt, zieht er zu seinem gefühlskalten Vater. W. haßt die Schule, und seine Leistungen dort sind nicht gut. Aber ein Umzug nach Görlitz, wo er eine Internatsschule besucht, ändert seine Einstellung zum Lernen. W. entdeckt das Theater und die Literaturwissenschaft, und sein Aufsatz: „Warum ist Molières Drama 'Der Geizige' eine Charakterkomödie, ohne moralisch zu sein?" bringt ihm frühe Anerkennung und versöhnt ihn mit dem Schulwesen (Wiese 1982, 31). Er schließt seine Gymnasialausbildung ab und zieht nach Heidelberg, um dort Philosophie und Germanistik zu studieren. 1927, im Alter von 24 Jahren, beendet W. seine Dissertation im Fach Philosophie. Er zieht nach Berlin, in eine Stadt, die er mit einem Naturereignis, einem Vulkan kurz vor dem Ausbruch vergleicht (vgl. Wiese 1982, 102). W. arbeitet an einer Habilitationsarbeit in Germanistik und bezieht 1929 seine erste akademische Stelle in Bonn. Er heiratet. 1932 nimmt W. einen Ruf an die Universität Erlangen an.

Trotz W.s scheinbar liberaler Erziehung, trotz seines Studiums bei jüdischen Professoren und seiner Freundschaft mit jüdischen Kommilitonen und

Kollegen ist er 1933 bereit,[3] der nationalsozialistischen Partei beizutreten, um nicht „machtlos" zu sein und um Schlimmes oder noch Schlimmeres verhüten zu können (Wiese 1982, 138). „Eine Lebensgeschichte zu schreiben sollte immer auch heißen, Gerichtstag über sich selbst zu halten" meint W. an dieser Stelle seiner Autobiographie (Wiese 1982, 138). Er sieht sich allerdings als Opfer der (historischen) Umstände, und seine Parteimitgliedschaft, die er in seiner Hosentasche trägt und anderen nur diskret zeigen mag, bewirkt eine seltsame Reaktion. Sie verursacht, wie er schreibt, eine Persönlichkeitsspaltung, die er nur mit seiner Pubertätserfahrung und seinem sexuellen Erwachen vergleichen kann. „Beide Male bedeutete das einen Verlust an Realität" erklärt W. (Wiese 1982, 142). Er sieht einen Unterschied zwischen seiner privaten und öffentlichen Person, und seine Parteimitgliedschaft weist auf den Bereich eines geheimen Verlangens und einer verdrängten Sexualität.

W. paßt sich dem politischen System an. Zwar insistiert er in seiner Autobiographie darauf, daß er von Anfang an mit der Ideologie der nationalsozialistischen Partei nicht einverstanden war, aber er protestiert nicht – er äußert sich nicht einmal, um seine Freunde zu schützen (Wiese 1982, 164f.). 1943 tritt W. der deutschen Armee bei und wird in Frankreich stationiert. Er zeigt wenig Talent für das militärische Leben und beginnt statt dessen, literarische Abende und ein kulturelles Programm für die Soldaten zu entwerfen. Nach fünf Monaten in der Armee wird er vom einfachen Soldaten zum Gefreiten befördert, und dieser Rangwechsel erfüllt ihn angeblich mit mehr Stolz als die Erlangung seiner Professur (Wiese 1982, 178). Es ist W. in seiner Position möglich, reichlich Essen für sich und seine Familie zu beschaffen. Er lebt gut und ernährt sich von französischen Austern und Champagner. Um 1944 – W. ist noch in Frankreich stationiert – beginnt er Gerüchte von den Grausamkeiten zu hören, die an Juden verübt werden. Diese Gerüchte beeinflussen weder sein weiteres Verhalten noch seinen Lebensstil. Im Sommer des gleichen Jahres wird W. aus der Armee entlassen und, für Aufgaben an der Heimatfront unabkömmlich – u.k. –, nach Deutschland zurückbeordert. Er nimmt eine Position an der Universität Münster an, aber er lebt weiterhin mit seiner Familie in Erlangen. Der Krieg geht 1945 zu Ende.

Der Umzug von Erlangen nach Münster nach dem Krieg erfolgt nur unter Schwierigkeiten, denn die Alliierten beginnen einen Reedukationsprozeß. Die amerikanische Besatzungsmacht verteilt in Erlangen Fragebögen, mit deren Hilfe Deutsche über ihre politische Vergangenheit Auskunft geben müssen. W. be-

3 Wiese studiert bei Friedrich Gundolf, den er als Juden beschreibt, und unterhält als Student eine Beziehung mit Hannah Arendt, zu der er auch nach dem Krieg wieder Kontakt aufnimmt. Seine ehemalige Studentin Lotte Köhler - im Kriege bei den Jungmädel aktiv - wird auf seine Empfehlung hin Arendts Sekretärin und ist heute ihre Nachlassverwalterin.

trachtet diese Bemühungen als naiv und sieht sie als Beweis für den recht schlichten Verstand der Amerikaner. Seine Kritik an den Amerikanern begründet sich aber auch darin, daß er kurz und, wie er schreibt, irrtümlich, von der Militärregierung in Haft genommen wird. Nach seiner Freilassung reist W. nach Münster, wo die weniger naiven englischen Alliierten stationiert sind. W. füllt dort erneut einen Fragebogen aus und wird von den Engländern sofort für eine Universitätsstelle befürwortet. Seine Professur wird erneuert. W. veröffentlicht nun Bücher, an denen er noch während des Krieges gearbeitet hat und fördert damit seine wissenschaftliche Karriere. Er schreibt viele Aufsätze, die große Anerkennung finden, und publiziert Anthologien und weitere Monographien. 1957 nimmt W. einen Ruf an die Bonner Universität an.

Während der sechziger Jahre, zur Zeit der Studentenunruhen, wird die Reform der Disziplin der Germanistik diskutiert. Fragen nach W.s politischer Vergangenheit tauchen auf – dumme Fragen, wie W. bedeutet, die wenig Verständnis für die historische Situation in Deutschland zeigen.[4] Auch W.s Geschichte hat ein Happyend. W. lehrt bis zu seiner Pensionierung in Bonn und erfährt viele Ehrungen für seine wissenschaftliche Arbeit. Er erreicht ein hohes Alter, seine Frau und sein Sohn sind versorgt.

III

Wie K., so wird auch W. Zeuge einer „ungeheuren Unordnung" der Welt,[5] aber er versucht sich in ihr einen Freiraum zu schaffen. Seine Kollegen oder Freunde leiden mehr an den Konsequenzen dieser Unordnung als er selbst. W. ist willens, sich jeder Veränderung anzupassen und sucht den Kompromiß. Er beschreibt sich als rechtschaffen, aber ist er entsetzlich? W. brennt keine Häuser nieder, er bringt niemanden um. Er unterhält lediglich Truppen mit dem Erbe einer deutschen Bildung. Die einzige tragische Note in seiner Geschichte erscheint vielleicht zum Ende seiner Autobiographie. W. beschreibt die Studentenproteste der sechziger Jahre als einen persönlichen Racheakt gegen ihn und seine einzigartige, große Karriere. W. kann jedoch weiterhin an seiner Position als Ordinarius festhalten.

Vielleicht sollte man an dieser Stelle die Initialen mit den entsprechenden Eigennamen ersetzen. Der Protagonist der ersten Geschichte ist leicht erkennbar. Es ist Michael Kohlhaas aus der gleichnamigen Novelle von Heinrich von

---

[4] Wiese widmet ein ganzes Kapitel dieser Frage, siehe „Krisen und Kämpfe. Die sechziger Jahre", Wiese 1982, 350–375.
[5] Kleist 1964, 19.

Kleist. Die Novelle wurde zunächst 1808 in Kleists eigener Zeitschrift *Phoebus* veröffentlicht und erschien zwei Jahre später in bearbeiteter Form in einem Sammelband.[6] Kleists Geschichte des Michael Kohlhaas gehört zweifellos zur Weltliteratur, und sie wurde immer wieder zitiert und bearbeitet.[7] In *Naturrecht und menschliche Würde* als „Immanuel Kant der Rechtslehre – als Don Quichotte" und als ein „paradox verfrühte[r] Jakobiner" (Bloch 1961, 96). Etwas Unzeitgemäßes, doch gleichsam Aktuelles haftet seiner Geschichte immer noch an.

Die zweite Geschichte ist weniger bekannt. Sie wird in der Autobiographie *Ich erzähle mein Leben* des bekannten Germanistik-Professors und Kleist-Kenners Benno von Wiese erzählt und erschien 1982. Beides sind historische Erzählungen. Dabei dient die Geschichte des Kohlhaas als eine seltsame Folie für die Geschichte des Bonner Literaturprofessors. Immer wieder nämlich erscheint Kohlhaas als Allusion in Wieses Buch; der Name „Kohlhaas" wird bei Wiese zu einem Zeichen für eine kämpferische Unschuld. Dabei erscheinen diese Verweise lediglich im Kontext seiner Auseinandersetzungen mit akademischen Institutionen nach dem Kriege.

Das mag nicht zufällig sein. Denn in Wieses Darstellung bildet nicht das Dritte Reich, sondern erst die Studentenrevolte eine mögliche Krise für seine berufliche Zukunft. Das zeigt sich nicht nur hinsichtlich der Angriffe auf seine Person. In Wieses Autobiographie scheint die Tradition der Germanistik als Geistesgeschichte nach 1945 zunächst ungebrochen weiterzuexistieren. „Postuliert wird das Neue", schreibt Hans Peter Herrmann, aber es enthüllt sich „unter der Hand [...] als das Alte" (Herrmann 1996, 347). So kann er das, was er in den zwanziger Jahren gelernt hat – die werkimmanenten Interpretationen – während des Krieges weiter ausüben, seine Bücher gleich nach dem Krieg veröffentlichen und sich damit eine Karriere gestalten.

Das erste Mal erscheint der Name „Kohlhaas" aber schon im Bericht der Ereignisse des akademischen Jahres 1955–56. Im Sommer war Wiese als Gastprofessor an der amerikanischen Princeton University tätig. Dort setzte er sich für die Professur eines dortigen Kollegen ein, dem die *tenure*, also eine Lebensstellung, verweigert wurde. Wiese spürt, daß sein Verhalten ihn in soziale Isolation drängt, denn er wird bald nicht mehr zu Abendessen eingeladen:

---

[6] Hinsichtlich der Publikationsgeschichte vgl. Fischer-Lichte 1991, 5–20 und Aretz 1983, 32–82. Kleists Mitherausgeber des *Phoebus* war der Philosoph und Ökonom Adam Müller, dessen Schriften ebenfalls Kleists Novelle beeinflusst haben könnten; vgl. Ogorek 1988/89.

[7] Vgl. beispielsweise Schütz 1980; Plessen 1979. Hinsichtlich der literarischen Rezeption von Michael Kohlhaas' (oder Hans Kohlhases) Geschichte siehe Lützeler 1981 und Roy 1991. Die Rezeption geht auch über den deutschen Sprachkreis hinaus, siehe zum Beispiel Doctorow 1975.

„Blicke ich heute auf diese Geschehnisse zurück, so weiß ich, daß ich mich wie ein Michael Kohlhaas verhalten habe. Doch zwei Dinge reizen mein sonst so auf Harmonie bedachtes Temperament bis zur Weißglut: Erpressung und offensichtliche Ungerechtigkeit. Hier lag nur das zweite vor, aber das genügte, um mich in die Rolle des Einzelgängers hineinzuzwingen, der sich den Krieg mit dieser Gesellschaft nur leisten konnte, weil er wußte, daß er wieder in das rettende Europa zurückreisen würde. Wie wäre es mir wohl sonst ergangen?" (Wiese 1982, 284)

Der Leser erfährt auch, daß Wiese selbst einen Ruf nach Princeton erwartet, der allerdings nicht eintrifft.

Anläßlich einer anderen Gelegenheit verhindert Wieses Auslandsaufenthalt, daß er die Konflikte an seiner eigenen Universität direkt wahrnimmt. So befindet er sich im Wintersemester 1967/68, zur Zeit der Studentenunruhen, in Bonnund sein Aufenthalt in Amerika kommt ihm jetzt gelegen. Wiese ist dort, als ein Pamphlet, das seine Fotographie und verfänglich erscheinende Zitate aus seinem Werk enthält, in Bonn für zwei DM verkauft werden. „[E]ntschieden zu billig", wie Wiese findet. Einer seiner Studenten, Peter Pütz, wird dabei zu seinem freiwilligen Anwalt. Wiese schreibt:

„Da ist in meiner Abwesenheit mein Schüler Peter Pütz in die Bresche gesprungen. Er stieg auf einen Tisch und antwortete dem Aggressor. Es sei erbärmlich, einen Professor auf diese Weise anzugreifen, der sich nicht wehren könne, weil er weit fort im Ausland sei. Ich habe Pütz seine spontane Verteidigung sehr hoch angerechnet. Denn an sich ist er keine Kampfnatur [...]. Wo Ungerechtes geschieht, sieht er sich persönlich herausgefordert und kann sogar, wie es bei anderen Gelegenheiten sich herausgestellt hat, fast wie ein Michael Kohlhaas gegen die Macht öffentlicher Instanzen sich auflehnen." (Wiese 1982, 360)

Pütz' Protest in Bonn und Wieses Proteste in Princeton finden jedoch immer nur innerhalb einer Universität statt, nie als politische Aktion außerhalb dieser Institution.[8]

[8] Daß Wieses Komplimente an einen Schüler auch Gegenkomplimente seiner Schüler an Wiese hervorriefen, zeigt eine Erinnerung seines ehemaligen Schülers Karl Otto Conrady an die „stattliche", „freilich von der Nahrungsnot der Zeit gezeichnet[e]" Erscheinung Wieses, den er gerade noch in Münster „als beeindruckenden liberalen Professor" erlebte (vgl. Conrady 1996, 408).

IV

1956 veröffentlicht Wiese seine bekannte Studie *Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka*, eine Sammlung von Aufsätzen über Novellen von Friedrich Schiller, Clemens Brentano, Joseph von Eichendorff, Ludwig Tieck, Adalbert Stifter und anderen. Kleist, ein Meister des Genres, ist in diesem Band ebenfalls vertreten, und Wiese wählte eine ganz bestimmte Novelle für seine Studie aus: „Michael Kohlhaas". In einer kurzen Einleitung beschreibt er die Berichte über den historischen Hans Kohlhaase von Christian Schöttgen und Georg Christoph Kreysig, die 1731 veröffentlicht wurden (Wiese 1956, 47). Kleist mag von Kohlhase gehört haben, als er in Frankfurt an der Oder Jura studierte (Hohoff 1958, 115).

Wiese ist vor allem an den frühen Interpretationen der Kleistschen Novelle interessiert, die sich mit der Hauptperson dieser Geschichte und mit seiner „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten" Natur beschäftigen. „Jede dieser Auslegungen", schreibt Wiese, „verfehlt die einfache Tatsache, daß Kleist in erster Linie gar nicht einen Charakter, sondern in echt novellistischem Zugriff eine Begebenheit gestalten wollte" (Wiese 1956, 48). Er verweist damit auf Goethes Definition einer Novelle als „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit".[9] In Kleists Novelle wird eine Begebenheit erzählt, die „immer verwickelter und unübersehbarer" wird und bei der es letztendlich um Gerechtigkeit geht (Wiese 1956, 48). Gerechtigkeit wird hier damit hinsichtlich eines Ereignisses und dessen Geschichte verstanden und nicht hinsichtlich der Taten einer Person (Wiese 1956, 53). Kohlhaas könnte zuerst gehandelt haben, sich als Handelnden verstanden meinend, nur um festzustellen, daß er das Opfer einer Handlung geworden war; er ist kein „aktive[r] Täter, sondern der Erleidende des Geschickes" (Wiese 1956, 56f.). Wieses Insistenz auf die Novellenform ordnet die Person einem Ereignis unter und rettet somit die Integrität des Protagonisten.[10] Mit dem plötzlichen Erscheinen der Zigeunerin scheint Kleist schließlich auch den historischen Bereich zu verlassen; seine Novelle verliert ihren historischen Kontext.

---

[9] Diese Definition findet sich in Johann Wolfgang Goethes Gespräch mit Johann Peter Eckermann vom 29. Januar 1827, siehe auch Wiese 1956, 15.

[10] Wolfgang Wittkowski wundert sich in seiner Lektüre von Wieses Aufsatz, daß dieser so sehr auf den negativen Charaktereigenschaften von Kohlhaas beharrt: „Benno von Wiese [...] bezieht die Gewalttätigkeit allein auf Kohlhaas", obwohl der Text diesen Begriff regelmäßig auch auf dessen Gegner, auf des Ritters „ungesetzliche, grausame Behandlung des Helden, seines Bedienten und seiner Pferde verwendet - ja gerade dieses Verhalten die Grundlage für die rechtliche Klage des Pferdehändlers (und die daraus folgenden Ereignisse) bildet" (Wittkowski 2000, 472; Übersetzung LW). Nach Wittkowski folgt Wiese hier aber auch anderen Interpretationen der Novelle.

Wiese zufolge zeigt Kleists Text die begrenzte Macht des Einzelnen - und darin sieht er die Bedeutung der Novelle. Kohlhaas stößt an die Grenzen seiner Handlungsmöglichkeiten genauso wie die späte Erscheinung der Zigeunerin den scheinbar historischen Rahmen ganz offensichtlich sprengt. Er muß sich der Geschichte wie auch den übernatürlichen Erscheinungen unterordnen. Der Protagonist wird ein Opfer, das eigentlich weder rechtschaffen noch wirklich entsetzlich sein kann. Kohlhaas ist statt dessen ein Spielball höherer Mächte - und gehört am Ende, als er der Zigeunerin begegnet, nicht einmal mehr „seiner Zeit" an.

Wieses Autobiographie selbst kann danach ebenso als Novelle gelesen werden, und dies mag besonders hinsichtlich der Darstellung seiner politischen Karriere zutreffen. In Wieses Autobiographie begegnen wir einem Mann, der sich den politischen Gegebenheiten anpaßt. Er kämpft nicht gegen das Nazi-Regime, sondern tritt in die Partei ein und unterhält deutsche Soldaten mit der den Nazis genehmen deutschen Dichtung und Prosa. Ludwig Jäger gibt weitere Details der Kriegsarbeit Wieses an, die in dessen Autobiographie nur verkürzt geschildert wird. So wurde er neben seiner Lehrtätigkeit in Münster für Ahnenerbe-Projekte wie einer neuen Klopstock-Ausgabe eingesetzt[11] sowie für Vorträge in Paris, die als „außenpolitische Aufgaben" (329) betrachtet wurden, d.h. als propagandistische Arbeit (330).[12]

Nach dem Krieg gelingt Wiese die Verwandlung vom unabkömmlichen Kulturkämpfer zum passiven Opfer. Der Wissenschaftler, der einen politischen Fragebogen ausfüllen soll, sieht sich als einer von vielen, die einer Partei beitraten, welche sich als große historische Kraft erwies. Nur eine wahrsagende Zigeunerin fehlt in diesem Bild, aber in einem Deutschland nach 1945 mangelte es „dank" der vollzogenen ethnischen Reinigung wahrscheinlich ohnehin an so genannten Zigeunern.

V

Benno von Wieses Autobiographie berichtet von einem Leben, das der Autor als deutsches Schicksal versteht. Zur Zeit der Publikation seines Buches fühlte sich Wiese dabei (im Unterschied zur direkten Nachkriegszeit) frei, über seine Beziehungen zur nationalsozialistischen Partei zu berichten – und dies war auch

[11] Vgl. Jäger 1998, 331.

[12] Zu Wieses Aufgaben und Arbeit während der Kriegsjahre siehe auch den Eintrag im Internationalen Germanistenlexikon 1800–1950, 2025–2028, bes. 2026. Jäger zitiert aus einem Brief, der die u.k.-Stellung Wieses begründet, das Argument, „daß gerade die Vertreter der neueren deutschen Literaturwissenschaft ihre Tätigkeit über die Universität hinaus in den Dienst der ganzen Provinz gestellt haben." (Jäger 1998, 329)

bei anderen Autoren der achtziger oder neunziger Jahre der Fall, die ihre Lebensgeschichte veröffentlichten. Gerüchte kursieren, daß Wieses Freunde und sein Verleger das ursprüngliche Manuskript kürzten und sogar zensierten, um den Bericht seines Parteiengagements in den dreißiger und vierziger Jahren nicht zu selbstbewußt ins Licht zu rücken. Doch indem Wiese sein Leben als Schicksal beschreibt, einer allgemeinen „Geschichte" unterordnet, versagt er sich die Position eines selbständig handelnden Subjekts.

Die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und geschichtlichem Ereignis beschäftigt Wiese auch in anderen Schriften. So war er beispielsweise 1966 für die Organisation des deutschen Germanistentages verantwortlich, der unter dem Motto „Nationalismus in Germanistik und Dichtung" stand und viel Aufsehen erregte und auch Kritik herausforderte.[13] Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich hinsichtlich des Schicksals des Faches, das mit dem Schicksal der Germanisten, die das Fach vor und während des Dritten Reiches studierten und lehrten und nun im Nachkriegsdeutschland aktiv waren, intim verbunden war. Es kam nach Wiese darauf an, Kontinuität als Tradition zu retten, damit auch die Lebensgeschichte des Faches erzählbar blieb. Denn für Wiese, dem Dozenten einer werkimmanent interpretierenden Germanistik, war die Geschichte des Geistes der Schlüssel seiner Disziplin. Er formuliert es rückblickend in seiner Begrüßungsrede folgendermaßen:

> „Je weniger im Deutschland von heute ein unbefangenes Verhältnis zur eigenen Überlieferung möglich ist, je mehr die eigene Vergangenheit unter dem alleinigen Aspekt von Verschuldung und Verhängnis gesehen wurde, umso mehr wurde die Germanistik zum Prügelknaben, an dem sich Affekte der verschiedensten Art am besten abreagieren ließen." (Wiese 1967, 9)

Und Wiese fährt fort, das Geschichtliche hier als eine Art Rettung zu beschwören, die Kontinuität garantiert:

> „Der Verlust an Kontinuität, wie wir ihn durch den Nationalsozialismus und alle seine Folgen erlitten haben, ist ungeheuer groß. Ebenso groß ist die Versuchung, daraufhin alle Kontinuität über Bord zu werfen [...] Wo jedoch die Germanistik ihre bisherige Tradition so weit verrät, daß sie überhaupt keine Tradition mehr hat; wo sie bei dem Wort national nur noch errötet und sich schämt, wo sie die große Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts für die Erbärmlichkeiten verantwortlich macht, die sich erst im 20. ereignet haben – da hat sie sich selbst aufgegeben." (Wiese 1967, 12f.)

[13] Vgl. Lauer 2000, 227. Dem nachfolgenden Germanistentag von 1968 blieb Wiese fern.

Wiese beschließt seine Ausführungen mit einem Zitat des Philosophen Johann Gottfried Herder als „Ahnherr der deutschen Literaturgeschichte", der auch im Dritten Reich als solcher verstanden wurde (Wiese 1967, 14). Herders Zitat spielt hier seltsam auf Deutschlands jüngste Vergangenheit an:

> „Die Geschichte ist ein Spiegel der Menschen und Menschenalter, die Fackel der Wahrheit. Eben in ihr und durch sie müssen wir bewundern lernen, was zu bewundern, lieben lernen, was zu lieben ist; aber auch hassen, verachten, verabscheuen lernen, was abscheulich, häßlich, verächtlich ist; sonst werden wir veruntreuende Mörder der Menschengeschichte." (Wiese 1967, 14)

Es kommt Wiese also darauf an, nicht den Mord an Menschen, sondern an der Menschengeschichte zu verhindern. Auch hinsichtlich der Germanistik ist eine Art Lebensrettung gefragt, um die Unschuld und Fortdauer eines Faches zu bewahren, das bereits zum Opfer geworden war. Die Struktur jedoch, die Wiese seinem eigenen Leben zuschrieb und ebenso der Germanistik gab, gehört einer bestimmten Gattung an. Der Einzelne, der unschuldig schuldig wird, die Disziplin, deren Geist der Rettung harrt – beide ähneln Helden der griechischen Tragödie.

Gerhard Lauer beschreibt die Wiesesche werkimmanente Interpretationsarbeit selbst als einen „Tragizismus", der den Regeln der Tragödie folgt (Lauer 2000, 222). Dabei mag es nicht überraschen, daß Wieses erstes Buch, das gleich nach Kriegsende erschien, dem Faust-Stoff gewidmet war[14] und jenes Werk, welches er 1938 begann, an dem er während des Krieges weiterarbeitete und das er dann 1948 veröffentlichte, der *Deutschen Tragödie von Lessing bis Hebbel* galt.[15] Daß Wiese damit ein grundlegendes Werk für die Nachkriegsgermanistik bieten konnte, welches mehrere Auflagen erhielt und 1952 als Neubearbeitung erschien, sagt nicht nur etwas über Wieses Selbststilisierung und seinen Begriff der Germanistik aus, sondern ebenso etwas über das Deutschland der Adenauer-Zeit.

> „*Das Tragische* bedeutet für uns *eine Grenzsituation*, deren eigentümliche, in der Tragödie sichtbar werdende *Struktur nur auf eine paradoxe*, das heißt rein logisch betrachtet, widerspruchsvolle *Weise sich erfassen läßt* [...]. In einer dramatischen Welt, in der dem Helden immer noch ein Ausweg aus seiner Bedrängnis offenstände, vermag das Gefühl der tragischen Notwendigkeit nicht zu entstehen." (Wiese 1948, 14f.)

[14] Vgl. Wiese 1946.
[15] Vgl. Wiese 1948.

Daß Kleists „Michael Kohlhaas", die Geschichte eines Pferdehändlers, dem bei einer Grenzüberschreitung ein Paß abverlangt wird und der in der Folge rechtschaffen und entsetzlich zugleich sein wird, diese Bestimmung geradezu wörtlich erfüllt, mag nicht zufällig sein.

Denn Wiese sieht bestimmte Parallelen zwischen der Tragödie und der Novelle, denen er in seinem späteren Buch zur deutschen Novelle Ausdruck verleiht. So schreibt er dort, daß „nicht der Charakter" des Protagonisten das Entscheidende der Novelle ist, „sondern die Begebenheit [...]. Wo sie sich der Notwendigkeit nähert, nähert sie sich zugleich dem tragischen Drama; wo der Zufall eine stärkere Rolle spielt, kann sie dem Komödiantischen größeren Spielraum lassen" (Wiese 1956, 27). Wie in der Tragödie, kann auch in der Novelle der Protagonist zu einem Opfer werden, und in ihrem Mittelpunkt steht der Konflikt, den er meistern soll. Wiese zitiert hier Ludwig Tiecks Feststellung, daß der Protagonist die „Widersprüche des Lebens lösen" muß (Wiese 1956, 28).

> „1945 wird verstanden als wiedererrungene Kontinuität und diese Kontinuität als eine des Geistes und des Geistigen, zu dem die deutsche Universität und die Germanistik noch einmal zurückfinden konnten"

schreibt Hermann über Wieses Begriff der Germanistik,

> „Ein solcher Geschichtsbegriff interpretiert – folgerichtig – Nationalsozialismus und Krieg als Schicksal: schrecklich, auf eine nicht näher zu bestimmende Weise mit eigener Schuld belastet, aber dem Geist äußerlich und deshalb in der Wissenschaft nicht zu reflektieren." (Hermann 1996, 347)

Was bedeutet es allerdings, das Dritte Reich als „Schicksal" der Deutschen zu sehen? Und die Deutschen als tragische Opfer einer olympischen Macht? Kann Hitler als eine „Bedrängnis" verstanden werden, die dem deutschen Bürger keinen Ausweg ließ? Als eine „unerhörte Begebenheit", der man unvorbereitet begegnen mußte? Wieses Buch zur deutschen Novelle bestimmte wie das zur Tragödie den Unterrichtsplan der Schulen in den Nachkriegsjahren mit und half schließlich auch, die Selbstdefinition Nachkriegsdeutschlands zu prägen.

„Michael Kohlhaas" wurde dabei zu einem idealen Text. Kleists Geschichte eines Mannes, den Bloch noch als „paradox verfrühte[n] Jakobiner" bezeichnet hatte, bewirkte paradoxerweise einen letzten Freispruch von der politischen Verantwortlichkeit.

Literatur

ARETZ, Heinrich 1983: Heinrich von Kleist als Journalist. Untersuchungen zum 'Phöbus', zur 'Germania' und den 'Berliner Abendblättern'. Stuttgart.

BLOCH, Ernst 1961: Naturrecht und menschliche Würde. Bd. 6 der Gesamtausgabe in 16 Bänden. Frankfurt a.M.

BOOKMANN, Hartmut 1985: Mittelalterliches Recht bei Kleist: Ein Beitrag zum Verständnis des Michael Kohlhaas. In: Kleist-Jahrbuch 1985, 84–109.

CONRADY, Karl Otto 1996: Spuren der Erinnerung an die Zeit um 1945 und an den Weg in die Germanistik. In: BARNER, Wilfried / KÖNIG, Christoph (Hgg.): Zeitenwechsel: Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945. Frankfurt a.M., 404–410.

DIEßELHORST, Malte 1988 / 89: Hans Kohlhase / Michael Kohlhaas. In: Kleist-Jahrbuch 1988 / 89, 334–356.

DIEßELHORST, Malte / DUNCKER, Arne 1999: Hans Kohlhase: Die Geschichte einer Fehde in Sachsen und Brandenburg zur Zeit der Reformation. Frankfurt a.M.

DOCTOROW, E. L. 1975: Ragtime. New York.

FISCHER-LICHTE, Erika 1991: Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Frankfurt a.M.

GRATHOFF, Dirk 1998: Michael Kohlhaas. In: HINDERER, Walter (Hg.): Interpretationen: Kleists Erzählungen. Stuttgart, 43–65.

HERRMANN, Hans Peter 1996: Das Bild der Germanistik zwischen 1945 und 1965 in autobiographischen Selbstreflexionen von Literaturwissenschaftlern. In: BARNER, Wilfried / KÖNIG, Christoph (Hgg.): Zeitenwechsel: Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945. Frankfurt a.M., 345–360.

HOHOFF, Curt 1958: Heinrich von Kleist mit Selbstzeugnissen und in Bilddokumenten. Reinbek.

HOTZ, Ingrid / DAVIES, Paul 1987: Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas – Peter Hafftiz's Märckische Chronic. A Comparison of Novelle and Source Material with Particular Regard to Medieval Legal Conceptions. In: German Life and Letters 41, 1, 9–20.

Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. 2003. Hrsg. und eingeleitet von Christoph KÖNIG. 3 Bde. Berlin / New York.

JÄGER, Ludwig 1998: Seitenwechsel: Der Fall Schneider/Schwerte und die Diskretion der Germanistik. München.

KLEIST, Heinrich von 1964: Michael Kohlhaas. Band 4 der dtv-Gesamtausgabe in 7 Bänden. Erzählungen. Hrsg. von Helmut SEMBDNER. München.

LAUER, Gerhard 2000: Benno von Wiese. In: KÖNIG, Christoph / MÜLLER, Hans-Harald / RÖCKE, Werner (Hgg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts. Berlin / New York, 221–227.

LÜTZELER, Paul Michael 1981: Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas (1810). In: Ders. (Hg.): Romane und Erzählungen der deutschen Romantik. Stuttgart, 213–239.

OGOREK, Regina 1988 / 89: Adam Müllers Gegensatzphilosophie und die Rechtsausschweifungen des Michael Kohlhaas. In: Kleist-Jahrbuch 1988 / 89, 96–125.

PLESSEN, Elisabeth 1979: Kohlhaas. Zürich.

ROY, Friedrich 1991: Varianten des Kohlhaas-Motivs in der neueren Erzähllitteratur. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam 35, 209–213.

SCHÜTZ, Stefan 1980: Kohlhaas: Nach Kleist. In: Ders. (Hg.): Laokoon. Berlin.

WEISSBERG, Liliane 2001: Michael Kohlhaas, or the Monstrous Disorder of the World. In: LÜTZELER, Michael / PAN, David (Hgg.): Kleists Erzählungen und Dramen: Neue Studien. Würzburg, 15–23.

WIESE, Benno von 1946: Faust als Tragödie. Stuttgart.

Ders. 1948: Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel. 2 Bde. Hamburg.

Ders. 1956: Michael Kohlhaas. In: Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka. Interpretationen I. Düsseldorf, 47–63.

Ders. 1967: Begrüßungsrede in München am 18. Oktober 1966. In: Ders. / Rudolf HENß (Hgg.): Nationalismus in Germanistik und Dichtung: Dokumentation des Germanistentages in München vom 17.–22. Oktober 1966. Berlin.

Ders. 1982: Ich erzähle mein Leben: Erinnerungen. Frankfurt a.M.

WITTKOWSKI, Wolfgang 2000: Is Kleist's Michael Kohlhaas a Terrorist? Luther, Prussian Law Reforms, and the Accountability of Government. In: Historical Reflections/Reflexions Historiques 26, 3, 471–486.

Roland Willemyns
Eline Vanhecke
Wim Vandenbussche[1]

Politische Loyalität und Sprachwahl. Eine Fallstudie aus dem Flandern des frühen 19. Jahrhunderts

1 Einführung

Diese Untersuchung ist Teil eines umfangreicheren Forschungsprojektes, in dem seit ungefähr einem Jahrzehnt anhand von diversen Teilprojekten versucht wird, ein neues Bild von den komplizierten und manchmal durchaus erstaunlichen Sprachverhältnissen im 19. Jahrhundert in Flandern/Belgien zu entwerfen[2] (vgl. Vandenbussche / De Groof / Van Hecke / Willemyns 2004).

Als Grundlage der hier präsentierten Analyse dienen einerseits eine laufende, groß angelegte Untersuchung in den Stadtarchiven von Antwerpen und Brügge[3] und andererseits zwei abgeschlossene, ausführliche Untersuchungen in den kleineren Städten Willebroek und Grembergen (Vanhecke 1998; Van Meersche 2003). Darüber hinaus wurden, mit der Absicht diese Kenntnisse durch mehr flächendeckende Informationen zu ergänzen, weitere kurze und zielgerichtete Untersuchungen in den Stadtarchiven von etwa zwei Dutzend anderen Orten durchgeführt. Studenten[4] haben in diesen weiteren Ortschaften mittels Stichproben den Sprachgebrauch bzw. die Sprachwahl in den jeweiligen Stadtkanzleien überprüft. Ermittelt wurde, ob zu bestimmten, „wichtigen" Zeitpunkten in diesen flämischen Kanzleien Niederländisch oder aber Französisch als Verwaltungssprache verwendet wurde.

2 Hintergrundinformation

Das 19. Jahrhundert war in (dem späteren) Belgien durch zahlreiche wichtige politische Veränderungen gekennzeichnet, und in allen Fällen haben diese Entwicklungen auch zu jeweils unterschiedlichen Sprachgesetzgebungen geführt,

---

[1] Alle Autoren forschen an der Vrije Universiteit in Brüssel; Eline Vanhecke und Wim Vandenbussche im Auftrag der Flämischen Forschungsgemeinschaft (FWO).
[2] Die Gesamtführung des Projektes liegt bei Roland Willemyns.
[3] Im Rahmen der Doktorarbeit von Eline Vanhecke.
[4] Im Rahmen eines von Wim Vandenbussche geleiteten Seminars.

die von den jeweiligen Herrschern als Fundament und Grundlage ihrer allgemeinen Politik betrachtet wurden.

2.1 Auch vor dem „langen" 19. Jahrhundert koexistierten in den südlichen Niederlanden Niederländisch und Französisch in einer Sprachkontaktsituation: Niederländisch war die Sprache der Bevölkerung, Französisch die der zentralen Verwaltung[5] und zunehmend auch das Statussymbol des Adels und der höheren Kreise (vgl. Willemyns 2003). Eine echte 'Französisierungspolitik' hatte allerdings erst 1795 eingesetzt, als das spätere Belgien von französischen Truppen besetzt und von Frankreich annektiert wurde. Gesetzlich wurde ab 1804 jeder Gebrauch einer anderen als der französischen Sprache in allen amtlichen Akten und privaten Schriftstücken untersagt. Die Französischkenntnisse der Bevölkerung waren sozial determiniert: Je höher die Sozialschicht desto eher war zweisprachige Kompetenz vorhanden, die es zudem häufiger in den Städten als auf dem Lande gab. Fest steht allerdings, dass die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung gar keine Französischkenntnisse hatte und dementsprechend auch nicht imstande war, den Gesetzen ihrer französischen Herrscher Folge zu leisten; ähnliches geschah in vielen Rathäusern von (meist) kleineren Ortschaften. Das ist mit ein Grund dafür, dass die Sprachverordnungen manchmal gar nicht durchgeführt werden konnten (vgl. De Groof 2004). Auch in den meisten Grundschulen wurde der Unterricht weiterhin auf Niederländisch erteilt, da weder Schüler noch Lehrer das Französische ausreichend beherrschten. Immerhin hatte 1814 das Niederländische viel Prestige verloren, denn dieser Sprache waren nur noch wenige offizielle Funktionen geblieben.[6]

2.2 Napoleons siegreiche Gegner bildeten 1814 das „*Verenigd Koninkrijk der Nederlanden*" (1814–1830) als Pufferstaat gegen Frankreich. Willem I., der König dieses neuen Landes, wollte aufgrund des Prinzips 'Ein Staat – eine Sprache' die Vorherrschaft des Niederländischen in den flämischen Gebietsteilen

[5] Die Amtssprache der lokalen Verwaltung und der „Staten" von Flandern und Brabant (Landesverwaltung) war immer Niederländisch. Die „Staten" wurden nach der Annexion durch Frankreich aufgelöst.

[6] De Groof (2004, 115f.) hat überzeugend gezeigt, dass dem Niederländischen immerhin noch mehr Funktionen geblieben waren als meist angenommen wird. Was aber während der französischen Zeit vor allem potentiell bedrohlich war, war der Verlust der numerischen Mehrheit, die die Flamen sowohl vorher als auch nachher immer besessen hatten und die in der vorbelgischen Zeit die totale Französisierung verhindert hatte, während sie sie in der belgischen Zeit nachträglich wieder revidierte. Innerhalb der großen französischen Republik stellten die Flamen natürlich nur eine winzige Minderheit dar.

wiederherstellen: Ungefähr 75% seiner Untertanen sprachen Niederländisch, davon 2.314.000 im Norden und 2.351.000 in Flandern (vgl. De Jonghe 1967).

Die neue Sprachpolitik wurde stufenweise durchgeführt. Ab 1823 war Niederländisch die alleinige offizielle Amtssprache in Flandern; die neue Gesetzgebung wurde aber schon 1819 verabschiedet, und folglich muss die Zeit von 1819 bis 1823 als eine Übergangsphase eingestuft werden. 1829 und 1830 dann, als die Opposition heftig auf die allgemeine Politik von Willem I. reagierte, lockerte der König auch seine Sprachpolitik und räumte dem Französischen wieder mehr Möglichkeiten ein.

2.3 1830 wurde, nach der gescheiterten Wiedervereinigung, das Königreich Belgien gegründet. Sofort wurde Französisch de facto die einzige offizielle Sprache der Behörden, der Armee, des Gerichts und sogar der Schule. De jure war nichts vorgesehen: In der Verfassung (1831) wurde der Sprachenfrage überraschend wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Artikel 23 lautete: „Der Gebrauch der in Belgien gesprochenen Sprachen ist frei; er darf nur durch Gesetz und allein für Handlungen der öffentlichen Gewalt und für Gerichtsangelegenheiten geregelt werden". Eine solche Formulierung ermöglicht theoretisch alles, beabsichtigt war aber, die Hegemonie des Französischen zu sichern. Sowohl das Niederländische als auch das Deutsche wurden de facto zweitrangige Sprachen. In einem Dekret vom 26.11.1830 der „Vorläufigen Regierung" war Französisch zur alleinigen offiziellen Verwaltungssprache bestimmt worden.

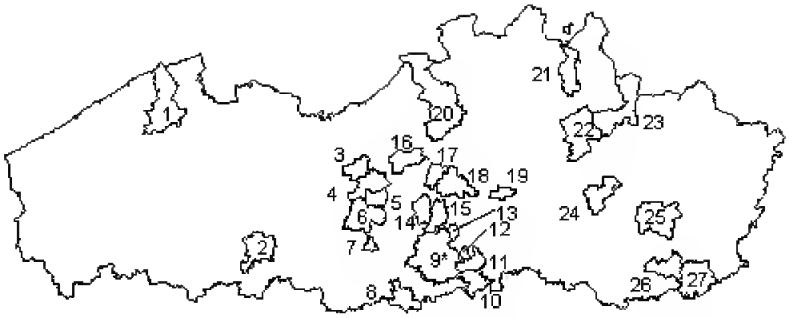
2.4 Ab 1830 versuchte die sogenannte Flämische Bewegung für die kulturellen und sprachlichen Rechte der unmündigen Bürger (von 3,5 Millionen Einwohner waren nur 46.000 wahlberechtigt!) zu kämpfen. Das Volk war in hohem Maße ungebildet: Der Volksschulunterricht, der weiter in der Volkssprache erteilt wurde, stand auf einem entsetzlich niedrigen Niveau. An allen weiterführenden Schulen, auch den Berufs- und Handwerkerschulen, wurde ausnahmslos in der französischen Sprache unterrichtet (vgl. Ruys 1981, 46). 1877 bzw. 1883 wurde die Möglichkeit eingeräumt, in Gerichtshöfen und im Oberschulwesen in Flandern Niederländisch (neben Französisch, versteht sich) zu verwenden. Spätere Sprachgesetze erweiterten diese Möglichkeit auch auf andere Domänen. Allerdings wurde damit nur ein beschränktes Ausmaß an Zweisprachigkeit in Flandern erreicht. Erst 1898 wurde das sog. 'Gleichheitsgesetz' (*Gelijkheidswet*) verabschiedet, das (allerdings zuerst vor allem theoretisch) Französisch und Niederländisch zu gleichrangigen Amtssprachen Belgiens machte (vgl. Willemyns 2003, 222).

3 Analyse

3.1 Wie die Kommunalkanzleien sich mit den vielen unterschiedlichen und manchmal entgegengesetzten Sprachmaßnahmen im langen 19. Jahrhundert zurechtfanden, ist das Thema dieses Beitrags. Unser Ausgangspunkt ist, dass der Sprachgesetzgebung während der französischen Zeit nur teilweise gefolgt wurde: Sowohl in Grembergen (vgl. Van Meersche 2003) als auch in Willebroek (vgl. Vanhecke 1998) wurden viele öffentliche Dokumente auf Niederländisch verfasst. De Groof 2004, 116 hat darauf hingewiesen, dass es tatsächlich eine große Diskrepanz zwischen „dem Wortlaut und der realen Ausführung" der Sprachgesetzgebung gab. Im „Verenigd Koninkrijk" dagegen, so wissen wir aus denselben Quellen, wurden schon alle Dokumente auf Niederländisch verfasst, bevor die gesetzliche Frist erreicht war (vgl. Willemyns / De Groof 2004). Umgekehrt wurde, sofort nach der belgischen Unabhängigkeit Ende 1830, in beiden genannten Ortschaften zuerst fast nur Französisch geschrieben, obwohl man gesetzlich keineswegs dazu gezwungen war. Die Vorherrschaft des Französischen erreichte einen Höhepunkt in den Jahren 1835–1838, wurde aber nachher rasch wieder abgebaut. Im Laufe der sechziger Jahre verschwand Französisch vollständig und definitiv aus beiden Kanzleien. Weiter konnten wir einen deutlichen Unterschied in der Sprachpraxis zwischen den größeren und den kleineren Kanzleien feststellen: In Antwerpen und Brügge wurde die Sprachfreiheit zugunsten des Französischen, in Willebroek und Grembergen zugunsten des Niederländischen interpretiert.

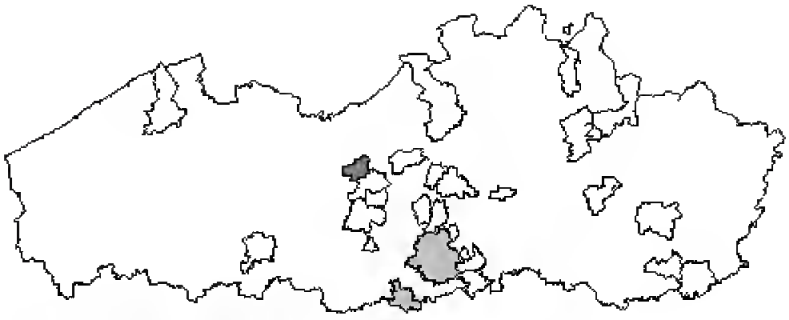
Eine äußerst wichtige Feststellung ist des Weiteren, dass in allen untersuchten Kanzleien der Wechsel vom Französischen zum Niederländischen und umgekehrt angeblich ohne nennenswerte Probleme vor sich ging (vgl. De Groof / Vanhecke 2004). Daraus kann man nicht nur schließen, dass die Kanzleischreiber über die benötigte sprachliche Kompetenz verfügten, sondern auch, dass die Brauchbarkeit des Niederländischen als Schrift- und Kanzleisprache viel größer war als bisher angenommen (vgl. Willemyns / Vanhecke 2003).

Karte 1: Orte



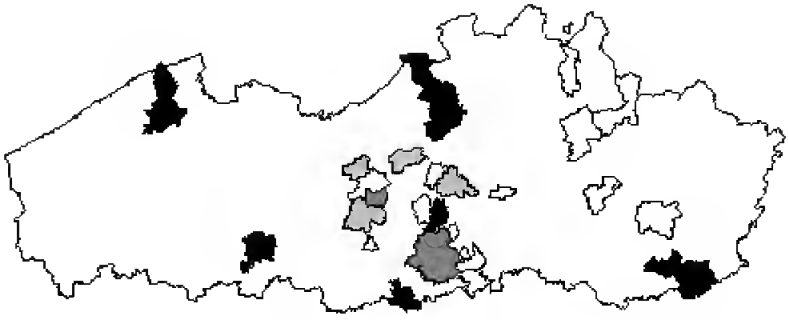
1	Brugge	10	Overijse	19	Keerbergen
2	Oudenaarde	11	Tervuren	20	Antwerpen
3	Zele	12	Wezembeek-Oppem	21	Turnhout
4	Grembergen (Dendermonde)	13	Machelen	22	Geel
5	Lebbeke	14	Meise	23	Mol
6	Aalst	15	Grimbergen	24	Diest
7	Liedekerke	16	Bornem	25	Hasselt
8	Halle	17	Willebroek	26	Borgloon
9*	Brussel + randgemeenten: Diegem, Etterbeek, Evere, Haacht, Jette-Ganshoren, Ruisbroek, Vorst, St.Martens-Latem, Tildonk	18	Mechelen	27	Tongeren

Karte 2: 1823

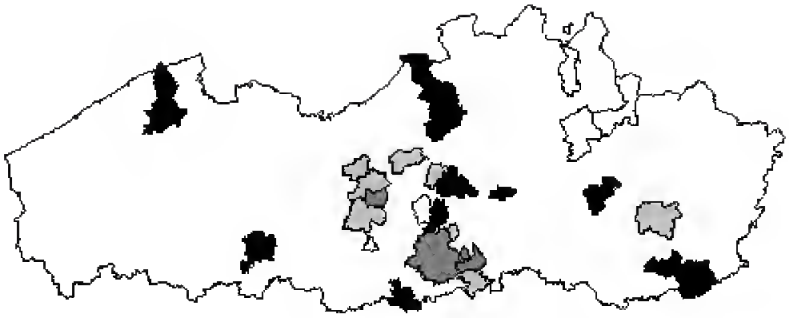


Weiß: ausschließlich niederländisch; blaßgrau: niederländisch dominant; dunkelgrau: französisch dominant; schwarz: ausschließlich französisch

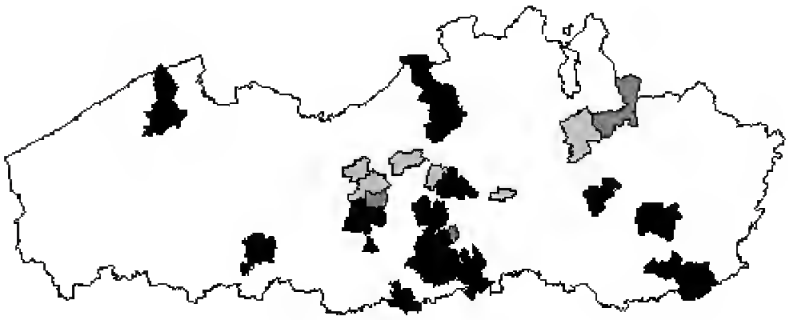
Karte 3: November 1830



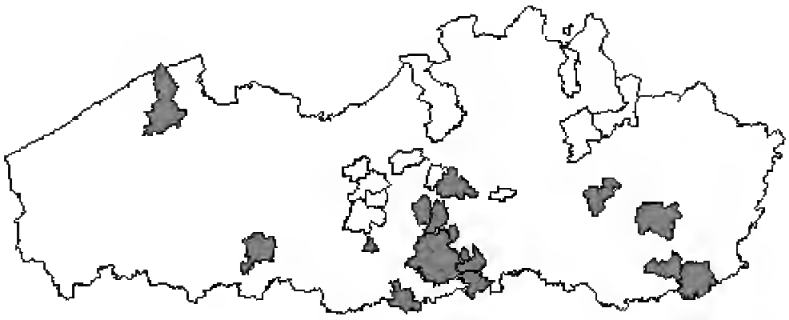
Karte 4: 1831



Karte 5: 1840



Karte 6: 1880



3.2 Um zu erfahren, ob der allgemeine Gebrauch mit dem oben Genannten übereinstimmt, haben wir Stichproben in vielen weiteren Kanzleien durchführen lassen. Über folgende Orte haben wir jetzt Daten: Aalst, Lebbeke, Liedekerke, Oudenaarde und Zele (in der Provinz Ost-Flandern); Brüssel, Diegem, Etterbeek, Evere, Ganshoren, Grimbergen, Haacht, Halle, Jette, Machelen, Meise, Overijse, Ruisbroek, Tervuren, Tildonk, Vorst und Wezembeek-Oppem (in der Provinz

Brabant); Bornem, Diest, Geel, Keerbergen, Mechelen, Mol und Turnhout (in der Provinz Antwerpen); Borgloon, Hasselt und Tongeren (in der Provinz Limburg)[7].

Untersucht wurden jeweils Akten der Kommunalverwaltung (Gemeinderat, Bürgermeisteramt, Bevölkerung, Standesamt u.ä.). Die Daten wurden auf Karten eingezeichnet. Aus Platzgründen können hier leider nicht alle abgedruckt werden.

Die Ergebnisse:

a) fünf Jahre nach dem Ende der Annexion durch Frankreich und bevor neue Sprachmaßnahmen im Bereich Kanzleisprache, Amtssprache u.s.w. existierten, hatte, so zeigen unsere Daten, die niederländische Sprache ihre Funktion als kommunale Kanzleisprache fast völlig verloren: Nur wenige Kommunen verwendeten überhaupt noch Niederländisch und keine einzige tat es ausschließlich.

b) *Karte 2* stellt die Situation im Jahr 1823 dar, dem Jahr, in dem die 1819 angekündigte neue Sprachgesetzgebung, die das Niederländische zur alleinigen Amtssprache bestimmte, in Kraft trat. Wir bemerken, dass tatsächlich nur noch Niederländisch verwendet wurde, auch in den Kommunen, die vorher ausschließlich Französisch verwendet hatten. Aus diesen Daten kann nicht nur geschlossen werden, dass die Sprachgesetzgebung ausnahmslos befolgt wurde, sondern auch, dass die meisten Schreiber, schon bevor es Pflicht war, auf das Niederländische umgestellt hatten (sonst hätte die Situation nicht schon 1823 so eindeutig sein können).

In Brüssel und Umgebung gab es eine bilinguale Situation. Die vermutliche Erklärung ist, dass erst später entschieden wurde, die Sprachgesetzgebung auch auf Brüssel auszuweiten.[8] Zele ist insofern eine Ausnahme, als dort erst im Laufe des Jahres 1823 auf Niederländisch umgestellt wurde, allerdings eigentlich auch dort noch vergleichsweise früh. Die Karte zeigt eindeutig: 1823 war Niederländisch zur einzigen Verwaltungssprache Flanderns geworden.

c) Im September 1830, nachdem König Willem I. die Sprachmaßnahmen gelockert hatte, trat die freie Sprachwahl wieder in Kraft, und jede Gemeinde konnte eigentlich wieder selbst entscheiden, welche Sprache sie verwenden wollte. Unsere Datenerhebung zeigt, dass so gut wie keine einzige Kommune die Sprache wechselte und dass man nach wie vor Niederländisch als Kanzleisprache beibehielt.

---

[7] Diese Orte wurden auf *Karte 1* eingezeichnet. Leider stehen uns aus Ortschaften in der Provinz West-Flandern, mit Ausnahme der Hauptstadt Brügge, keine Daten zur Verfügung.

[8] Für eine vollständige Auswertung der Brüsseler Situation müssen erst noch mehr Daten gesammelt werden.

d) Wie schnell eine solche Situation sich völlig ändern kann und wie sehr politische Motive hier eine Rolle spielen, beweist die Situation im November 1830 (*Karte 3*), nachdem das Vereinigte Königreich durch die belgische „Revolution" aufgelöst worden war. Der junge belgische Staat hatte keine Sprachgesetzgebung, aber die vorläufige Regierung hatte durch ihr eigenes Beispiel deutlich gezeigt, dass Französisch zu bevorzugen war. Die Sprachwahl der höheren Verwaltungsinstanz wurde fast sofort von den Kommunen übernommen: Zuerst von den größeren Städten wie Brügge, Antwerpen[9] und Tongeren sowie einigen Kommunen in der Nähe der Sprachgrenze. Später schalteten auch kleinere Kanzleien fast unverzüglich auf Französisch um.

Auf *Karte 4* haben wir eingezeichnet, wie 1831 die „Französisierung" allmählich um sich griff. Zwar wurden in vielen Kanzleien noch beide Sprachen verwendet, aber in immer mehr Kommunen wurde Französisch die dominante Sprache, obwohl (oder vielleicht eben weil) die neue Verfassung den Gebrauch der Sprachen auf allen Ebenen für „frei" erklärt hatte.

e) *Karte 5* veranschaulicht die Situation im Jahre 1840 und wir sehen, dass der Gebrauch des Französischen als Verwaltungssprache nun einen Höhepunkt erreicht hatte. Trotzdem war auch jetzt die niederländische Sprache nicht ganz aus den Rathäusern verschwunden. Eine Situation wie in der Ortschaft Turnhout, in der das Niederländische die einzige Kanzleisprache geblieben war, stellte 1840 allerdings eine Ausnahme dar.

f) Auch für das Jahr 1880 wurden Daten erhoben und auf *Karte 6* eingezeichnet. Sie zeigen, dass in Flandern allmählich eine neue Einstellung entstanden war und dass sich nach dem Tiefpunkt im Jahre 1840 eine Tendenz bemerkbar gemacht hatte, die letztendlich zur einsprachigen Verwaltung Flanderns führte. 1880 war dieses Stadium zwar noch lange nicht erreicht, aber es zeigt sich eine Übergangssituation, die u.a. aus den Bemühungen der flämischen Bewegung und der von ihr erzwungenen neuen Sprachgesetzgebung resultiert.

4 Einige Schlussfolgerungen

4.1 Es ist sehr wichtig, dass wir nun durch diese neuen Untersuchungen mit viel mehr Daten eines der früheren Ergebnisse von Willemyns / De Groof 2004 bestätigt haben, nämlich dass die Sprachpolitik von König Willem I. nicht scheiter-

[9] In der Antwerpener Stadtverwaltung wurde in den sechziger Jahren Niederländisch zur Amtssprache, während sich die Stadtväter von Brügge sehr lange gegen das Niederländische sträubten und erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts den Sprachwechsel vollzogen (vgl. Vandenbussche 2004).

te, sondern eigentlich – trotz aller vorherigen Warnungen – von noch mehr Erfolg als erwartet gekrönt war.

4.2 Was das Thema 'politische Loyalität' betrifft, konstatieren wir, dass sowohl im Vereinigten Königreich der Niederlande als auch in Belgien in den Rathäusern fast sofort „politisch korrekt" reagiert wurde, d.h. dass die Sprachwahl dem entsprach, was die neuen politischen Führer präferierten. Dass es in der französischen Zeit nicht (sofort) so war, hatte bestimmt auch damit zu tun, dass – vor allem in kleineren Ortschaften – die sprachliche Kompetenz fehlte.

4.3 Es zeigt sich aber ebenfalls, dass auch die linguistische Präferenz eine wichtige Rolle spielte. Die Sprachgesetzgebung Willems I. wurde angewendet, bevor sie in Kraft trat, diejenige Napoleons dagegen nur zögernd (und manchmal gar nicht). Einen besonderen Fall stellt der Anfang der belgischen Ära dar. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Abschnitten in der politischen Geschichte gab es jetzt keine Sprachgesetzgebung. Dass aber trotzdem so überraschend schnell und massiv auf diese Sprache, die unter Willem I. verboten war, umgeschaltet wurde, hat vermutlich mit dem allgemeinen 'revolutionären' Klima im Lande zu tun. Niederländisch schreiben konnte nämlich als 'verräterische' politische Loyalität zum früheren König und daher als gefährlich betrachtet werden. Als sich einige Jahre später die Lage beruhigt hatte, fing man hier und da an, das Niederländische wieder zu verwenden. Als 1839 der Friedensvertrag zwischen Belgien und Holland sowohl von den Großmächten als auch von beiden Parteien unterschrieben wurde, hörte die Sprachwahl allmählich auf, politisch suspekt zu sein und nach und nach schalteten immer mehr Kommunalverwaltungen auf die niederländische Amtssprache um. Dass es in bestimmten größeren Städten wie Brügge erstaunlich lange dauerte, bis das Niederländische anerkannt wurde, hatte, so hat Vandenbussche 2004 zweifelsfrei bewiesen, nichts mehr mit politischer Loyalität zu tun, sondern damit, dass die herrschende soziale Klasse sich (auch) durch den Sprachgebrauch von den Unterschichten abgrenzen wollte.

4.4 Wenn man von den Gründen für die Sprachwahl einmal absieht, ist es bemerkenswert, ja erstaunlich, dass in den meisten Fällen die Schreiber überhaupt über die notwendige sprachliche Kompetenz verfügten und in der Lage waren, auf Anhieb von der einen auf die andere Sprache umzuschalten. Dieses „Rätsel" begegnet uns immer wieder und gründet darin, dass wir so wenig über die damalige Schulerziehung im Allgemeinen und die Ausbildung der Schreiber im Be-

sonderen wissen. Unsere Ergebnisse zeigen allerdings eindeutig, dass der Unterricht im Niederländischen unmöglich so schlecht gewesen sein kann wie meist vermutet. Was wir hier nicht behandeln können, was aber das Rätsel noch verkompliziert, ist, dass sich die Rechtschreibung des Niederländischen im 19. Jahrhundert des öfteren änderte und es den Schreibern jedes Mal gelang, die Neuerungen problemlos und 'quasi sofort' anzuwenden (vgl. De Groof 2003; Willemyns / Vanhecke 2003). In Willemyns 2005 wird gezeigt, dass sogar im anderthalb Jahrhunderte zuvor annektierten Französisch-Flandern am Anfang des 19. Jahrhunderts einwandfreies Niederländisch geschrieben wurde.

Sowohl Vandenbussche 1999 als auch De Groof 2004 haben sich in ihren Dissertationen gründlich mit dem Schulsystem im 19. Jahrhundert auseinander gesetzt, aber da es nicht das Hauptanliegen ihrer Studien war und Voruntersuchungen fast völlig fehlten (und heute leider immer noch fehlen), konnten diese den Sachverhalt nicht erschöpfend klären. Dass die historische Pädagogik hier eine dringende Aufgabe hat, liegt auf der Hand.

Literatur

DE GROOF, Jetje 2003: Mit gezücktem Schwert die Sprache ausbauen? Die Rechtschreibereform in Belgien 1836–1844. In: Sociolinguistica 17, 71–87.

Dies. 2004: Nederlandse taalplanning in Vlaanderen in de lange negentiende eeuw (1795–1914): een linguïstische analyse met speciale aandacht voor de wisselwerking tussen status- en corpusplanning. Vrije Universiteit Brussel: Dissertation.

Dies. / VANHECKE, Eline 2004: 1830 als taalpolitiek keerpunt, de jure en de facto. In: VANDENBUSSCHE, Wim (Hg.): Terug naar de bron(nen). Taal en taalgebruik in de 19de eeuw in Vlaanderen. Gent, 55–69.

DE JONGHE, Albert 1967: De taalpolitiek van Willem I. Brugge.

RUYS, Manu 1981: Die Flamen. Ein Volk in Bewegung, eine werdende Nation. Tielt.

VANDENBUSSCHE, Wim 1999: Een bijdrage tot de studie van het taalgebruik van de lagere klassen in het 19de-eeuwse Brugge. Vrije Universiteit Brussel: Dissertation.

Ders. 2001: Triglossia and pragmatic variety choice in 19th century Flanders: a case study in historical sociolinguistics. In: Journal of Historical Pragmatics 5.1, 27–47.

Ders. / DE GROOF, Jetje / VANHECKE, Eline / WILLEMYNS, Roland 2004: Historical Sociolinguistics in Flanders: Rediscovering the 19th century. In: CHRISTEN, Helen (Hg.): Varietäten und Varianten im sozialen und zeitlichen Raum. Wien, 49–80.

VANHECKE, Eline 1998: Enkele aspecten van het ambtelijk taalgebruik in de negentiende eeuw: taal, spelling en woordenschat in de verslagen van het Willebroekse Schepencollege (1818–1900). Vrije Universiteit Brussel, Diplomarbeit.

VAN MEERSCHE, Linda 2003: Kanselarijtalen in de negentiende eeuw in Grembergen: een onderzoek naar taalgebruik en spelling. Vrije Universiteit Brussel, Diplomarbeit.

WILLEMYNS, Roland 2003: Het verhaal van het Vlaams. De geschiedenis van het Nederlands in de Zuidelijke Nederlanden. Antwerpen, Utrecht.

Ders. 2005: 'Instruire vaut mieux que traduire'. Taalcontact in Frans-Vlaanderen in de 19de eeuw. In: Festschrift Siegfried Theissen (im Druck).

Ders. / DE GROOF, Jetje 2004: Is de taalpolitiek van Willem I werkelijk mislukt? In: Daalder, S. /Noordegraaf, J. (Hgg.): Taal in Verandering. Festschrift Arjan van Leuvensteijn. Amsterdam, 185–191.

Ders. / VANHECKE, Eline 2003: Corpus planning in 19th century Flanders and its consequences on public language usage in the administration. In: Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis 8, 83–96.

Copyrighted material

Jürgen Erfurt

Zweisprachige Alphabetisierung im Räderwerk politischer und wissenschaftlicher Diskurse

1 Vor reichlich 10 Jahren, im Mai 1993, erschien in Band 47 der „Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie" (OBST) die Dokumentation „Das Glück der Tüchtigen oder: Der Konflikt um die zweisprachige Alphabetisierung und Erziehung türkischer Schulkinder. Mit Stellungnahmen von Heidi Rösch, Norbert Dittmar, Ulrich Steinmüller und anderen" (187–248). Zusammengestellt von Joachim Gessinger, hatte sich die Redaktion von OBST entschlossen, eine Kontroverse, die sich am Berliner Projekt zur zweisprachigen Alphabetisierung türkischer Kinder 1992–93 entzündete, zu rekonstruieren und einige bis dahin unveröffentlichte Dokumente ans Licht zu bringen. Sie zeugen von einem schul- und wissenschaftspolitischen Konflikt, bei dem es am Ende nur Verlierer gab: Der bis dahin erfolgreiche Berliner Schulversuch zur zweisprachigen Alphabetisierung wurde mit wissenschaftlichem Geleit beerdigt. Die damalige Berliner CDU-Politik zeigte, dass sie nicht in der Lage war, die Problematik von Migration und von türkischen u.a. Migrantenkindern im schulischen Kontext zu verstehen. Das Engagement von vielen Berliner Schulen und LehrerInnen bei der Entwicklung von Integrations- und Spracherwerbskonzepten erhielt einen gehörigen Dämpfer. Die streichwillige Schulbürokratie konnte sich dabei der Argumente des sprachwissenschaftlichen Außengutachters bedienen, dessen naiv vorgetragene Kritik an einzelnen Aspekten des Projekts seitens der Bürokratie als Steilvorlage gegen das gesamte Projekt – und indirekt auch gegen die Intentionen des Gutachters selbst – benutzt wurde. Und die betroffenen SchülerInnen ... Auch hier wohl nur Verlierer.

Bis heute sind die Wege sprachlicher Förderung von Migrantenkindern in Deutschland reichlich uneben. Was vor etwa 20 Jahren mit den ersten bilingualen Schulprojekten in Deutschland für Griechisch-Deutsch und Türkisch-Deutsch begann, zieht inzwischen weniger prononciert die Skepsis der bildungspolitischen Akteure auf sich, doch auf Rückenwind aus den Schulbehörden können die meisten dieser bis heute überwiegend als Projekt oder Schulversuch geführten – und damit zeitlich begrenzten – Schulformen zweisprachiger Alphabetisierung nur an wenigen Orten zählen. Insofern hat die oben erwähnte Kontroverse leider kaum an Aktualität verloren, wenn auch das Phänomen der

Mehrsprachigkeit dank europäischer Initiativen und der Debatte über Migration und lebensweltliche Sprachpraxis zunehmend Eingang in bildungspolitische Diskurse in Deutschland findet.

2 Im weiteren möchte ich in einem knappen Abriss die Genese der gegenwärtig in Deutschland praktizierten bilingualen Alphabetisierungsformen skizzieren und in einem zweiten Schritt nach ihrem Platz in den (bildungs-)politischen und wissenschaftlichen Diskursen über Migration und Mehrsprachigkeit fragen.

2.1 Anhand der bilingualen Alphabetisierungskonzepte der letzten zwei Jahrzehnte können die folgenden Thesen aufgestellt werden:

Die bilingualen Alphabetisierungskonzepte in Deutschland widerspiegeln eine Tendenz der fortschreitenden Entpolitisierung und Reduzierung der sozialen Problemlagen im Umfeld des Schriftsprachenerwerbs und seiner sprachlichen Komplexität. Was einst an Bildungskonzepten zur Emanzipation und Förderung von sozial marginalisierten Gruppen eingeführt wurde, orientiert sich heute an Mobilitäts- und Vermarktungserwartungen und kommt im weit stärkeren Maße der schulischen Förderung von Mittelschichtkindern zugute.

Die damit einhergehende Bürokratisierung im Umgang mit Ressourcen der Mehrsprachigkeit verlangt – dem Zeitgeist geschuldet – nach wissenschaftlichen Verfahren zur Evaluation, die in Form von „Sprachstandsmessung" und großangelegten *survey*-Studien den politischen Diskurs mit quantitativen Daten füttern. Allerdings können sie kaum als probate Mittel angesehen werden, um die längerfristigen Prozesse des Spracherwerbs in der Schule und insbesondere der Mehrsprachigkeit tatsächlich zu erkennen und die Probleme in den Griff zu bekommen.

Soweit die Thesen, die ich mit dem Blick auf die Geschichte bilingualer Alphabetisierungsprogramme in Deutschland seit den 80er Jahren untermauern und in die jeweiligen Diskurse einordnen möchte.

2.2 Welche Formen bilingualer Alphabetisierung werden in Deutschland praktiziert? Das Spannungsfeld, in dem sich seit dem Zweiten Weltkrieg punktuell ein anderes Modell als Muttersprache Deutsch + Bildungsfremdsprache(n) etabliert hat, hat I. Gogolin (1994) einprägsam mit dem Konzept des monolingualen Habitus der Schule in Deutschland beschrieben. Dieses Verständnis bleibt unberührt, auch als in Folge des Elysee-Vertrags (1963) zwischen Frankreich und Deutschland zur Förderung gutnachbarschaftlicher Beziehungen 1969–70 erste Formen bilingualen Unterrichts, der bilinguale Sachfachunterricht in der Sekun-

darstufe in Schulen der Bundesländer Saarland und Nordrhein-Westfalen eingeführt wurden. Im Rahmen des zunächst für Französisch und Deutsch konzipierten bilingualen Sachfachunterrichts gewinnt späterhin vor allem das Englische an Verbreitung. Das Selbstverständnis der Schule bleibt ebenfalls unberührt, als mit dem Früherwerb von Fremdsprachen seit den 80er Jahren – ab Klasse 3 von Englisch oder Französisch in der alten Bundesrepublik und von Russisch in der DDR – der Beginn des Fremdsprachenunterrichts in die Primarstufe verlegt wurde.

Die Infragestellung des monolingualen Habitus setzte damit ein, dass es Minderheiten gelang, ihre Interessen zu artikulieren und in eine Schulpolitik zu überführen, die nicht mehr nur Fremdsprachen berücksichtigte, sondern auch die Herkunftssprachen der Kinder sowie die kulturellen Interessen der jeweiligen Gemeinschaften. Die Voraussetzung dafür war die Anerkennung dieser Gemeinschaften als Minderheiten und deren rechtlicher Schutz und kulturelle Förderung. Für die große Zahl von polnischen Migranten, die zu Beginn des 20. Jhs. ins Ruhrgebiet einwanderten, war es noch kein Thema, für das Polnische einen Raum zu definieren, in dem die Kinder die Sprache der Eltern lesen und schreiben lernen konnten. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erreichten die Angehörigen eines anderen slawischen Volkes, die Sorben in der Lausitz, ihre Anerkennung als Minderheit rechtlich zu verankern. Im Bildungswesen der DDR hatten sie seit 1952 einen besonderen Status, der es ihnen erlaubte, in den zweisprachigen Gebieten der Niederlausitz und der Oberlausitz zwei Schultypen zu unterhalten: Schulen mit Sorbisch als Unterrichtssprache und Schulen mit sorbischem Sprachunterricht.[1] Die ersten Formen bilingualer Alphabetisierung in Deutschland reichen folglich auf die sorbischen Schulen in der DDR zurück. Anders ist die Situation der dänischen Minderheit in Deutschland. Die Schulen der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein sind als Privatschulen organisiert und werden vom dänischen Schulverein getragen. Wiewohl die Schülerinnen und Schüler im Normalfall zweisprachig sind, verstanden sich die Schulen bis in die 90er Jahre hinein nicht als zweisprachige Schulen, weil die alleinige Unterrichtssprache Dänisch war und nur im Deutschunterricht Deutsch gesprochen wurde. Die Alphabetisierung erfolgte ursprünglich sukzessiv, beginnend mit Dänisch im ersten Schuljahr und Deutsch im zweiten Schuljahr. Seit Mitte der 1990er Jahre tritt anstelle dieser Praxis der koordinierte Deutsch- und Dänisch-

---

[1] Vgl. die 1952 vom Ministerium für Volksbildung der DDR erlassene „Anweisung zur Regelung der Schulverhältnisse in den sorbischen Sprachen der Länder Sachsen und Brandenburg". Zur Situation des Sorbischen, vgl. Geske / Schulze 1997.

unterricht mit paralleler Alphabetisierung.[2] Es liegt auf der Hand, dass der Wechsel von einer sich einsprachig dänisch definierenden Schule zu einer bilingualen nicht unumstritten sein kann. Dänisch als Minderheitensprache, die in der deutschsprachigen Umgebung ohnehin einem starken Assimilationsdruck ausgesetzt ist, könnte, so die Kritiker, durch den koordinierten Unterricht weiter geschwächt werden (vgl. Andresen 1997, hier 96ff.). Die zentrale Frage ist dabei nicht, ob sich eine Schule der Ein- oder Zweisprachigkeit verschreibt, sondern letztlich immer, was der beste Weg zu Zweisprachigkeit ist, der es zudem den Minderheiten erlaubt, ihre Kultur in ihrer Sprache zu leben.

Die Fälle der Polen auf der einen Seite und der Sorben und Dänen in Deutschland auf der anderen Seite verweisen auf eine sprachpolitische Scheidelinie, die allenthalben in Europa für die Anerkennung von Minderheitenrechten Anwendung findet und seit 1992 auch das Kriterium für die vom Europarat verabschiedete Charta der Regional- und Minderheitensprachen ist: die Gewährung von Rechten für autochthone Minderheiten. Im Gegensatz dazu bleiben den „neuen" Minderheiten, die wie die Polen, Türken, Griechen, Italiener, Kroaten, Serben u.a. im Kontext von Arbeitsmigration oder von Fluchtbewegungen in großer Zahl nach Deutschland kamen, vergleichbare Rechte verwehrt. Ihre Präsenz jedoch, vor allem im urbanen Milieu der Ballungsräume von Hamburg, Berlin, dem Ruhrgebiet, Frankfurt a.M. oder Stuttgart, führt seit den 80er Jahren zu einer tatsächlichen Infragestellung des monolingualen Habitus der Schule. So lag, um auf wenige rezente Angaben zu verweisen, in den Jahren 2001 bis 2003 unter den Schulanfängern in Frankfurt a.M. der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund bei ca. 50 %. In nicht wenigen Grundschulen in Frankfurt a.M. kommen 70, 80 und mehr Prozent der Kinder aus Migrantenfamilien, deren Herkunfts- und Familiensprachen andere als Deutsch sind (vgl. dazu die Untersuchung Leichsering 2002, vgl. auch Erfurt / Budach / Hofmann (Hgg.) 2003). Die Situation in Frankfurt a.M. unterscheidet sich hierbei kaum von der anderer Ballungszentren in Deutschland.

---

[2] Für das Friesische, die andere im deutsch-dänischen Grenzgebiet gesprochene Minderheitensprache, gibt es keine eigenen Schulen. Friesisch wird in einigen Schulen Schleswig-Holsteins als Unterrichtsfach angeboten, in wenigen Schule erfolgt der Unterricht ab dem 3., vereinzelt auch schon ab dem 1. Schuljahr (vgl. Andresen 1997, 92f.). Die Landesregierung von Schleswig-Holstein sieht gegenwärtig den Platz des Friesischen an der äußersten Peripherie des Schulangebots: „So kann, sollte insbesondere in der jeweiligen Region Friesisch als Arbeitsgemeinschaft angeboten werden" (W. Meyer-Hesemann, Staatsekretär für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur, 28.2.2004 anlässlich der Fachtagung Englisch in der Grundschule in Neumünster).

Die deutsche Gesellschaft tat sich in ihren politischen Diskursen lange Zeit schwer damit, den im Zuge von Migrationsprozessen eingetretenen demographischen Wandel zur Kenntnis zu nehmen. Inzwischen ist eine zweite oder dritte Generation von Migrantenkindern herangewachsen, die mit ihrem Schuleintritt die Sprach- und Bildungsverhältnisse in den Großstadtschulen deutlich verändert. Es ist dies der Kontext für die eingangs erwähnte Kontroverse um den Berliner Schulversuch zur zweisprachigen Alphabetisierung in Deutsch und Türkisch, der von 1983 bis 1985 im Rahmen eines von der FU Berlin initiierten „Modellversuchs zur Interkulturellen Erziehung in der Grundschule" in Berlin-Kreuzberg begann und der 1988 in einen offiziellen Schulversuch überführt wurde. Ihm schlossen sich bis 1992 14 Berliner Grundschulen in fünf Bezirken mit 69 Versuchsklassen in Form sogenannter Ausländerregelklassen sowie seit 1989 auch deutsch-türkischer Regelklassen an. 1993 wurde der Schulversuch seitens des Schulsenats beendet (vgl. die o.g. Dokumentation in Erfurt / Gessinger (Hgg.) 1993, 197ff.).

Die Rückbesinnung auf diese Diskussion hat ihren Sinn darin, dass sie hier einmal in den Kontext der sich in den 90er Jahren entwickelnden Konzeptionen bilingualer Alphabetisierung gestellt werden soll. Dabei springt förmlich der diskursive Wandel ins Auge, der sich in Deutschland kaum anders durchsetzte als in den Alphabetisierungsdiskursen in Kanada. Gabriele Budach (2003) hat in ihrer Studie über die Alphabetisierung im frankophonen Minderheitenmilieu – hier speziell der Erwachsenenalphabetisierung – überzeugend gezeigt, wie dort seit den späten 70er Jahren zunächst der Diskurs und die Praxis einer *alphabétisation populaire* durch die einer *alphabétisation culturelle* und diese wiederum, in den späten 90er Jahren, durch die einer *alphabétisation bureaucratique* abgelöst wurden. Wenn die *alphabétisation populaire* und *culturelle* soziale, kulturelle und emanzipatorische Ziele verfolgten, fokussierte der Diskurs der *alphabétisation bureaucratique* stark auf ökonomische Ziele, die sich mit der Ökonomisierung der Politik unter dem Vorzeichen des Neoliberalismus und mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel decken, der einer generellen Bedeutungszunahme von alphabetischen Fähigkeiten und zu einer Aufwertung der Ressourcen der Zwei- und Mehrsprachigkeit in der nationalen Ökonomie führt (vgl. 316). Wenn in den beiden zuerst genannten Diskursen und ihrer Praxis die Methoden und Lehrinhalte stärker auf die kulturellen und sozialen Bedürfnisse der Lerner orientiert und weniger leistungsorientiert als vielmehr soziokulturell ausgerichtet waren, begreift der *discours bureaucratique* Alphabetisierung als psychologische Variable und Kanon messbarer technischer Fähigkeiten, der ein konkreter ökonomischer Wert gegenübersteht (vgl. ebd.). Folglich müssen dann

auch die Investitionen an Zeit und Ressourcen messbar sein, müssen die Tests, Evaluationen und sonstigen Kontrollmechanismen, wie fragwürdig sie auch seien, der Bürokratie für die Legitimation ihres eigenen Tuns zur Verfügung stehen.

Zurück zur Diskussion in Deutschland. Mit dem in den frühen 80er Jahren konzipierten Berliner Schulversuch zur zweisprachigen Alphabetisierung von türkischen Kindern trat ein in Deutschland gänzlich neues Verständnis von bilingualem Unterricht auf die Tagesordnung. Die primäre Zielgruppe waren türkische Kinder, die vom ersten Schuljahr an zweisprachig unterrichtet wurden. Das Konzept zielte auf den gleichzeitigen Spracherwerb in der Herkunftssprache der Kinder (so sie Türken und nicht Kurden sind) und der Sprache ihrer neuen Umwelt. Unterrichtet wurden sie von LehrerInnen in türkischer und deutscher Tandembesetzung. Das Lehrkonzept verband den Spracherwerb mit der Vermittlung von lebensweltlich signifikativen Inhalten. Vor allem aber verstand sich dieses Konzept zweisprachiger Alphabetisierung, das sich auch an Ideen des brasilianischen Bildungsreformers Paolo Freire inspirierte, als ein Emanzipations- und Integrationskonzept, bei dem eine in der deutschen Gesellschaft mit geringem sozialen Prestige verbundene Sprache sowie die Kultur von sozial Marginalisierten anerkannt und gefördert wurde. Zugleich galt es als ein Bildungsangebot für deutschsprachige Kinder, in gemischten deutsch-türkischen Klassen das Türkische als eine Ernst zu nehmende Sprache zu lernen und Vorurteile abzubauen. Der Sozialarbeit und der aktiven Einbeziehung von türkischen Eltern und ihren Verbänden kam eine zentrale Stellung zu. Die hohe Akzeptanz, die der Schulversuch bei türkischen und deutschen Eltern genoss, war der Berliner Landespolitik nicht entgangen, weshalb es in der Koalitionsvereinbarung der CDU/SPD-Regierung von 1991 dann auch heißt, die zweisprachige Alphabetisierung (Deutsch und Muttersprache) werde gesichert und fortgeführt.

Wenn der CDU-geführte Schulsenat zu jener Zeit öffentlich immer wieder erklärte, dem Sprachenlernen und der Fortführung der zweisprachigen Alphabetisierung verpflichtet zu sein (Erfurt / Gessinger (Hgg.) 1993, 190), so dürfte er hinter den Kulissen längst auf ein anderes Konzept gesetzt haben, weshalb dann auch mit wissenschaftlichem Segen der Schulversuch Türkisch beendet werden sollte.

Im Dezember 1990 hatte die Kultusministerkonferenz der Länder (KMK) das Programm „Europa im Unterricht“ sowie weiterführende Empfehlungen beschlossen. Die Berliner Reaktion auf diesen Beschluss bestand in der Gründung der Staatlichen Europa-Schule Berlin (SESB). Als ein Zusammenschluss von mehreren Berliner Schulen wurde ihr mit ihrer Gründung 1992/93 die zweispra-

chige Erziehung für Kinder mit nicht-deutscher Herkunfts- bzw. Familiensprache übertragen, wobei sie gleichzeitig als Angebot für Kinder mit deutscher Muttersprache verstanden werden sollte, die Herkunftssprachen ihrer Mitschüler als Partnersprachen zu erlernen. In verschiedener Hinsicht nimmt das bilinguale Modell der Europaschule konzeptionelle Elemente des deutsch-türkischen Schulprojekts, das auch an Erfahrungen aus anderen Ländern wie Kanada und den USA anknüpft, auf. Wesentlich für dieses bilinguale Modell ist die Zusammensetzung der Klassen je zur Hälfte aus Schülern mit deutscher bzw. nicht-deutscher Herkunftssprache, wie auch der Unterricht in der Grundschule in Tandembesetzung. Zur Zeit gibt es an 15 Berliner Grundschulen Züge der SESB in neun Sprachkombinationen: Deutsch mit Englisch, Französisch, Neugriechisch, Italienisch, Polnisch, Portugiesisch, Spanisch, Russisch und Türkisch.[3] Die einzelnen Schulen der SESB unterhalten jeweils einzelne bilinguale Züge (vgl. Zydatiß 2000), sie weist folglich in die Richtung eines Netzwerks, in dem so etwas wie Mittelpunktschulen für die einzelnen Minderheitenkulturen eingerichtet werden: für Türkisch, Griechisch, Italienisch, Polnisch, Kroatisch usw. Gerade für die multikulturellen urbanen Ballungsräume in Deutschland dürfte ein solches Konzept wegweisend sein, enthält es doch zum einen deutliche Potenziale für eine koordinierte und professionelle Entwicklung von sprachenpaarbezogenen Bildungskonzepten für die Grundschule und darüber hinaus für die Weiterführung der bilingualen Programme im Sekundarbereich, inklusive ihrer Ausweitung auf den Erwerb weiterer (Fremd-)Sprachen. Zum anderen rückt dieses Modell vom Ansatz her die Integration und Emanzipation von Minderheitenkulturen in ein günstigeres Licht; es umfasst über den Unterricht hinaus außerunterrichtliche Ganztagsaktivitäten und die Verbindung zu Elternvereinen.[4]

Zu Beginn der 90er Jahre zeichnet sich die Herausbildung eines neuen Diskurses ab. Die deutsche Vereinigung gab dem Einigungsprozess in Europa nachhaltige Impulse, die Globalisierung der Märkte stimulierte Kommunikations- und Informationstechnologien und heizte an den Finanzplätzen der Welt die Börsennotierungen auf. Beileibe kein Nebenschauplatz sind die Kriege in Nahost und auf dem Balkan, die massive Migrationsströme auslösten, die bald auch Deutschland erreichten. Dies alles setzte einen Rahmen für die bildungspoliti-

---

[3] Die zuerst eingerichteten Züge mit Englisch, Russisch und Französisch haben 2004 an zwei Gesamtschulen und einem Gymnasium das 12. Schuljahr erreicht.

[4] Damit wird allerdings noch nicht dem Sachverhalt Rechnung getragen, dass die bilingual zusammen gesetzten Klassen in sich, d.h. in Bezug auf die individuellen Kompetenzen der Zweisprachigkeit, durchaus stark heterogen sind und überdies SchülerInnen vertreten sind, die andere Herkunftssprachen haben.

schen Diskurse, in denen nun Mobilität, Kommunikationsfähigkeit und Mehrsprachigkeit zu Topoi avancierten und allenthalben als Argumente für die in verschiedenen Städten entstehenden bilingualen Schulkonzepte auftauchten. Lag der Fokus des Berliner Projekts der 80er Jahre auf der sozialen Emanzipation, der Ent-Ghettoisierung einer marginalisierten Gemeinschaft aus einer Perspektive „von unten", so rücken im Bildungsdiskurs der 90er Jahre, nun stärker „von oben", andere Topoi in den Vordergrund: ein emphatisches Bekenntnis zu einem zusammenwachsenden Europa, zu dem übrigens die Türkei nicht gehörte, soziale Mobilität in einer von Globalisierung geprägten Welt, europäische Mehrsprachigkeit usw.

Über die Berliner Europaschule hinaus wird in Wolfsburg, am Standort des Volkswagenkonzerns, die deutsch-italienische Gesamtschule gegründet, um mit Unterstützung der italienischen Regierung für die Kinder der dort tätigen Arbeiter eine Bildungsalternative zur deutschen Schule zu haben. Im Saarland, in Hamburg, Frankfurt a.M., Freiburg, Köln u.a. anderen Städten entstehen zum Ende der 90er Jahre eine Reihe von bilingualen Grundschulprojekten. Hinter vielen dieser Projekte steht das Engagement von Elternvereinen, die in z.T. zähen Verhandlungen sowohl mit den Kultusbehörden als auch mit Behörden der jeweiligen Länder, mit Italien zum Beispiel, erreicht haben, dass diese bilingualen Klassen als Projekte oder Schulversuche finanziert und eingerichtet werden. Die Schulen sehen sich nicht selten einem beträchtlichen Erfolgs- wie Legitimationsdruck ausgesetzt, was zur Folge hat, dass sie die Auswahl der Kinder an besondere Kriterien binden (aktive Mitarbeit der Eltern im Elternverein, Co-Finanzierung der Nachmittagsbetreuung, Bereitschaft zur besuchsweisen Aufnahme anderer Kinder der Klasse im Haushalt u.ä.). Dass Mittelstandskinder hierbei tendenziell in einer günstigeren Situation sind als Kinder aus anderen sozialen Verhältnissen, lässt sich an der Zusammensetzung der Klassen ohne weiteres belegen.

Zusammenfassend zeigt sich an diesem kursorischen Abriss, dass im Verständnis von bilingualem Unterricht in Deutschland nebeneinander gänzlich verschiedene Modelle existieren:

– Unterricht von Fremdsprachen als bilingualer Sachfachunterricht im Sinne von verstärktem Unterricht in einer Fremdsprache in der Sekundarstufe, indem zusätzlich zum Sprachunterricht Fächer wie Geschichte, Geographie, Biologie, Mathematik etc. zeitweilig in Englisch oder Französisch abgehalten werden. Als bilingual bezeichnen sich auch Formen des frühen Fremdsprachenunterrichts, der in der Regel im dritten Schuljahr, in einigen Schulen auch schon im ersten Schuljahr einsetzt. Auf diese Form des bilingualen Unterrichts konzentrieren

sich in Deutschland die allermeisten Forschungen, wobei Untersuchungen zum Englischen absolut überwiegen.[5]

– Lebensweltliche Modelle in Form von

a) bilingualem Spracherwerb von autochthonen Minderheiten auf einem begrenzten Territorium, d.h. paralleler Erwerb der Minderheitensprachen Sorbisch in der Lausitz und Dänisch im deutsch-dänischen Grenzgebiet sowie des Deutschen. In den Termini der internationalen Forschung ausgedrückt, handelte es sich um ein *language-maintenance-Modell.*

b) bilingualem Spracherwerb im Kontext der Migration in Form von bilingualer Alphabetisierung in der Grundschule und weiterführendem bilingualem Unterricht in der Sekundarstufe. Der zentrale Gedanke der Konzeption ist, dass zwei Gruppen mit unterschiedlichen Ausgangssprachen die jeweils andere, im Unterricht gleichwertig behandelte Zielsprache und –kultur erlernen sollen, weshalb vom *two-way-immersion*-Modell die Rede ist. Es unterscheidet sich somit von Projekten, die die Integration in eine Zielsprache (Mehrheitssprache) fördern. Die Zweisprachigkeit wird die gesamte Grundschulzeit über beibehalten und um ein außerschulisches Programm ergänzt.

Die Forschung zu diesen Formen der Sprachenförderung weist in Deutschland unübersehbare Desiderate auf. Bislang heißt es, auf Ergebnisse aus internationalen Studien zu rekurrieren, um die Potenzen zweisprachiger Schulprojekte zu verstehen. Reich/Roth 2002 messen ihnen insgesamt eine hohe Wirkung zu; sie zeitigten in Kombination von Zweitsprachenförderung und Unterricht im Medium der Herkunftssprache bessere Ergebnisse, wobei *two-way-immersion*-Programme anderen Modellen überlegen seien (Reich / Roth 2002, 24). Weitgehend unbeantwortet ist indes die Frage, ob sich die in den USA und Kanada gewonnenen Ergebnisse auf die Bundesrepublik Deutschland übertragen lassen. Erste Ergebnisse aus Projekten in Hamburg (Neumann / Roth 2004) und Frankfurt a.M. (Haller / Pagliuca-Romano 2002) scheinen die positiven Erfahrungen zu bestätigen (vgl. Budach 2004).

3 Es ist gewiss kein Zufall, dass seit Ende der 90er Jahre ein Bereich der pädagogischen, soziologischen und linguistischen Forschung[6] Konjunktur hat, der sich darauf kapriziert zu messen und letztlich in Zahlen auszudrücken, wie und was Kinder, bezogen auf ihr Alter, auf das investierte Kapital und andere Fakto-

---

[5] Vgl. die „Titelauswahl zum Thema Bilingualer Unterricht (ab 2000)“ des Informationszentrums für Fremdsprachenforschung an der Universität Marburg unter: <http://www.uni-marburg.de/ifs/datenbank/recherche1.html>.

[6] Vgl. die Expertisen von Fried 2004, Ehlich / Berg / Bredel 2004.

ren, an sprachlicher Qualifikation erworben haben. Von der Politik gefordert wie gefördert, kommt vermeintliches Expertenwissen mit unzähligen Testverfahren einher, um Sprachstandsmessung oder Sprachstandsfeststellung zu betreiben. Evaluation ist in aller Munde, warum also nicht auch das, was Kinder sich an Sprache angeeignet haben? Schließlich geht es ja um Effizienz von Bildungssystemen, die sich ausrechnen möchten, wer im internationalen Maßstab in der Oberliga mitspielen darf. In Bezug auf die Kinder liegen die Testverfahren auf der Linie von „Diagnostik", so als wolle man normalen, verzögerten oder wie auch immer gearteten Spracherwerb als Krankheitsbilder fassen. Vielleicht ist die Überlegung ja auch gar nicht so schlecht, wenn es darum geht, Kindern, so Bedarf besteht, frühe und individuelle Förderung angedeihen zu lassen, anstelle sie auf den deutschen Weg in die Sonderschule zu schicken. Nur: was wird da eigentlich gemessen, wie wird was getestet, und was sagen denn die Tests über die sprachlichen Fähigkeiten der Kinder aus? Wie sehen „idealtypische Normalitätsannahmen" als Vergleichsgrößen aus, wenn es der Forschungsstand nicht zulässt zu beschreiben, wann etwas bei wem, wo, wie und unter welchen Umständen als normal anzusehen ist? Die Kritik von Ehlich / Berg / Bredel 2004 an der bisherigen Testpraxis ist nicht nur deshalb so fundamental, weil viele der Verfahren an sich untauglich sind, sondern auch, weil wir bislang nur relativ wenig über die Sprachaneignungsprozesse bei Kindern über 6 Jahren wissen (Ehlich / Berg / Bredel 2004, 10). Zudem sagen die quantitativen Daten, die Querschnittswerte einer Population abbilden, kaum etwas Verlässliches über die individuelle Entwicklung des Kindes aus. Gravierender noch stellt sich die Situation für die Untersuchung von Mehrsprachigkeit dar,

> „die in vielen Verfahren weder Berücksichtigung noch Erwähnung findet [...] und mehrsprachige Kinder undifferenziert nach den in Bezug auf das Deutsche entwickelten Normen beurteilt". (Ehlich / Berg / Bredel 2004, 11)

Der Diskurs der *alphabétisation bureaucratique* lässt grüßen.

Literatur

ANDRESEN, Helga 1997: Kindergärten und Schulen der Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzgebiet. In: ERFURT, Jürgen / REDDER, Angelika (Hgg.) 1997, 89–103.

BUDACH, Gabriele 2003: Diskurs und Praxis der Alphabetisierung von Erwachsenen im frankophonen Kanada. Frankfurt a.M. u.a.

Dies. 2004: Mehrsprachigkeit im Kontext. Perspektiven der Erforschung mehrsprachiger Bildung. In: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik, Bd. 21, 73–104.

EHLICH, Konrad / BERG, Huub van den / BREDEL, Ursula u.a. 2004: Anforderungen an Verfahren der regelmäßigen Sprachstandsfeststellung als Grundlage für die frühe und individuelle Sprachförderung von Kindern mit und ohne Migrationshintergrund. Eine Expertise im Auftrag des BMBF. Kurzfassung. München, April 2004.

ERFURT, Jürgen / GESSINGER, Joachim (Hgg.) 1993: Schriftkultur und sprachlicher Wandel. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST), Bd. 47.

ERFURT, Jürgen / REDDER, Angelika (Hgg.) 1997: Spracherwerb in Minderheitensituationen. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST), Bd. 54.

ERFURT, Jürgen / BUDACH, Gabriele / HOFMANN, Sabine (Hgg.) 2003: Mehrsprachigkeit und Migration. Ressourcen sozialer Identifikation. Frankfurt a.M. u.a.

GESKE, Anja / SCHULZE, Jana 1997: Das Sorbische als Minderheitensprache. Probleme des Spracherwerbs. In: ERFURT, Jürgen / REDDER, Angelika (Hgg.) 1997, 128–164.

GOGOLIN, Ingrid 1994: Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster u.a.

Dies. / NEUMANN, Ursula (Hgg.) 1997: Großstadt-Grundschule. Eine Fallstudie über sprachliche und kulturelle Pluralität als Bedingung der Grundschularbeit. Münster u.a.

FRIED, Lilian 2004: Expertise zu Sprachstandserhebungen für Kindergartenkinder und Schulanfänger. Eine kritische Betrachtung. Deutsches Jugendinstitut München / Dortmund.
<http.//cgi.dji.de/bibs/271_2232_ExpertiseFried.pdf>

HALLER, Ingrid / PAGLIUCA-ROMANO, Anna 2002: Auf der Reise nach Europa. In viaggio verso l'Europa. Bilinguales Lernen an einer Grundschule. Witten.

LEICHSERING, Tatjana 2002: Migration – Integration – Sprachkompetenz. Eine ethnologische Untersuchung im Schulmilieu der Stadt Frankfurt a.M. Magisterarbeit Frankfurt a.M.

NEUMANN, Ursula / ROTH, Hans-Joachim 2004: Bilinguale Grundschulklassen in Hamburg – Ein Werkstattbericht. In: Grenzgänge. Beiträge zu einer modernen Romanistik. Bd. 21, 29–56.

REICH, Hans H. / ROTH, Hans-Joachim u.a. 2002: Spracherwerb zweisprachig aufgewachsener Kinder und Jugendlicher. Ein Überblick über den Stand der nationalen und internationalen Forschung. Hamburg.

ZYDATIß, Wolfgang 2000: Bilingualer Unterricht in der Grundschule. Entwurf eines Spracherwerbskonzepts für zweisprachige Immersionsprogramme. Ismaning.

Franz Januschek

Über *Fritz* und andere Auslaufmodelle. Ein Beitrag zur Lingologie

1 *Hypoxe* im Deutschen

Eigennamen unterliegen bekanntlich besonderen Regeln. Das betrifft sowohl ihre Syntax als auch ihre Morphologie. Während die syntaktischen Regeln den Gebrauch von Eigennamen im Vergleich zu Appellativa eher einengen, herrscht im Bereich der Morphologie anscheinend größere Freiheit. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass die lexikalische Bedeutung von Eigennamen im deutschen Sprachraum in aller Regel funktionslos und den meisten Leuten auch unbekannt ist: Wer *Friedrich* heißt, mag sich noch etwas darunter vorstellen können, wer *Heinrich* heißt, dagegen sicher nicht ohne Weiteres.[1] Die im Deutschen beliebtesten Vornamen stammen ohnehin aus fremden Sprachräumen und werden überwiegend nach ästhetischen Kriterien oder entsprechend ihrer Referenz auf dritte Personen, nicht aber nach ihrer lexikalischen Bedeutung vergeben.[2] Daher können sie auch morphologisch nicht zerlegt werden. Das ist auch nichts Neues: Sonst hätte aus *Niko-laos* z.B. nicht *Klaus* werden können, und den Namen *Tina*, der nur die grammatische Ableitung von einem anderen Namen oder Lexem (*Christina, Martina*) als solche bezeichnet, gäbe es überhaupt nicht. Dennoch gibt es auch im morphologischen Bereich Eigennamen-spezifische Regeln, die über die bloß phonologische Anpassung ans deutsche System hinausgehen. Solche Regeln betreffen z.B. die Bildung von Koseformen (*Hypokoristika*, im Folgenden kurz *Hypoxe*)[3].

---

[1] Es ist aber auch reichlich Schindluder getrieben worden mit den Vornamen. Da gibt es sanfte Leute, die den martialischen Namen *Martin* mit sich schleppen müssen, und andererseits den kriegerischsten aller Preußenkönige, dem bis heute niemand die Führung des Namens *Friedrich* streitig macht.

[2] Die Herkunft eines Namens – nicht seine lexikalische Bedeutung – spielt allerdings schon eine erhebliche Rolle. Brechenmacher / Wolffsohn 1999 haben gezeigt, dass die Moden bei der Vergabe von Namen bestimmter Herkünfte sich als zuverlässiger empirischer Indikator für vordemoskopische Einstellungsmessungen verwenden lassen.

[3] Wer das hässliche Wort *Hypokoristikon* als linguistischen Terminus erkoren hat, muss wohl mit Kosenamen üble Erfahrungen gemacht haben. Ich bevorzuge daher die Abkürzung *Hypox* (selbstverständlich griechisch auszusprechen, nicht amerikanisch).

Nicht im engeren Sinne zählen dazu die Diminutivsuffixe, v.a. *-chen* und *-lein*, die allgemein an appellative Substantive gehängt werden können. Über diese hinaus gibt es Eigennamen-spezifische Suffixe; und um die soll es hier gehen.

Wahrscheinlich ist *-i* immer noch das produktivste Hypox-Suffix im gegenwärtigen Deutsch. Kaum ein Name – gleich welchen Geschlechts –, an den oder an dessen Kurzform man es nicht hängen könnte. (Und bei Appellativa kommt es eher selten, und dann nur zu Verkürzungszwecken vor: *Rolli* für *Rollkragenpullover* oder *Compi* für *Computer*.) Aus ehemaligen Kosenamen haben sich eigenständige Eigennamen entwickelt z.B. *Elli* von *Elisabeth* und *Willi* von *Wilhelm*. Daneben gibt es die süddeutschen Hypoxe auf *-l*, (*-le, -li, -el, -erl*), die man auf das Diminutivsuffix *-lein* zurückführen könnte. Eher neu (wenn auch nur scheinbar) ist das romanisierende *-o* als Hypox-Suffix, auch bei weiblichen Vornamen. Es wird sich aber kaum allgemein etablieren können, weil es zugleich mit einer Re-Germanisierung einhergehen müsste: Vornamen wie *Bodo, Heiko, Helgo, Onno, Otto, Waldo,* die vor vielen Jahrhunderten mal Hypoxe waren, würden wieder als solche erscheinen und damit eine positive Konnotation erhalten. Aber es gibt wohl kaum einen Bereich der deutschen Sprache, wo es sich so endgültig ausgermanisiert hat wie den der Eigennamen.[4]

2 *Plosiv+s*: Woher stammt *Fritz*?

Nun gibt es ein deutsches Bildungsschema für Hypoxe, das ebenso offenkundig produktiv war, wie es das seit längerer Zeit nicht mehr ist: die Bildung von Kurzformen auf einen *Verschlusslaut plus -s*, meistens */ts/*, geschrieben *-tz*.[5]

Atz (Adolf)
Dietz (Dietrich)
Fritz (Friedrich)
Götz (Gottfried)
Lutz (Ludwig)
Matz (Matthias)
Utz (Ulrich)

---

[4] Von den 64 seit 1957 beliebtesten weiblichen deutschen Vornamen waren mit *Birgit, Brigitte, Heike, Ulrike* und *Ute* gerade mal fünf germanischen Ursprungs. Bei den Männern sind es mit *Bernd, Dieter, Dirk, Erik, Ralf, Robert, Sven, Thorsten, Ulrich, Uwe, Wolfgang* immerhin elf von 55. (Quelle: Gesellschaft für deutsche Sprache <http://www.gfds.de/namen.html>, 4.9.2004)

[5] Vgl. dazu: Seibicke 1991, 71ff., Kunze 2000, 21f.

auf *-ps*:

Fips (Philipp)

mit voran gehendem Nasal:

Heinz (Heinrich)
Kunz (Konrad)
Renz (Lorenz)
Lenz (Lorenz)

Von Frauennamen gibt es nur wenige Hypoxe der hier behandelten Art: *Metze* (von *Mechthild*, wobei das Suffix *-e* auch als feminines Movierungssuffix deutbar ist) ist eine weit verbreitete Ausnahme, die wohl deshalb zur abfälligen Bezeichnung für leichte Mädchen wurde.

Dass es sich um ein eigenständiges Hypox-Schema handelt, ergibt sich schon daraus, dass das Suffix offenbar nichts mit der Form des entfallenden Restes des zu verkürzenden Namens zu tun hat. Dass es außerdem nicht mehr produktiv ist, ergibt sich aus der Ungewöhnlichkeit von Ableitungen wie:

?Flonz (Florian)
?Henx (Henning)
?Kepps (Kevin)
?Patz (Patrick) oder
?Svetz (Svenja)[6]

um nur einige derzeit beliebte Vornamen anzuführen. Einige weit verbreitete Kurz-Vornamen sehen zwar ähnlich aus, sind aber nicht durch Suffigierung entstanden:

Hans (Johannes)
Franz (Franziskus)
Jens (Johannes)

Lars (nordische Kurzform zu Lorenz)
Urs (Ursus)

Jos (Josef)
Chris ({Ch/K}risti(a)n({a/e}))
Klaus (Nikolaus)

---

[6] Von weiblichen Vornamen gibt es wie gesagt nur wenige überlieferte Hypoxe auf *Plosiv+s*. Die suffigierte Form auf *Plosiv+s+e* ist allerdings für Männernamen ebenso belegt wie für Frauennamen. Umgekehrt gibt es auch weibliche Hypoxe ohne *-e*: *Babs*. Die suffigierte Form scheint mir allerdings heute noch eher produktiv zu sein als die nicht suffigierte.

auf /*ks*/:

Alex (Alexander)
Felix (Felix)
Lux (Lukas)
Max (Maximilian)
Marx (Markus)
Trix (Beatrix)
Quex (?)

Auch wenn die vorstehenden Namen kein Hypox-Suffix haben, so zeigen sie doch die Beliebtheit kurzer/abgekürzter Vornamen an, die auf -*s* enden, nach Möglichkeit auf Verschlusslaut plus -*s*.

Sprachgeschichtlich ist es nicht gerechtfertigt, alle diese angeführten Vornamen einem einzigen Bildungsschema zuzuordnen. Sie sind in verschiedenen Epochen entstanden und sind dem Einfluss unterschiedlicher Lautwandelprozesse ausgesetzt gewesen. Die Bildung von Kurznamen auf /*ts*/ stammt z.B. bereits aus germanischer Zeit, aus der fünf verschiedene (und miteinander kombinierbare) Suffixe zur Bildung von Kurzformen nachgewiesen sind: -*ī(n)*, -*k*, -*l*, -*z*, -*ing*. (Kunze 2000, 20ff.) Von diesen war -*z* um das Jahr 850 das seltenste, um 1050 aber das häufigste. Das Suffix -*i* ist erhalten geblieben, aus den Verbindungen -*k*+*īn* und -*l*+*īn* wurden unsere Diminutivsuffixe -*chen* und -*lein*. Das Suffix -*ing* (z.B. *Henning*), ursprünglich sehr verbreitet, ist bereits seit der vorletzten Jahrtausendwende seltener geworden und dies bis heute geblieben – ohne aber, wie mir scheint, seine Produktivität völlig verloren zu haben. -*k* wurde durch die Lautverschiebung zu -*ch*, konnte sich aber als Hypox-Suffix im Niederdeutschen erhalten (z.B. *Anke*). Bei Kombination mehrerer Hypox-Suffixe konnte -*z*- nur an erster Stelle stehen. In althochdeutscher Zeit trat an eine Kurzform meist noch das Suffix der schwachen Deklination: -*o* bzw. -*a* im Nominativ (ebd.), die später zu -*e* wurden. Interessanterweise sind unter den allgemein gängigen einsilbigen Vornamen eine Menge mit suffigiertem -*ke* erhalten geblieben, aber kaum welche auf -*k*; umgekehrt aber viele auf -*z* und keine mit -*ze*.

3 Mögliche, unmögliche und womögliche *Hypoxe*

Es gibt auch Doppel-Hypoxe, wie z.B. in:

Etzel (zu Atz zu Adolf)
Stenzel (zu Stenz zu Stefan)

oder Hypoxe von Kurznamenformen wie

Hänsel (zu Hans zu Johannes)
Franzl (zu Franz zu Franziskus)

Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass Hypoxe sich wie alle Euphemismen abnutzen, lexikalisiert werden und damit für Zwecke der Intimkommunikation einer erneuten Veränderung bedürfen. Erklärungsbedürftig ist aber wohl, dass – wie mir scheint – zwar ein Diminutivsuffix an ein Hypox angehängt werden kann, aber nicht ein Hypox-Suffix an ein Diminutivsuffix. Möglich sind:

Willilein (zu Willi zu Wilhelm)
Edelein (zu Ede zu Eduard)

aber nicht:

*Utzleini (zu Utzlein zu Utz zu Ulrich)
*Heinzcheni (zu Heinzchen zu Heinz zu Heinrich)

wobei die Ausnahme gilt, dass man an das Hypox-Suffix *-(e(r))l* noch ein *-i* anhängen kann – das sich allerdings ebenso gut auch wieder als das Diminutivsuffix *-li* verstehen lässt:

Jockeli (zu Jockel zu Jakob)
Heinzeli (zu Heinzel zu Heinz zu Heinrich)

Womöglich gibt es eine Regel, der zufolge das Hypox-Suffix *-i* einem Diminutivsuffix nur vorangehen, ihm aber nicht folgen kann. Oder aber es kann nur der *betonten* Silbe eines Namens folgen, also nicht dem Diminutivsuffix. Letzteres dürfte eher zutreffen; denn es erklärt, warum man aus *Gerhard* zwar *Gerdi* oder *Hardi* (für Anglophile auch *Hardy*) ableiten kann, nicht aber **Gerhardi* (das wäre dann höchstens ein Familienname mit lat. Genitivsuffix).

Die (sekundäre) lexikalische Leere der deutschen Eigennamen mag ein zufälliges Ergebnis der sprachpragmatischen Entwicklung gewesen sein; danach ist sie aber offenbar sehr bald zum grammatischen Prinzip geworden, denn seit Urzeiten bis heute wird – selbst wenn sie nahe liegt – die Bildung von Hypox-Namen vermieden, die mit geläufigen Appellativa gleichlauten,[7] also nicht:

*Engel zu Angelika
*Fratz zu Franziskus
*Herz zu Hermann
*Hexe zu Helga

[7] Dies betrifft nicht die Appellativa, die bei der intimen Anrede vor allem in Paarbeziehungen üblich sind, also typischerweise *Bärchen, Häschen, Herzerl* u.a.

*Jux zu Jürgen
*Katze zu Katharina
*Ritz zu Richard
*Witz zu Wilhelm

4 Aufstieg und Fall

Die Kurzform auf *Verschlusslaut plus -s* blieb nicht auf Vornamen beschränkt. Wir finden sie auch bei geläufigen Familiennamen, die zum Teil ehemals von Vornamen abgeleitet sind, aber heute nicht mehr selbst als Kurzformen von Vornamen gebraucht werden:

Hots, Kaltz, Lotz, Metz, Petz, Reitz, Seitz, Struntz, Stutz, Trutz, Waltz, Weitz, Wurz, Zitz oder auch Hartz.

Darüber hinaus gibt es einige Hypoxe von Appellativa, die nach diesem Muster gebildet sind:

Klops	(von *kloppen*)
Klecks	(von *klecken*)
Knirps	
Mops	(von ndl. *moppen*)
Pups	(von *pupen*)

Das Wort *Pups* hat sicher sehr viel mit Onomatopöie zu tun; sicherlich kann die den doppelten Explosivlaut /p/ erklären, aber trotzdem dürfte die Erklärung des auslautenden *-s* eher in dem Zusammenhang zu suchen sein, in dem sich auch die Auslautbildung von Interjektionen wie

hopps, rumms, schwupps, rubbeldidups

erklären lässt. Einiges spricht dafür, dass das Suffix *Plosiv+s* intensivierende und/oder iterative Bedeutung hatte. Z.B. sind die Verben *blitzen, flitzen, platzen, protzen, strotzen* etymologisch auf ganz unterschiedlichen Wegen zu ihrer übereinstimmenden Form gekommen, haben sich in dieser Form stabilisiert und enthalten alle ein deutliches intensivierendes Bedeutungsmerkmal. Das mag etwas mit der grammatischen Bedeutung von *Plosiv+s* und auch mit dessen volksetymologischer Deutung zu tun haben.[8] Intensivierung und Intimität sind voneinan-

[8] Dagegen spricht allerdings die sehr große Zahl anderer Lexeme auf *-ts-*, die keineswegs etwas mit diesem Bedeutungsmerkmal zu tun haben: z.B. *sitzen* oder *schmelzen*. Überhaupt ist die hier (nur versuchsweise) vorgetragene Hypothese nicht durch Textbelege gestützt. Vorsichtiger wäre es, sich an die Auskunft von Bauer 1985, 123 zu halten, der die Herkunft des *-(t)z*-Kosesuffixes für nicht erklärbar ansieht, so wie schon Hermann Paul in seiner Grammatik

der semantisch nicht allzu weit entfernt. Daraus lässt sich die Hypothese gewinnen, dass die Formen der entsprechenden Vornamen wie *Fritz* und *Utz* einigermaßen regelmäßige Intensivbildungen gewesen sind. Das würde implizieren, dass die verschiedenen Hypox-Suffixe (s.o.) ursprünglich durchaus verschiedene Bedeutungen hatten und nicht im Sinne von Allomorphen aufzufassen wären.

Lässt sich damit auch erklären, warum die Bildungsweise von Kosenamen auf *Plosiv+s* in den vergangenen Jahrhunderten ihre Produktivität verloren hat?

Angenommen, das Hypox-Suffix *Plosiv+s* sei ursprünglich ein allgemeines Intensivierungs-Morphem für Verben gewesen, und dieses sei verloren gegangen, weil es aufgrund der formalen Übereinstimmung mit dem Auslaut deverbaler Substantive wie *Satz, Hatz, Latz, Ritz, Witz, Wachs, Wuchs* u.v.a.m. nicht mehr als Morphem erkannt wurde, dann wäre dies auch eine mögliche Erklärung für das Verschwinden dieses Suffixes als Hypox-Suffix.

Diese Erklärung ist dennoch nicht ganz befriedigend. Denn das Suffix *Plosiv+s* ist für onomatopoetische Interjektionen durchaus noch produktiv: *Koks* (zu *Kokain*), *murks, Pieps, ratzfatz* sind keine Überbleibsel älterer deutscher Sprachstufen. Wenigstens eine gewisse Affinität zur Kosenamen-Produktion müsste also doch zurückgeblieben sein, wenn es auch kein Hypox-Suffix für Vornamen mehr ist. Aber das Gegenteil ist der Fall: Nicht nur werden die überkommenen Kosenamen auf *Plosiv+s* nur noch selten als entsprechende Ableitungen gedeutet, sondern darüber hinaus scheint eine entsprechende Kosenamen-Produktion dem heutigen Sprachgefühl völlig zu widersprechen: einen *Nicolai* würde man vielleicht *Nico, Niki, Nick,* allenfalls noch *Nickel* nennen, niemals aber *Nicks*. Einen *Sebastian* vielleicht *Sebi, Basti, Sebo, Sepp,* niemals aber *Sepps* oder *Batz*.[9] Deshalb muss der Grund für das Verschwinden der Produktivität jener Hypox-Bildung etwas mit der Semantik ihrer Form zu tun haben; es handelt sich nicht einfach um einen semantisch neutralen Sprachformenwandel im Bereich der Hypox-Bildung. Das heißt, die submorphematische, onomatopoetische Bedeutung des Suffixes *Plosiv+s* passt nach heutigem Sprachgefühl nicht zur Funktion des Anzeigens von Nähe zu angeredeten oder dritten Personen.

(Paul 1959, 340) ein zugrunde liegendes westgermanisches *-tt-* vermutet. Vgl. dazu auch Braune 1987, §91–99.

[9] „[...] wir können [...] keine neuen Kurzformen auf *-(t)z* mehr bilden" (Seibicke 1991, 73). Naumann 1996 verzeichnet allerdings *Babex* zu *Barbara*, *Ebs* zu *Eberhard* und *Gunnex / Guntex / Güntex* zu *Gunther / Günther*. Außer bei *Ebs* handelt es sich dabei aber um zweisilbige Koseformen, die sich insofern von der hier diskutierten Hypox-Bildungsform unterscheiden. Zur Vielfalt zeitgenössischer Kosenamenproduktionsweisen vgl. ebenfalls Naumann (ebd.).

5 Emphase, Lallen und Kakophonie

Onomatopöie ist immer ein problematischer Erklärungsgrund, weil er quer zur strukturellen Systematik von Sprachen steht, die ja, um funktionieren zu können, gerade keine direkte Laut-Bedeutungs-Zuordnung erlaubt. Bereits in linguistischen Grundkursen lernt man, dass Wörter, die lautmalerisch zu sein scheinen, dennoch offenkundig vom jeweiligen Sprachsystem geprägt sind (wie *Kuckuck* und *kikeriki*). Andererseits scheint Onomatopöie (im weitesten Sinne) im Bereich der Vornamen und Anreden durchaus verbreitet zu sein. Dafür sprechen z.B. solche reduplizierenden Hypoxe wie *Bibi, Gigi, Sigi, Jojo, Lulu*, die auch als babysprachliche *Lallformen* bezeichnet werden, wegen ihrer auffälligen Ähnlichkeit mit *Mama, Papa, Pipi, Popo* u.a.[10], und in diesem Zusammenhang auch die emphatische Verstärkung oder Verdoppelung von Konsonanten: „*Imma* zu *Irmingard*, *Itta* zu *Iduberga*, *Otto* zu *Otbert*, *Sicco* zu *Sigbert*" (Kunze 2000, 21).

Emphatische Konsonantenverstärkung ist auch im heutigen Deutsch möglich und wird im Text als Emphase verstanden. Z.B. gewinnen die „Starckdeutsch"-Gedichte von Matthias Koeppel dadurch ihre Expressivität:

> Arramsuhl, die Arramsuhl,
> üsszt ein schwurrtzer Zinkpfeugul;
> pfleutit, wann dr Freulinck gommt,
> büßß im Harpzt si dönn varstommnt.
> Arch, wi pfüllte ück mich wuhlen,
> wärren Munschen Arramsuhlen.
> (Koeppel 1983, 121)

Diese Art von Emphase passt, wie es nun scheint, im gegenwärtigen Deutsch nicht zur Hypox-Funktion. Vielleicht signalisiert das *Plosiv+s*-Suffix so etwas wie die Betonung der Eigenheit des Eigennamensträgers, seiner Individualität: Fritz ist eben Fritz und nicht bloß einer aus der Menge der Träger des Namens Fritz. Das Hypox-Suffix *-i* hingegen mag die Nähe der Beziehung des Sprechers zum Namensträger eher zum Ausdruck bringen. Das */ts/* zischt wie eine Rakete, die von allen bewundert wird, wohingegen das vokalische */-i/* sich in Dauer und Tonfall geschmeidig den Ausdrucksbedürfnissen des Sprechers anpasst. Wer Fritz sagt, stellt Friedrich auf einen Sockel – wer Freddi sagt, neigt sich ihm zu. Die Germanen stellten ihre Freunde auf den Sockel – wir Heutigen hingegen

[10] S. dazu Bauer 1985, 119 sowie die dort angegebene Literatur. Braune verweist auf weitere Literatur, die die Konsonantendehnung und -verdoppelung im Germanischen explizit durch Affekt und Emphase zu erklären versucht, gerade auch im Bereich der Kosenamen (Braune 1987, §95).

neigen uns ihnen zu und pflegen menschliche Beziehungen. – Könnte so etwas der Grund für das Verschwinden der Hypox-Kurzformen auf *Plosiv+s* sein?

Bereits beim Formulieren solcher Sätze fängt man als Sprachwissenschaftler unwillkürlich an zu lachen: Derartiges ist blanker Unsinn. Aber es bleibt die Frage zu beantworten, warum so etwas nicht möglich sein soll, obwohl doch a) unstrittig die Klangästhetik eines der Hauptmotive bei der Vergabe deutscher Vornamen ist, b) unstrittig die Vornamengebung seit Jahrhunderten immer auch Moden unterliegt und c) unstrittig Moden immer auch soziologisch auf ihre ideologischen Hintergründe hin interpretiert werden können. – In der Tat: Was man als sprachlichen Wohlklang oder aber als Kakophonie[11] empfindet, mag von Moden und Einstellungen abhängen – aber diese sind in erster Linie durch die eigenen *sprachlichen* Erfahrungen bedingt. Das lässt sich bekanntlich leicht durch die Tatsache beweisen, dass wir zwar den unterschiedlichen Klang verschiedener uns fremder Sprachen regelmäßig als Widerspiegelung nationaler Eigenschaften deuten möchten, aber doch ebenso regelmäßig feststellen müssen, dass es dort ebenso wie hier eine große Bandbreite charakterlicher Individualitäten gibt und dass die Zischlaute der slawischen und der Singsang der chinesischen Sprache rein gar nichts über den Nationalcharakter besagen. Die phonologische Spezifik unserer eigenen Sprache ist es, die uns die fremden Laute entsprechend den Regeln der eigenen Sprache zu *deuten* veranlasst, noch bevor wir die Worte verstehen.[12]

6 Freiheit für *Fritz*

Vielleicht ist die Lösung des Problems auf folgendem Weg zu finden: Gerade weil *Plosiv+s* seinen Morphemstatus verlor, wurde es frei für onomatopoetische Deutungen. Insbesondere das Zusammenfallen mit dem sehr weit verbreiteten Wortstammauslaut */ts/* (nach der hochdeutschen Lautverschiebung) und die Ersetzung intensivierender Infixe durch Präfixe und andere sprachliche Mittel ließ *Plosiv+s* als systematische Hypox-Konstruktion untauglich werden. Im Laufe

[11] *Kakophonie* ist (für deutsche Ohren) selbst ein kakophones Wort. Deswegen wird es vielleicht auch so gern verwendet – und deshalb verwende ich es hier ebenfalls. Natürlich kann man stattdessen auch *Missklang* sagen.

[12] Das auf Konvention beruhende Sprachsystem ist die Voraussetzung dafür, dass Lautmalerei als solche überhaupt begriffen werden kann – darüber besteht wohl Konsens. Umgekehrt gilt aber auch: Ohne die Existenz von Lautmalerei wäre auch ein konventionelles Sprachsystem unmöglich. Nicht, weil sie dessen letzte Basis wäre, sondern weil sie den virtuellen Fluchtpunkt des Bestrebens darstellt, das herrschende Sprachsystem den herrschenden Verhältnissen anzupassen. Ohne Onomatopöie müsste Sprachkritik als vergebliche Mühe erscheinen, und Sprachpraxis würde sich in regelgerechter Zeichenverwendung erschöpfen.

der Jahrhunderte fossilierten die geläufigen Kosenamen und es kamen keine neuen hinzu.[13] Gerade durch diesen Verlust an Struktur solcher Eigennamen kann die reflektierende Sprachbewusstheit der Menschen deren phonologische Substanz als solche zu deuten beginnen. Bei diesem Deuten liegt es natürlich nahe, sich an tatsächlich lautmalerischen Ausdrücken wie den oben angeführten Interjektionen zu orientieren.

Wenn es zutrifft, dass die Bildung von Kosenamen mittels *Kurzform+Plosiv+s* heute deshalb vermieden wird, weil sie ihren Morphemstatus verloren hat, dann kann man umgekehrt schließen, dass das Hypox-*i*, das uns heute selbstverständlich ist, ein Morphem sein muss. Es ist kein Lallwort und hat mit Babysprache nichts zu tun. Es ist ein regelmäßiges Wortbildungsmorphem. Das ist leider nicht trivial. Denn in gängigen Werken über die deutsche Wortbildung wird es kaum erwähnt.[14]

Dass *Plosiv+s* nicht mehr *systematisch* zur Hypox-Bildung benutzt wird, ist demnach aus der Sprachentwicklung erklärbar; dass es *überhaupt nicht mehr* dazu benutzt wird, liegt an sekundären klangästhetischen Deutungen. Aber die können sich relativ schnell ändern. Das Suffix steht also für die Bildung neuer Kosenamen zur Verfügung.

Fritz ist kein Modell mehr. Aber eben deshalb gilt auch: *Fritz* ist nun frei.

Literatur

BAUER, Gerhard 1985: Namenkunde des Deutschen. Bern / Frankfurt / New York. (= Germanistische Lehrbuchsammlung Bd. 21)

BRAUNE, Wilhelm / EGGERS, Hans [14]1987: Althochdeutsche Grammatik. Tübingen.

[13] Wann bestimmte Kosenamen *dokumentiert* sind, kann nicht das allein ausschlaggebende Kriterium zur Beurteilung der *Produktivität* des hier diskutierten Hypox-Musters sein. Es dürfte schwer zu beurteilen sein, wann bestimmte Kosenamen zum ersten Mal *produktiv verwendet* wurden, weil sie ja zunächst wohl nur in der gesprochenen Sprache vorkamen und viele von ihnen wahrscheinlich kaum je in irgendwelche Schriftdokumente Eingang fanden. Schwer zu beurteilen ist auch, in welchem Zeitraum und bei welchen Menschen das Bewusstsein für den Morphemstatus einer Form oder Konstruktion schwindet. Es mag z.B. heute noch Leute geben, die Ableitungen wie *rauchen* → *räuchern* als regelmäßig empfinden und produktiv verwenden, ebenso wie es andere geben mag, die die ablautenden Formen des deutschen Verbparadigmas lediglich als sprachliche Ornamentik betrachten und im Zweifelsfall schwache Konjugationsformen für das eigentlich korrekte Deutsch halten.

[14] Z.B. nicht in Wellmann 1975. Fleischer / Barz 1992 schreiben in ihrem Standardwerk nicht mehr als 14 Zeilen darüber, Donalies 2002 äußert sich in insgesamt 5 Zeilen dazu.

DONALIES, Elke 2002: Die Wortbildung des Deutschen: Ein Überblick. Tübingen.

FLEISCHER, Wolfgang / BARZ, Irmhild 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.

KOEPPEL, Matthias 1983: Starckdeutsch. Berlin.

KUNZE, Konrad [3]2000: dtv-Atlas Namenkunde. München.

NAUMANN, Horst 1996: Kosenamen. In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, 2. Teilbd. Hrsg. v. Ernst EICHLER u.a. Berlin / New York, 1757–1761. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 11.2.)

PAUL, Hermann [6]1959: Deutsche Grammatik. Bd. I. Halle.

SEIBICKE, Wilfried [2]1991: Vornamen. Frankfurt a.M.

WELLMANN, Hans 1975: Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Bd. 2: Das Substantiv. Düsseldorf.

WOLFFSOHN, Michael / BRECHENMACHER, Thomas 1999: Die Deutschen und ihre Vornamen. München.

Gesellschaft für deutsche Sprache: Vornamen und Familiennamen. <http://www.gfds.de/namen.html>, 4.9.2004

Copyrighted material

Ulrich Schmitz

Grün bei Grimm

GRÜN war der letzte Artikel der 1925 gedruckten vierten Lieferung (und der Anfang der 1931 folgenden fünften Lieferung) zum neunten Band (Vierter Band I. Abteilung 6. Teil) des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm, der vollständig (von GREANDER bis GYMNASTIK) 1935 bei Hirzel in Leipzig erschien. „In diesem Bande steckt die beste Kraft meiner jungen Jahre", bemerkt der Herausgeber Arthur Hübner im Vorwort. Der Band, dessen Erstellung laut Vertrag zehn bis zwölf Jahre brauchen sollte, erschien in neun Lieferungen von 1914 bis 1935.

> „Ein schnelleres Tempo als jedes dritte Jahr eine Lieferung war eben nicht zu erreichen, wenn man das Werk nach alter Art auf Mitarbeiter stellte, die sich von ihrem Hauptberuf die Zeit für das Wörterbuch absparen mußten." (Ebd.)

Aufgrund dieser Erfahrung wurde 1930 die „Berliner Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuches" eingerichtet, so dass die folgenden vier Lieferungen im Jahresabstand fertig gestellt werden konnten. Damit markiert GRÜN die Grenze zwischen dezentral-manueller und zentral-organisierter Arbeitsweise im Wörterbuch, zugleich auch zwischen zwei Herausgebern: Arthur Hübner zeichnet verantwortlich für GRÜN (Sp. 640–666), Hans Neumann für den größten Teil der Ableitungen und Komposita dazu, die aufgrund der eigenwilligen alphabetischen Sortierung (*ü* wie *u*) zwischen anderen Einträgen verteilt bis auf Sp. 968 (GRÜNZEUG) abgehandelt werden.

Der Artikel GRÜN behandelt in einer halben Spalte zunächst kurz die „form". Dabei wird auf die im Artikel zum Verb GRÜNEN (Sp. 939f.) näher behandelte etymologische Herkunft aus der germanischen Verbalwurzel *grō verwiesen, mit der der Beginn des pflanzlichen Wachstums bezeichnet wird. Auf den restlichen gut 25 Spalten wird die „bedeutung" mit ihren Varianten anhand zahlreicher Sprachbelege erläutert. Die folgende Übersicht zeigt die Gliederung dieses Teils, links der Übersichtlichkeit halber eine numerische Zählung, rechts die Grimm-Gliederung mit stark abgekürzter Beschreibung. Der zugehörige Text im Wörterbuch enthält je Gliederungspunkt unterschiedlich ausführliche Angaben über Geschichte, Gebrauch, Beispiele und Quellen.

1	I.	sprossend (bei jungem pflanzenwuchs), früh mit dem beisinn grüner farbe
1.1	A.	allgemeinste verwendung: grün als die farbe in saft stehender pflanzen
1.1.1	1)	in älterer sprache mit vorliebe von dem (jungen) grün, das den erdboden bekleidet
1.1.2	2)	grün werden, sein: mit jungem pflanzenwuchs sich bekleiden, bekleidet sein
1.1.3	3)	jüngere sprache hat verbindungen bildhafter art entwickelt (z.B. *grünes kleid*)
1.1.4	4)	neben temporalen begriffen (z.B. *grüne weinachten*)
1.1.5	5)	terminologisch geworden in attributiven verbindungen (bes. *grünes kraut*)
1.2	B	das treibende, frische, junge, neue neben oder vor der farbvorstellung betonend
1.2.1	1)	grün als gegensatz zu getrocknet, verdorrt, verwelkt
1.2.2	2)	grün als gegensatz zu ausgereift
2	II.	die grundbedeutung hat eine doppelte specialisierung erfahren:
2.1	A	das frische wird aus dem pflanzlichen in andere dingliche bezirke übertragen
2.1.1	1)	frisch im sinne triebkräftig, lebensvoll, blühend (hauptsächlich von menschen)
2.1.1.1	a)	z.B. *Carolus ein junger, grüner fürst voller krieg*
2.1.1.2	b)	in geistlicher Sprache als 'erneuert, sündelos'
2.1.1.3	c)	von der bedeutung 'frisch' die wendung *sich grün machen* = sich zuviel zutrauen
2.1.1.4	d)	seit alters dann auch neben anderem als persönliches leitwort (z.B. *grüne treu*)
2.1.2	2)	frisch im sinne unreif, unfertig, mit negativer bedeutungsrichtung
2.1.2.1	a)	unreif im sinne jugendlicher unerfahrenheit und unfertigkeit
2.1.2.2	b)	ungetrocknet, ungedörrt, roh im sinne des unbehandelten, unzugerichteten
2.1.2.3	c)	neben abstractis frisch im sinne (zu) jung, (zu) neu (z.B. *grüne erfahrungen)*
2.1.3	3)	nur in spuren eine abgezogenere bedeutung 'günstig'

2.1.3.1	a)	*einem nicht grün sein* jemandem nicht wohlwollen
2.1.3.2	b)	*die grüne seite* die herzseite
2.2	B.	aus der vorstellung junger pflanzentheile verselbständigte sich der farbbegriff
2.2.1	1)	grün als farbbezeichnung schlechthin
2.2.1.1	a)	vielfältig als grüngefärbt von allerlei stoffen
2.2.1.2	b)	auf personen angewendet: von ungesunder gesichtsfarbe
2.2.1.3	c)	terminologisch in naturbeschreibenden disciplinen (z.B. *grüne kreide*)
2.2.1.4	d)	terminologisch in der sprache der gewerke und gewerbe (z.B. *grünes glas*)
2.2.1.5	e)	mannigfach in weiterem specifischem gebrauch (z.B. *grüne minna*)
2.2.1.6	f)	in stereotyper verbindung mit anderen farben (z.B. *grün und gelb* schlagen)
2.2.2	2)	in der farbensymbolik: die farbe des frühlings ist sinnbild für frohsinn und freude
3	III.	substantivierungen
3.1	A.	neutrum
3.1.1	1)	substantivische flexion
3.1.1.1	a)	als reine farbbezeichnung
3.1.1.2	b)	grün als vegetation
3.1.1.2.1		α) mehr collectiv (z.B. *ins grün gehen*)
3.1.1.2.2		β) verengt und concretisiert als 'laub, blattwerk, strauchwerk'
3.1.1.3		c) in der bedeutung II A 1 'lebensvoll, blühend' (z.B. *im grün der jugend*)
3.1.1.4	d)	einzelnes (bes. als Name für Krankheiten und Giftstoffe)
3.1.2	2)	schwache flexion nach artikel
3.1.2.1	a)	das grüne als die grüne farbe schlechthin (bis in das 18. jh.)
3.1.2.2	b)	in der anwendung auf vegetatives grün (z.B. *ins grüne*)
3.1.3	3)	artikelloser gebrauch der pronominal flectierten form: *grünes*
3.2	B.	masc. der grüne, ein grüner (volksmäszig von polizisten u.a.)
4	IV.	grün- als compositionsbestandtheil [ausgebreitetere wörter s. an alphabet. stelle]

4.1	1)	adjectiva
4.1.1	a)	vor einem zweiten adj. der farbbezeichnung (z.B. *grüngrau*)
4.1.2	b)	mit einem adj. (z.B. *grünluftig*)
4.1.3	c)	mit substantiven, die durch -ig, -icht adjectiviert sind (z.B. *grünblättrig*)
4.1.4	d)	in verbindung mit einer stoffbezeichnung (z.B. *grünmarmorn*)
4.1.5	e)	in der bedeutung I B 2 oder II A 1 mit sinnverwandten adj. (z.B. *grünfrisch*)
4.2	2)	participia präteriti
4.2.1	a)	composition mit einem als adj. empfundenen partic. prät. (z.B. *grünbekränzt*)
4.2.2	b)	zusammensetzungen adjectivischen charakters (z.B. *grünbehaart*)
4.2.3	c)	zusammenrückung mit einem adj. partic. (z.B. *grünerstarrt*)
4.3	3)	participia präsentis (z.B. *grünglänzend*)
4.4	4)	substantiva
4.4.1	a)	grün- bezieht den hauptbegriff auf pflanzliches grün (z.B. *grünflächen*)
4.4.2	b)	grün- erläutert das subst. in den bedeutungen von I B 'unreif, roh' (z.B. *grünbier*)
4.4.3	c)	in appellativa zur charakterisierung einer farblichen abart (z.B. *grünreiher*)
4.4.4	d)	ebenso auch technischer, mineralogischer fachsprache u.ä. (z.B. *grünbad*)
4.4.5	e)	wenn ein grünfarbiger theil dem ganzen seinen namen gibt (z.B. *grünschwanz*)
4.5	5)	verbum (z.B. *grünbeten*)

Grün wurde also zunächst (1) im Sinne von 'sprossend' auf jungen Pflanzenwuchs angewendet, nahm aber früh den Beisinn grüner Farbe an, sei es (1.1) als die Farbe in Saft stehender Pflanzen, sei es (1.2) unter Betonung des Treibenden, Frischen, Jungen, Neuen im Gegensatz zum Trockenen, Verdorrten, Welken oder aber zum Ausgereiften. Diese Grundbedeutung spezialisierte sich in zweierlei Richtung. Einerseits (2.1) wurde das Frische aus dem pflanzlichen Bereich in

andere dingliche Bezirke übertragen, und zwar (2.1.1) mit positiver Bedeutungsrichtung als 'triebkräftig, lebensvoll, blühend' vor allem auf Menschen, (2.1.2) mit negativer Bedeutungsrichtung als 'unreif, unfertig' auf Menschen, Sachen und Abstrakta und (2.1.3) selten in übertragenem Sinne als 'günstig'. Andererseits (2.2) verselbständigte sich innerhalb der Vorstellung junger Pflanzenteile der Farbbegriff, so dass *grün* (2.2.1) als Farbbezeichnung schlechthin sowie (2.2.2) als Farbe des Frühlings sinnbildlich für Frohsinn und Freude verwendet wurde.

Diese Bedeutungen kommen nun in vielfältiger Form auch in (3) Substantivierungen und (4) Komposita vor, für deren Darstellung Grimm etwas weniger als die Hälfte des gesamten Artikels braucht und die darüber hinaus in 38 weiteren Einzeleinträgen (z.B. GRÜNDONNERSTAG) näher beschrieben werden.

Mit einer Ausnahme erfasst Grimm damit im Wesentlichen alles, was auch in modernen Wörterbüchern zu *grün* angegeben wird. Genauer: heutige Wörterbücher (z.B. Duden 2001, Kluge 2002) geben eine sehr kleine und komprimierte Auswahl aus Grimm, auch wenn teilweise jüngere Sprachbeispiele und neue metaphorisierende Wendungen (z.B. *grüne Grenze*, *grünes Licht*) aufgeführt werden[1] Die eine Ausnahme betrifft die Übertragung in den politischen Sinnbezirk, wo erst seit den späten 1970er Jahren *grün* als Symbol für schützenswerte Natur zunächst ökologische Ziele und Bewegungen, später auch ganze Parteien bezeichnet.[2] Duden (2001, 683) erläutert dazu beim Adjektiv (stilistisch nicht ganz überzeugend): „4. a) (Politik) zu einer Partei gehörend, sie betreffend, zu deren hauptsächlichen Anliegen die Ökologie gehört" und „b) dem Umweltschutz verpflichtet, ihn fördernd"; beim Substantiv fehlt diese Variante dort. In der Grimmschen Gliederung müsste heute unter 2.3 (als II.C) eine neue Rubrik mit entsprechenden Bildungen unter Substantivierungen (III.) und Komposita (IV.) eingeführt werden.

Auf den ersten Blick scheint selbstverständlich, dass Grimm 1935 diese politische Bedeutung nicht erfassen konnte. Bei genauerer Lektüre erkennt man jedoch den tieferen Schriftsinn. In einer bis heute unerreichten Verknüpfung von sprachwissenschaftlichem Sachverstand, feiner Ironie und prophetischer Weit-

---

[1] Für den Sprachgebrauch bis zur unmittelbaren Gegenwart vgl. die recherchierbaren Datenbanken des Instituts für Deutsche Sprache <www.ids-mannheim.de/kt/projekte/cosmas_I> bzw. <www.ids-mannheim.de/cosmas2> sowie das Projekt Deutscher Wortschatz <wortschatz.uni-leipzig.de> jeweils mit mehreren hundert Millionen laufenden Wörtern aus verschiedenen Quellen.

[2] Die Suchmaschine Google <www.google.de> findet am 10. Dezember 2004 auf gut 8 Milliarden Seiten im World Wide Web rund 3,1 Millionen Seiten, die das Wort *grün* enthalten, sehr häufig im politischen (*Bündnis 90/Die Grünen*, *Rot-Grün*) und ökologischen Sinne (*Grün macht Schule*) sowie in Eigennamen (*Andreas Grün*).

sicht hat der Herausgeber Arthur Hübner mit, wie er ausdrücklich vermerkt, 'der besten Kraft seiner jungen Jahre', bereits in den 1910er und 1920er Jahren an seinem sprachlichen Material ablesen können, wie der politische Hintersinn sich seit Jahrhunderten in der Wortgeschichte von *grün* vorbereitet und ausdehnt, bis er eines Tages den ausgereiften Hauptsinn abgeben würde, der sämtliche älteren Bedeutungsvarianten in sich vereint.

Wie das gesamte Grimmsche Wörterbuch gewinnt auch der Eintrag GRÜN Leben durch die zahlreichen liebevoll gesammelten Wortbelege und Verwendungsbeispiele aus vielen Jahrhunderten, die den lexikalischen Reichtum der deutschen Sprache eindrucksvoll in Erinnerung rufen. Der erste oberflächliche Blick mag darin lediglich ein grünes Potpourri aus Grimms grünen Belegen entdecken. Doch dank Hübners kunstfertiger Planung verbirgt sich hinter deren Anordnung gemäß der vordergründigen Systematik der Artikelstruktur wie in einem Vexierbild die Emanationsgeschichte der letztlich politischen Grundbedeutung von *grün* als 'sprossend, triebkräftig, freud- und lebensvoll, frisch, naturbetont' (eben 'grünfarben'), sicher auch 'unreif' und 'unfertig', doch jedenfalls 'günstig' im Gegensatz zum Ausgereiften, Etablierten und Verdorrten. Mit traumwandlerischem ästhetischem Geschick ist das alles vorgeführt an der defragmentierten Bildungsgeschichte eines Individuums, an der exemplarisch das Verhältnis von Sprache und Bürgertum als Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen rekonstruiert wird. So erweist sich der Wörterbucheintrag als mit äußerstem ästhetischem Bedacht umgekrempelte Textsorte eines dekonstruktivistischen Entwicklungsromans.[3]

Wie in einem Palimpsest können wir aus den sorgsam und mit Bedacht arrangierten Sprachbelegen die gesamte Biographie eines heute bedeutenden grünen Politikers und Sprachwissenschaftlers herauslesen. In der Tat entpuppt „Arthur Hübner" sich damit als Anagramm dritter Ordnung für jenen nachgeborenen Zeitgenossen, der in umgekehrter Seelenwanderung schon damals sein heutiges Leben ahnungsvoll in sich trug. Lesen wir also genau.

„in seinen grünen und lustigen tagen" (Immermann 1, 69 H.) „ist er von jahren jung und grüne von gestalt" (Fleming dtsche ged. 1, 88 lit. ver.). „in grünen jünglingsjaren" (Rompler erstes geb. 95) bleibt er, wie sollte es anders sein, „ein noch grüner schulknapp" (Vosz antisymb. 2, 288), „jung und, wie es mir bei der unterhaltung [...] vorkommen wollte, grün" (Hebbel br. 1, 54 W) – oder, wie andere Quellen berichten, „so e griner junge" (Müller-Fraureuth 1, 446a),

[3] Vgl. schon Goethe 1953, 145: „So am Grünen, so am Bunten / Kräftigt sich ein reiner Sinn" in Verbindung mit „Wüßte kaum genau zu sagen / Ob ich es noch selber bin, / Will man mich im Ganzen fragen / Sag' ich: ja so ist mein Sinn" (Goethe 1949, 8).

gar ein „grön bengel“ (Danneil 70b), der „in grüner einsamkeit“ spaziert (J. Chr. Günther ged. 308) und „sorglos in die grüne weite“ fährt (Gutzkow zaub. 1, 226).

In dieser Lage fordert vor allem Ayrer (hist. proc. iur. 492) ihn heraus: „du bist noch zu jung und grün umb den schnabel“. Keisersberg (has im pf. c 6b) setzt noch eins drauf: „es gehört [...] arbait darzu, wann du bist noch grien, dein natur ist noch ungedörret“. Das mag er nicht auf sich sitzen lassen. „in der träumerischen klause seines ersten grünen lebens (d.h. in der stube, die er als jüngling bewohnte)“ (Jean Paul s. w. 22 1827, 227 Reimer), „eh ihm das milchhaar noch das grüne maul bezogen“ (Günther ged. 498), hält er sich an das alte Volkslied „mädele ruck, ruck, ruck an meine grüne seite“ und entdeckt, dass auch „frou Liebe treit ein grüen kleit“ (Meister Altswert 29, 34). Noch etwas unbeholfen reimt er: „du schlieszt aus meiner mine, ich wäre dir recht grüne“ (Henrici ernst-scherzh. u. sat. ged. 2, 268).

„zu der zeit, als Rom am grünsten war“ (Rompler erstes geb. 55), sucht er fortan „in [...] grünplüschenen hosen“ (Jean Paul 42/43, 49 H) „am grünen gestade“ (Schiller 11, 396 G.) und „auf Italiens grünen boden“ (Mommsen röm. gesch. 1, 212) sein Glück: „kommt es nicht wie träumen aus den grünen räumen zu uns wallend nieder [...]?“ (Tieck schr. 4, 194) „da will jedermann [...] im grünen spatzieren, im grünen essen und oft im grünen schlafen“ (K. Scheidt lobr. v. w. d. meyen 38). An „Italiens grünsten myrtenhecken“ (Dahn ged. 1908, 242) nimmt denn auch die ihm in die Wiege gelegte metaphorisierende Erweiterung von *grün* als sprossendem Beginn über Unerfahrenheit und bukolische Natur bis zur politischen Hauptbedeutung ihren Lauf: „und hier mir sproszt des lebens grünster baum“ (Rückert ged. 1841, 255). Kurz: „er wurde noch einmal so grün, als [er] die [...] herrlichkeit sah“ (Gotthelf ges. schr. 2, 249).

Denn – man ahnt es wohl – in diesem „grünen lande der glückseligkeit“ (Chr. Weise pol. redner 493) beginnt, wie der Titel der Quelle verrät, auch unseres jungen Helden Politisierung. Schon Shakespeare (9 1833, 119) wusste ja: „er hatte einen grünen witz“. Diesem hellen Bewusstsein kann nicht entgehen, dass „von diesem ort das meiste kraut und grüne wahr nach Venedig geführet wird“ (A. Müller denkw. reisen 1678, 41b). So entdeckt er Globalisierung und Warenverkehr als Ursache vielfältiger Ungerechtigkeit. „wo diese gedanken [...] in ihrer ganzen ersten frische, aber auch in ihrer ganzen grünen unreife verbreitet wurden“ (Rob. Prutz d. mus. 2, 144), da bleibt nur eins: zurück aus Italien in die raue politische Heimat. „vor kurzem bin ich [...] in Hannover gewesen und habe daselbst den grünen esel gespielt“ (Bürger br. 2, 63). Denn „wann man nun sollte grün und wacker sein, so ist man effoetus und verlegen“ (Fischer schwäb. 3,

869). Immerhin wird „der grüne markt forum olitorum“ gegründet (Frisch 378b) und „die händlerin mit grüner ware heiszt grüne frau“ (Albrecht Leipz. 126b). So sind „die hüte [...] mit grünem eichenlaub und die herzen mit grünen gedanken umkränzt“ (E. M. Arndt schr. für u. an s. l. Deutschen 2, 205).

An dieser lebensgeschichtlichen Wende sieht Clemens Brentano nur den Bruch, wenn er über die frühere Zeit unseres Helden in romantischer Rückwendung bemerkt: „wie warst du so schön, so kindlich, so grün“ (an Sophie Mereau 1, 207). Depressive Züge bleiben, wen wundert's, diesem auch keineswegs erspart: „aber ich, armer Eulenspiegel, kom nimmer auf ein grünen hügel“ (Fischert 2, 232). Doch trotz aller Prüfungen und Rückschläge verliert er seine unverrückbare Wesensbestimmung nicht, wie zumal Fischer (ja, der!) klar erkennt: „der sieht immer grün aus“ (schwäb. 3, 870) und zwei Seiten zuvor eindeutiger: „du bist ein kerl wie buchs, im sommer und winter grün“. Und merken wir auf! Fischer (schwäb. 3, 869) diagnostiziert sogar: „'s glück macht ihn recht grün 'übermüthig'“. „im grün der jugend flammte hoch der muth“ (F. Schlegel Athen. 3) Obacht! Vielleicht hat Albrecht (Leipz. 126b) richtig erkannt: „er bricht es gar zu grün ab (er tritt keck, unverschämt auf)“. Schon Lenz (ged. 152) hatte ja gewarnt: „ach männer, männer seid nicht stolz, als wärt nur ihr das grüne holz“!

Voller Elan jedenfalls will unser Held nun „sik grön maken (sich hervorthun)“ (brem. wb. 2, 548) und „macht sich trefflich grüne“ (Chr. Weise d. gr. jug. überfl. ged. 147 ndr.). Schnell arbeitet er sich hoch: „dasselbe abzeichen trugen seine diener auf grünem ärmel; denn grün war seine farbe“ (Banke s. w. 3, 388). In dieser Weise charakterlich wie machtpolitisch gefestigt weiß unser Held – ganz im Gegensatz zu Brentanos einseitiger Sicht – die ökologisch-bewahrende und die kritisch-revolutionäre Seite grüner Politik in seiner Person zu vereinen. Sehr wohl versteht er das politische Farbenspiel: „wie rot sein im die augen worden! yetz ist es grün, was er sihet“ (Albr. v. Eyb dtsche schr. 2, 99) und weiß es auch persönlich zu leben: „ein grüner mann, ein rothes weib, die farben wol zusammen“ (Logau 574 lit. ver.). Doch sein fundamentaler Ansatz geht tiefer: „diu welt ist ûzen schœne, wîz, grüene unde rôt“ (Walther v. d. Vogelweide 124, 37). Germanistisch gebildet, begreift er das Vanitas-Motiv und wird zum Kämpfer gegen Schwarz, das sich dann ja wohl innen verbergen muss.

Verbergen? In der Tat, es gilt den trügerischen schwarzen Fraktionsvorsitzenden zu entlarven: „ein grüner mertz bringt selten etwas gutes“ (bauernregel, allg. haush. lex. 1, b 3a). Nun aber verwirrt sich das Farbenspiel. Die „bratwürste mit grünem kohl“ (Langbein 31, 139) beraten, „bei der ministerkonferenz [...] kam nichts raus, wie an den grünen tischen nie was raus kommt“ (Isegrim 1, 115). Trotzdem pflegen sie ihre „neigung, [...] vom grünen tisch aus zu reg-

lementieren“ (Bismarck ged. u. erinn. 2, 235 volksausg.), und „sie verloren sich freilich nicht weiter in die grüne freiheit“ (Raabe hungerp. 1, 81), ganz zum Verdruss unseres Helden und seiner Diener. Ein wüster Kampf entbrennt, „seins grine knippel oder trockne?“ (G. Hauptmann biberpelz 1893), und ins Getümmel gerät unser Held, „den bey einem auflaufe der blauen und grünen die ihm entgegene parthey zu ermorden gedachte“ (Haller Alfred 99). „der grüne wagen für den gefangenentransport in Berlin, auch grüne Minna genannt“ (Ostwald rinnsteinspr. 63) steht bereit, doch werden die Missetäter, „noch grün in sünden“ (Äg. Albertinus hirnschl. 519), „der bearbeitung der ganz grünen auscultatoren überlassen“ (Bismarck ged. u. erinn. 1, 25), welche „durch die grünen götterwelten“ (Denis lieder Sineds 64) bestimmt und angeleitet wurden. Und deren „grünes gelüsten (übertragen: ‘keinen verstand haben’ wie das vieh)“ (lux. ma. 153b) ist nur zu bekannt: „wir haben ja darüber recht grüne erfahrungen an einigen neueren [...] werken“ (Thibaut notwendigk. e. allg. bürg. rechts 416): „das grüne holz, die frommen, die stillen, sollen hier zu lande das dürre seyn“ (Hippel lebensl. 4, 287). Zu allem Überfluss versucht „eine grüne censur (die schlechteste)“ (L. E. Kossak Berl. kunstausst. i. j. 1846, 6) all diese Machenschaften auch noch zu verschweigen.

Nun stimmen die Farben nicht mehr. Unser Held klagt: die Partei „ist mir nicht wieder grün geworden“ (Gutzkow ritter 8, 36). Er kommt sich vor wie „jener bawer, den man uberredt, grün were blaw“ (Lehmann floril. pol. 1662, 1, 347), und überlegt, „wie ich meine händel anstellen wolte, damit ich wieder recht grün würde“ (Grimmelshausen 4, 518 lit. ver.). „mit vollem grünen zorn ruft“ (E. M. Arndt werke 5, 229 R.-M.) er seinem Widersacher zu: „sie grüne weisheit sie!“ (Rob. Prutz engelchen 3, 144) „was hat dein tyrannei gewunnen? nicht grünes, wie ich hab vernummen“ (Opel-Cohn dreiszigj. kr. 52). Alles wird unübersichtlich, Gut und Böse durcheinander. „die grün (gewitterwolke) mit schwartz ist die bösest“ (Reynmann wetterbüchl. 6). Oder ist die „bande von grünen lümmeln“ (G. Hauptmann weber 13) ganz auf die schwarze Seite geraten? „das is dasselbe (dieselbe kullör), nur in gr.!“ (Müller-Fraureuth 1, 446b). Konrad von Megenberg (buch d. nat. 43, 15) lehrt ja: „welches menschen varb grüen ist oder swarz, der ist pœser site“. Und Fischer – ja, Fischer! (schwäb. 3, 868) – weiß: „schwarz und grün hat der teufel gesehen“. Grimmelshausen (1, 362) behauptet, „dasz sich der teufel gern in grünen kleidern sehen lasse“. Wer ist nun wer? Wehe: „grüne dämmerung“ (Eichendorf 2, 411) ward „grüne dunkelheit“ (Bodmer vier krit. ged. 68) und schließlich „grüne finsternisz“ (E. V. Kleist 1, 47 Sauer). „was grün und fruchtbar was, dasz fraszen sie alle hinweg“

(Binhardus thür. chr. 1613). So kommt es, dass am Ende besagter Fischer[4] (schwäb. 3, 870) unseren Helden geißelt: „der ist mir zu grün, zu herb, zu derb".

Wer kann nun noch helfen? „die grüne fahne (des propheten)" (Lohenstein Ibr. sultan 22)? „ach möchte doch [...] der hofnung geistig grün die frohe seele zieren" (Brockes 5, 31)! Rückert (6, 386) richtet auf: „sei grünes muthes!" Moscherosch (ges. 1,77) stimmt ein: „das hertz ist grün und in frischer hoffnung". Schottel (friedenss. 17 ndr.) erinnert an „die grüne hoffnung", Stifter (1, 203) beschwört „das grüne banner der hoffnung", auch Lenau (317 Barthel) und sogar Brentano (5, 350) rufen: „trost und grüner muth"! Logau (248 lit. ver.) bringt es auf den Punkt: „neues wol blieb immer grün!"

In schlafwandlerischer Sicherheit durchlebt unser Held nun die lebendige[5] Grün-Metaphorik erneut, ja er verleibt sie sich ein, ganz in Paracelsus' (op. 1590, 6, 27) Sinne: „das die gedörrten kreuter [...] gleich wie ein fleisch zu achten sind, dann ihnen ist abgangen der grüne geist, das ist das leben". So wirken „ain grün krauth und dürr bratwürst darauf" (weisth. von 1474 bei Fischer schwäb. 3, 868) sowie „ein gläschen grüns" (Gotthelf nach Staub-Tobler 2, 750) Wunder. „mein hertz das wirt gruene (ich fasse frischen mut)" (Heinr. v. Neustadt Ap. 3031). So wächset wieder „grüne freude [...] wie die maulbeerblätter" (H. Fleming vollk. teutsch. jäger 1719, 8). „grön macht die welt fräden vol" (Hätzlerin 2, 20, 68), und „die grün (varwe) erträgt uns frölich leben" (Heinr. v. Wittenweiler ring 2 lit. ver.). Neuen Mutes predigt unser Held, „dasz wir der groszen sache würdig grün bleiben und frisch" (Schleiermacher II 4, 47). „er hat sein schäfchen aufs grüne gebracht" (Körte sprichw. 377). Hat er sein Vanitas-Erlebnis nur vergessen oder überwunden?

Wir wissen es nicht. Wir wissen nur: „grün grasz wird auch hew" (Lehmann floril. pol. 2, 796), spätestens „vor den grünen siechtagen" (Tabernämontanus kräuterb. 1664, 19, 335). Vielleicht wird Schupp (schr. 1663, 299) dann Recht behalten: Alle seine „nachkommen konten auf keinen grünen zweig gerathen". Dann wäre er „der letzte grüne trieb [...] am absterbenden stamm der kunst" (Justi Winckelmann 2, 197) gewesen. Wie Rückert (1, 10) bemerkt: „denn faul von euch (geschlechtern) sind selbst die grünsten".

---

[4] Wieland 22 1796, 264 zufolge „ein edelmann, an weisheit ziemlich grün" (zit. nach Grimm 1935, Sp. 647).

[5] Dazu Ricœur 1986.

Literatur

DUDEN [4]2001: Deutsches Universalwörterbuch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u.a.

GOETHE, Johann Wolfgang 1949: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden [1821/1829]. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ernst BEUTLER (Artemis-Gedenkausgabe). Bd. 8. Zürich, 7–521.

Ders. 1953: Schwebender Genius über der Erdkugel, mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend [1826]. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hrsg. von Ernst BEUTLER (Artemis-Gedenkausgabe). Bd. 2. Zürich, 144f.

GRIMM, Jacob / GRIMM, Wilhelm 1935: Deutsches Wörterbuch. Vierter Band I. Abteilung 6. Teil: GREANDER–GYMNASTIK. Leipzig [Fotomechanischer Nachdruck als olivgrüne Taschenbuchausgabe München 1984. Elektronische, recherchierbare Ausgabe auf CD („Der Digitale Grimm" ebenfalls in grünem Layout) Frankfurt a.M. 2004; vgl. auch <www.dwb.uni-trier.de>].

KLUGE, Friedrich [24]2002: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar SEEBOLD. Berlin / New York.

RICŒUR, Paul 1986: Die lebendige Metapher [frz. 1975]. München.

Copyrighted material

Wolfert von Rahden

Immer wieder plötzlich am Ende des Sommers. Zur Phänomenologie des Abschiedsrituals auf einem italienischen Landsitz in den achtziger Jahren

Aus sichrer zeitlicher und räumlicher Ferne erinnert sich der beteiligte Chronist nur mit Schaudern an ein Ritual, das sich nicht im wohldefinierten Rahmen der Seminarsituation zu ereignen pflegte, sondern auf auswärtigem Terrain und das, aus der höchsten Kraft der Gegenwart gedeutet, über die Jahre eine nahezu nostalgische Sakralisierung erfahren hat, und zwar aus der Position dessen, der diese gelebte Erfahrung immer wieder aufs Neue zu überliefern vermag, weil er wie einst Odysseus – man verzeihe die heroisierende Anleihe aus der Antike – stets entrinnen konnte, also überlebt hat.

Ein Jahrzehnt lang war der einsam in der Tiefe der Toscana gelegene, von nahezu jeglicher Zivilisation abgeschnittene Landsitz des Gastgebers der Schauplatz jenes Geschehens, das keinen, der darin verwickelt wurde, so entließ, wie er angekommen war. Nach festem Brauch pflegte ein „auserwählter" Toscana-Gast auf dem ländlichen Anwesen des Gastgebers nach mehrwöchigem Aufenthalt zur Entsorgung der Stoffwechselprodukte der Bewohner des Landsitzes herangezogen zu werden. (Als „Kavaliersdienst" blieb diese Fron freilich dem männlichen Gast vorbehalten, dem weiblichen wurde sie erspart.) Dieser dramatische Höhepunkt am Ende des Sommeraufenthaltes erwies sich im Normalfall für den sensiblen großstädtischen Gast, der atavistischen Lebensform der Urhorde entwöhnt, als gefühlter Tiefpunkt, als psychischer und physischer Härtetest, der endlich die Antwort geben sollte auf jene entscheidende Frage des Feldversuchs, der als soziales Krisenexperiment die Bindungsfähigkeit zu einer vorindustriellen Umwelt prüft und die prämoderne Grundfrage des Seins stellt: „Wie hältst Du es mit der Natur und – vor allem – wie hältst Du es mit ihr aus?"

Konnten die alltäglichen Reinigungsprozeduren am Ziehbrunnen noch als sportliche Herausforderung angenommen werden – immerhin: Wasser war vorhanden, auch wenn der Gast ständig davor gewarnt wurde, es zu inkorporieren, da es „natürlich" verunreinigt sei (mich erinnerte die Färbung immer an den „naturtrüben" Apfelsaft von Alma Hoppe, der mir schon als Kind nicht gemundet hatte) – und bot auch das Stoffwechseln im rustikalen Holzhäuschen ohne die vertraute Wasserspülung zumindest den Reiz einer abenteuerlichen Event-

Erfahrung, so führte der Tag der Abreise unweigerlich in eine existentielle Grenzsituation, in einen Höllenkreis der Anspannung aller Kräfte, in dem es ums Ganze ging – auf Leben und Tod.

Also begann das Ritual, dem sich zu entziehen kaum einem Gast – dem das Schicksal in Gestalt des Gastgebers das Los der Teilnahme zugewiesen hatte – jemals gelungen war: Der auserwählte – um nicht zu sagen: verurteilte – Gast hob mit dem Gastgeber den zentnerschweren (wie es schien) Kübel voller Gülle aus dem Ab-Ort, schleppte ihn kilometerweit (wie es schien) den Hügel hinunter, den nächsten wieder hinauf durch einen riesigen Olivenhain (warum müssen die immer so riesig sein?) und ersehnte den endlichen Bestimmungsort, jene Ackerfurche, die den Segen der Jauchedüngung nach Maßgabe des Gastgebers erfahren sollte. Dabei – die Nervenanspannung ist kaum zu beschreiben – lauerte die tödliche Gefahr im verdorrten Gras und Unterholz des Haines: die tückische Viper, wohlverschwiegen in allen Toscana-Wanderführern, tarngefärbt und kaum zu erkennen, mit ihrem aufrichtbaren Giftzahn hinterhältig wartend, da sie, anders als alle andern Schlangen, wie von Einheimischen glaubhaft berichtet, niemals flüchtet, sondern geduldig in der Erdmulde kauert und lauert, um dann den tödlichen Biß zu setzen, wenn man ihr versehentlich zu nahe gerät: mit fatalen und letalen Folgen für ihr menschliches Opfer – nach einer halben Stunde hat das Nervengift das Gehirn des Unglücklichen bereits so schwer geschädigt, daß Wahnsinn eintritt, jede weitere Bewegung des Opfers verteilt das Gift schneller über den Blutkreislauf im gesamten Körper, und nach einer Stunde voller Qualen tritt unerbittlich der Tod ein. Diese Gedanken jagen dem kübeltragenden Gast durch den Kopf, während er den Boden, verdeckt durch die Größe der unhandlichen und beschwerlichen Last, nicht sieht und nur ahnen kann, wohin er gerade tritt; der Schweiß bricht aus, die Beine werden schwer, die Arme erlahmen, die beißenden stinkenden Schwaden aus dem infernalischen Topf verätzen die Atmungsorgane, das rettende Serum ist fern – oder sogar verdorben? (Hatte der Gastgeber nicht beim Frühstück erzählt, der die lebenswichtigen Ampullen bewahrende Kühlschrank sei ausgefallen, weil das stromspendende selbstgebaute ökologische Windrad wieder einmal den Dienst versagt hatte?)

Die Hitze brütet immer mehr (um diese Jahreszeit brütet sie fast immer), und die verschwitzten Hände vermögen die Last kaum noch zu halten. Als sei dies alles noch nicht verdrießlich genug, haben sich während des langen Marsches weitere Unbilden in Gestalt von fliegenden Lästlingen eingestellt: Schwärme von Schmeißfliegen und anderem flugfähigem Ungeziefer umkreisen lüstern das Objekt ihrer Begierde. Es gab bereits eine Vielzahl fester Fluglinien vom Kotkübel zu den verschiedensten Körperzonen der gepiesackten Träger, die kei-

keinerlei Chance haben, sich der Plage zu erwehren, weil die wehrfähigen Gliedmaßen durch den Transport des Zubers gebunden sind. (Es gibt Situationen im Leben, da beneidet man Pferd und Rind um Schweif und Schwanz.)

Und überhaupt: War nicht gerade die italienische Jagdsaison eröffnet worden? Hatten zu dieser Zeit nicht schon unzählige Unschuldige – und nicht nur ahnungslose Touristen – ihr Leben lassen müssen, weil sie irrtümlicherweise für durchs Unterholz brechendes Schwarzwild gehalten worden waren? Man kannte ja zur Genüge aus Erzählungen vorm abendlichen Kaminfeuer jenen Typus von entfesseltem italienischem Freizeitjäger, der sein ihm verbrieftes persönliches Jagdrecht – seinerzeit als demokratisch-bürgerliches Privileg dem Adel abgetrotzt – ebenso hemmungslos wie gnadenlos auszuüben pflegte. Waren die Einschußlöcher denn nicht noch deutlich sichtbar in der Außenwand, ja sogar im Küchenmobiliar des Anwesens – bestürzende Zeugnisse der bis an die Zähne bewaffneten schießwütigen Horden, die auf alles zielten, was sich bewegte? Oder auch nicht bewegte? (Und die selbst, wie man ja weiß, vor Singvögeln nicht halt machen.)

Das innere Ohr vermeint bereits die ersten peitschenden Schüsse zu vernehmen; je länger der Gewaltmarsch durchs unwegsame Gelände andauert, desto mehr tritt ins Bewußtsein, daß die Bodenbeschaffenheit für Rumpf und Kopf keine Deckung bietet, sondern beide schutzlos potentiellen Angriffen ausgeliefert sind. Und jenen den Blicken der Häscher verborgenen Körperpartien, den Unterschenkeln, droht – doppelt tödliche Ironie! – die Gefahr von unten.

Nur von unten? Wie lautete doch der Bericht des Besuchers vom Vorabend: War da nicht die Rede davon, daß nicht selten die Viperngefahr von oben droht? Hatte es nicht jenen ortskundigen Pfarrer das Leben gekostet, der – weil er spät dran war – die Abkürzung durchs Unterholz nahm, sorgsam der Schlangengefahr achtend, mit dem Blick nach unten und dem Stock den Untergrund abklopfend, und der dann unglücklicherweise jenen Olivenbaumzweig in Haupteshöhe streifte, auf dem die todbringende Reptilie saß? Der Biß traf ihn am Hals, und er schaffte den Weg zu seiner Kirche nicht mehr; mit letzter Kraft hatte er sich noch bis zum Ortsrand geschleppt, wo den Sterbenden die Haushälterin fand. Beim Biß in den Kopf – so sagen die Experten – tritt der Tod bereits binnen einer halben Stunde ein.

Die Hitze wird unerträglich, der Puls rast: Die tödliche Gefahr lauert mittlerweile überall. Der Jauchekübel wird bleischwer, sein Brodem schnürt des Lastenträgers Atmung ein, während der Gastgeber, offensichtlich immer noch gut gelaunt (oder listig getarnt?) nichts von der umfassenden Bedrohung zu ah-

nen scheint. Ganz im Gegenteil: er zeigt sich leichtfüßig, von heiterer Stimmung, ist gar zu Scherzen aufgelegt.

Endlich ... Stunden später (wie es scheint) – das Ziel ist erreicht. Herakles und Gefährte misten den Augiasstall aus. Die übelriechende Brühe ergießt sich über die zu düngende Fläche und die Beinkleider des Gastes. Ein markiges Lachen und ein nicht zu überhörendes „Dampft der Dünger auf dem Feld, winkt dem Bauern gutes Geld!" reißen den Städter aus seinen Wachalpträumen.

Keuchend und mit zittrigen Knien wendet sich der Gast – der Zivilisation entgegen: bis zum nächsten Jahr in Montisi, wenn der Kairos – so die stets wiederkehrende Hoffnung – bestimmen möge, daß ein anderer die Last trage.

Copyrighted material

ISBN 3-937786-35-X

Copyrighted material